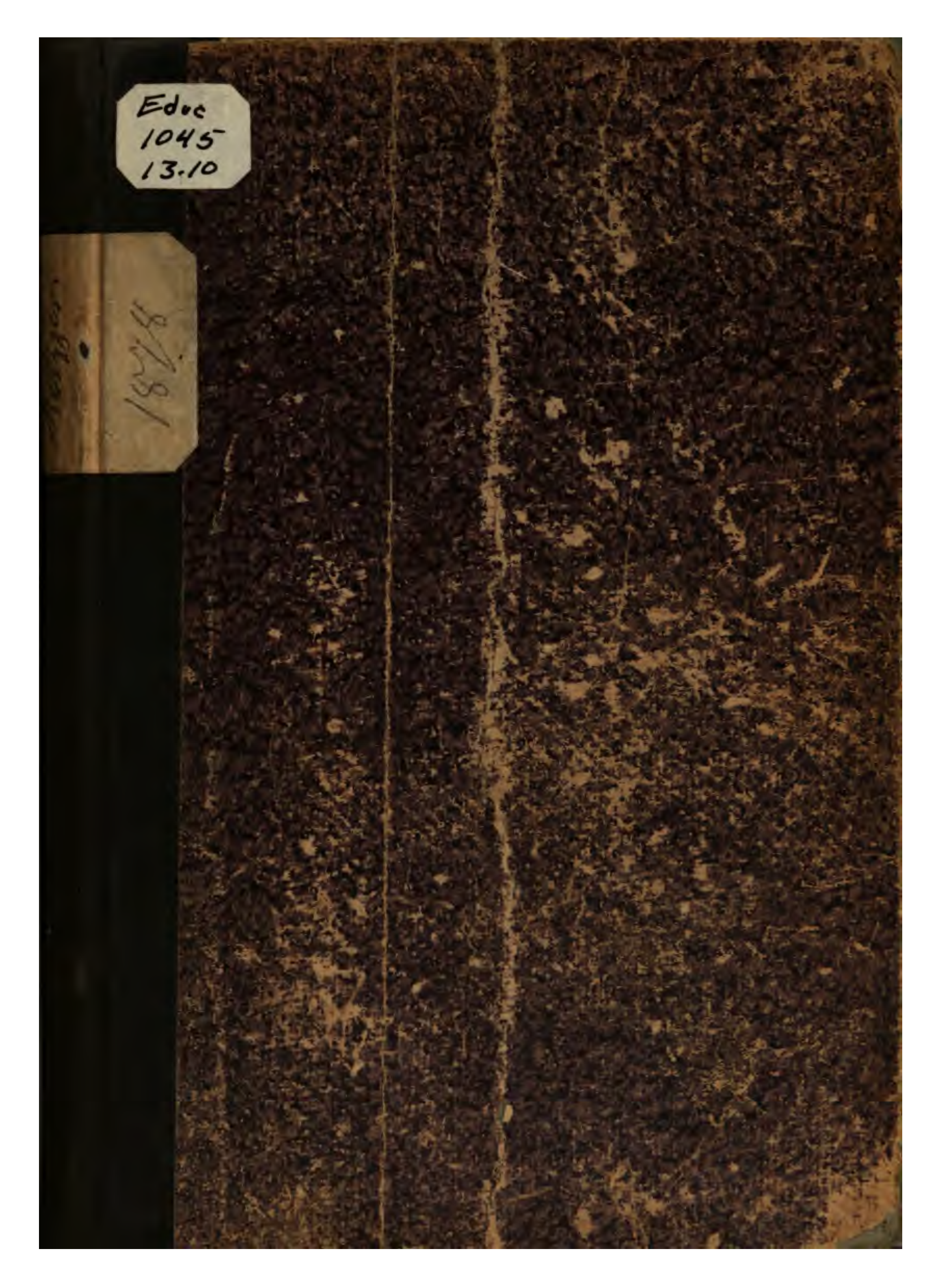



CHARLES · WILLIAM · ELIOT
PRESIDENT OF HARVARD, 1869-1909
VE RI TAS
CHARLES · WILLIAM · ELIOT
COLLECTION
IN · HONOR · OF · HIS · NINETIETH · BIRTHDAY
MARCH 20TH 1924
EX DONO
HARVARD ALUMNI ASSOCIATION

Schulrath

Dr. Georg Caspar Mezger,

weiland Rector des Gymnasiums
bei Sct. Anna in Augsburg.

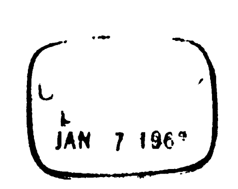
Leben und Wirken eines evangelischen Schulmannes.

Von

Dr. Georg Mezger,
Gymnasialprofessor in Landau i. d. Pfalz.



Nördlingen.
C. H. Beck'sche Buchhandlung.
1878.


JAN 7 1969

Ἤρετό τις αὐτόν· Ἀλλ' ἐπὶ τῷ μὴν μέγα φρονεῖς, ὦ Αὐτόλυκε;
Ὁ δ' εἶπεν· Ἐπὶ τῷ πατρί.

(Xenoph Symp.)

Vorwort.

Was mein seliger Vater erstrebt und gewirkt hat, brauchte ich dankbaren Schülern nicht erst niederzuschreiben; denn was sie selbst an sich empfunden haben, und was sie von ihm mit in das Leben hinausgenommen haben, wiegt die Worte leicht auf, die davon reden. Es ist mehr als ein bloßes Erinnerungsblatt, das ich ihnen hier vorlegen möchte. Eigenartige Werke brauchen, um verstanden zu werden, die Erläuterung durch ihre Geschichte. Daß aber meines Vaters Pädagogik etwas durchaus Eigenartiges war, weiß jeder, der etwas von ihr gesehen hat. Nicht hergebrachte und von andern angeeignete Theorien waren es, nach denen sie sich richtete, sondern das Ergebniß eigener Lebenserfahrung in einem zwar in bescheidenen Verhältnissen, aber doch nicht in den gewöhnlichen Bahnen sich bewegenden Leben. Es war nicht ein ererbtes Kapital, das in ihr arbeitete, sondern ein durch heißes, mühevolles Ringen mit der Noth des Lebens erobertes. Denn wenn irgend eines Menschen Leben, so war das seinige eine Bestätigung

für das Psalmwort: „Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Ihm fehlten in seiner Jugend die Schulen und die Lehrer und alle die Hilfsmittel, die man sonst als selbstverständlich ansieht; und doch hat sein eiserner Wille sich durch alle Schwierigkeiten hindurchgekämpft und es schließlich seinen Altersgenossen zuvorgethan. „Das macht ihm keiner mehr nach“, so habe ich oft andere von ihm sagen hören, wenn sie von der Arbeitslast, die er auch in seinen späteren Jahren noch theils freiwillig, theils unfreiwillig auf seinen Schultern trug, redeten, obwohl sie nur von einem kleinen Theile derselben gewußt haben; denn die ganze Schwere der Bürde, die er auf sich nahm, kennen nur die Seinigen. Die harte Schule aber, in welcher diese Kraft und der unbezwingliche Wille, welcher auch über die Schwächen eines oft sehr leidenden Körpers Herr zu werden wußte, sich herangebildet hat, hat auch jene Grundsätze gereift, die seine ganze Unterrichts- und Erziehungsweise beherrschten. Da hat er gelernt, was die Jugend bedarf, um feste Grundlagen für die Bildung des Geistes und Herzens zu gewinnen.

Daß er Autodidakt sei, pflegte er selbst hervorzuheben, nicht mit dem eitlen Rühmen, wie es solche zu thun pflegen, die in der Halbwisserei stecken geblieben sind und den Mangel nicht fühlen, der ihnen damit anhaftet. Mit diesem sich überschätzenden Selbstgefühl, das es doch nicht weiter bringt, als bis zum Dilettantismus, hatte er nichts gemein; es war vielmehr der dankbare Rückblick auf eine dornenvolle Lebensbahn, die ihn da-

rauf einen Werth legen ließ. Er wußte, wie gut das Brod schmeckt, wenn man es sich im Schweiß seines Angesichts erworben hat, und der Trunk aus der Quelle, wenn man sich über Felsen und Gestrüpp zu ihr durchgearbeitet hat. Dabei hatte er gelernt, daß nicht das Genießen dem Leben seinen Werth verleiht, sondern das Ringen und Streben. Das gab auch seiner Pädagogik den Grundton. Ihm war die Bildung mehr als ein glänzendes Kleid, das man der Jugend umhängt, daß sie darin einherstolziere. Ein Mann, ein rechter, ganzer Mann zu werden und sich Bahn zu brechen zu den wahren Reichthümern des Lebens, das wollte er sie lehren.

Nicht eine Musteranstalt, welche die Augen auf sich zöge, sollte die Schule von Sct. Anna sein, der er vorstand. Gerade zu jenen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, die mit glänzenden Erziehungsresultaten zu paradieren pflegen, stand die seinige im schärfsten Gegensatz. Ihm galt es den Kern, nicht die Schale. Das äußere Ansehen war ihm ziemlich gleichgiltig; aber was Kopf und Herz der ihm anvertrauten Jugend aus der Schule mitfortbrächte, das war ihm stets heilige Sorge und Gewissenssache. Ohne selbstgefälliges Vordrängen hat das Werk dennoch den Meister gelobt; es hat ihm den Dank zahlreicher Schüler, Ansehen, Achtung und Vertrauen auch in weiteren Kreisen erworben, und wenn einer die Geschichte des bayrischen Schulwesens in den letzten fünfzig Jahren schreiben wollte, so könnte er den Namen meines Vaters nicht umgehen.

In seinen letzten Lebensjahren hat er selbst den Vorsatz geäußert, sein Leben zu schreiben, wenn er Zeit dazu fände. Nicht weil er sich selbst ein Denkmal hätte setzen wollen, sondern weil ihn die reichen Erfahrungen seines Lebens des Niederschreibens zur Lehre für andere werth dünkten. Es ist auch im Hinblick auf seine eigene Entwickelung zu bedauern, daß er zur Ausführung dieses Vorsatzes nicht kam; denn diesen Mangel kann nun niemand mehr ergänzen. Ueber seine pädagogischen und didaktischen Grundsätze könnten die Rectoratsacten von Sct. Anna, die Gutachten, die er den vorgesetzten Stellen erstatten mußte, und seine Schulreden manchen Aufschluß geben. Aber es würde damit doch nur ein Theil seines Wesens erschlossen, und nicht der wichtigste; es wären nur einzelne Früchte von einem Baume, der mehr noch, als durch sie, durch den starken Stamm und den kräftigen Wuchs seiner Aeste und Zweige bemerkenswerth war. Woher aber die Wurzeln für das schwache Stämmchen einst jenen Lebenssaft gesogen hatten, und woher sie später den Baum nährten, das entzog sich den Blicken der andern, und davon redet kein schriftliches Material; davon wußte nur er selbst ganz, und die Seinigen das, was sie aus seinem Munde gehört und von seinem Leben gesehen haben.

Ist es nun auch nicht möglich, ganz zu ersetzen, was er selbst geboten hätte, so wird doch der Versuch, sein Leben zu schreiben, wie ich hoffe, Billigung finden. Nur von einem der Nächststehenden konnte er gemacht werden. Denn auf Erinnerungen, und zwar vielfach auf

solche, welche nur in diesem engsten Kreise vorhanden sein können, mußte er sich hauptsächlich stützen. Daß unter solchen Umständen die Darstellung eine etwas subjective Färbung bekommen muß, ist selbstverständlich und bedarf kaum einer Entschuldigung. Persönlich Empfundenes darf sich auch als solches geben; ja es kann oft gar nicht anders. Aber vielleicht will es manchem scheinen, ich sei darin zu weit gegangen, und es dränge sich die eigene Person zu sehr in die Darstellung herein, da ich durchgängig von „meinem Vater“ spreche, statt einfach den Namen dafür zu setzen. Ich weiß wohl, daß es anderen in ähnlichem Falle gelungen ist, die eigenen persönlichen Beziehungen zurücktreten zu lassen und wie Unbetheiligte von einem Fernerstehenden zu reden. Diese Art der Darstellung, welche den Eindruck größerer Objectivität macht, hätten manche vielleicht auch hier für wünschenswerther gehalten; aber sie wäre in diesem Falle gar nicht möglich gewesen. Denn man vergesse nicht, daß es etwas anderes ist, aus Tagebüchern und Briefen oder sonstigen Aufzeichnungen eine Biographie zu schreiben, und etwas anderes, den Stoff dazu aus seinem Gedächtniß zu nehmen und ein Bild zu zeichnen, das vorher nur im Herzen wohnte. Im letzteren Fall kommt es ganz wesentlich darauf an, welches die persönlichen Beziehungen waren, in denen der Darstellende zu dem Geschilderten stand; sie können da gar nicht aus der Schrift verschwinden. Es sind nur zum geringsten Theile die Papiere meines Vaters gewesen, aus denen ich schöpfen konnte: anderes haben mir Freunde, die ihm in seinen

jüngeren Jahren näher standen, mitgetheilt; einiges habe ich selbst gesehen und miterlebt; das Meiste aber stammt aus dem mündlichen Vermächtniß des Vaters an seine Kinder. Nicht als Material zu einer künftigen Biographie, sondern um ihrer selbst willen zum eigenen, persönlichen Besitz hat er aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen ihnen oft und reichlich mitgetheilt, was er eben nur in ihre Herzen niederlegen mochte. Wenn ich nun daraus entnehme, was sein Wirken auch in weiteren Kreisen erläutern kann und sein Bild lebendig erhalten soll, so schöpfe ich aus einem theuern Erbtheil, dem ich nicht als ein Fremder mich gegenüberstellen kann. Der, welcher es uns hinterlassen hat, war mir, und muß es auch in dieser Schrift bleiben, „mein Vater". Ihre Form würde mit ihrem Inhalt in Widerspruch gekommen sein, wenn ich von dieser Bezeichnung abgegangen wäre. Nicht Unbescheidenheit ist es, die mich sie wählen ließ, sondern im Gegentheil der Wunsch, daß die Schrift nicht als etwas Anspruchsvolleres erscheine, denn als das, was sie sein will, der Bericht eines Sohnes.

So mögen denn diese Blätter hinausgehen in die Oeffentlichkeit, einstigen Schülern ein Andenken an ihren Lehrer, in weiteren Kreisen ein Zeugniß für pädagogische Grundsätze, an deren Richtigkeit es nichts ändert, daß man sie zeitweise vergessen hat. Das eigene Leben des Mannes, der sie ein halbes Jahrhundert in der Schule vertreten hat, ist ein Beweis dafür, daß sie aufwärts führen in die Höhen wahrer humaner Bildung. Möge es denn auch jetzt noch, wo es abgeschlossen vor uns liegt, Segen

stiften und in einer Zeit, wo man so viel davon redet, wie man sich eine Stellung im Leben, Ehre und Reichthum erwirbt, andere lehren, wie man sich Lebensgehalt erwirbt und zu edlerem Dasein aufschwingt!

Landau, im October 1877.

G. M.

1.

Steile Wege zu freien Höhen.

In dem anmuthigen Thale der Wörnitz, wo sie sich dem Theile des fränkischen Jura nähert, der Hahnenkamm heißt, liegt nicht ferne von dem Fuße des die ganze Gegend beherrschenden Hesselbergs das Städtchen Wassertrüdingen, schon Wolfram von Eschenbach wohlbekannt als Sitz der Grafen von Truhendingen und später Grenzort der Markgrafschaft Ansbach gegen das Land der Fürsten von Oettingen, deren herrlicher Forst das Thal umsäumt. Schon seit dem Jahre 1702 waren unsere Vorfahren als Bürger dort ansässig; als mein Vater am 23. Januar 1801 geboren wurde, stand es unter preußischer Herrschaft. Sein Vater, Georg Dietrich Mezger, war Maurermeister und Steinmetz. Ein Mann von freiem Blick für das Leben, den er sich in seinen jüngeren Jahren auf weiten Wanderungen durch Norddeutschland, Dänemark und Schweden erworben hatte, stand dieser bei seinen Mitbürgern in Ansehen, war aber immer in bescheidenen Vermögensverhältnissen geblieben, und obwohl er den Meißel in einer Weise zu führen verstand, die über die Geschicklichkeit des gewöhnlichen Handwerkers hinausgieng, so war er dochgenöthigt, auch noch einigen Feldbau zu treiben, um seine Familie zu ernähren. Mein Vater ist später nie in seiner Heimat gewesen, ohne daß er die Aecker und Wiesen wieder aufgesucht hätte, wo er in seiner Jugend mit Hacke, Rechen und Heugabel tapfer hat mitarbeiten müssen; und für die Landwirthschaft hat er sein Leben lang ein ebenso

großes Interesse behalten, wie sein Herz warm schlug für den Bauernstand. So prägte ihm schon die früheste Jugend die Lehre ein, daß Arbeit des Lebens Würze sei. Und daß nicht erst seine fleißigen Eltern diese Wahrheit zu beherzigen angefangen, sondern sie schon als Erbe von den ihrigen überkommen hatten, lehrte ihn eine Inschrift, die sein Großvater mit goldenen Buchstaben an die Stubenthüre hatte malen lassen. In den verschnörkelten Zügen des vorigen Jahrhunderts las man hier:

Langweiliger Besuch macht Zeit und Zimmer enger;
O Himmel, schütze mich vor jedem Müßiggänger!

Dieser Vers hat auf ihn in seiner Kindheit großen Eindruck gemacht, und uns Knaben hat er später noch davor hingeführt und uns eingeschärft, daß einem der Müßiggang ein Greuel sein müsse. Obwohl niemand daran dachte, ihn zu einem anderen Berufe ausbilden zu lassen, als dem einfachen, bürgerlichen seines Vaters, scheint er doch schon in der Volksschule durch seinen Fleiß und sein Talent seine Lehrer auf sich aufmerksam gemacht zu haben. Denn bei seiner Confirmation wählte der Pfarrer, als er ihm den Segen Gottes auf das Haupt legte, den Spruch: „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“ Im Städtchen gab es zwar eine sogenannte Rectoratsschule, in der ein Geistlicher auch die ersten Anfangsgründe des Lateinischen lehrte. Mein Vater hat sie auch besucht; aber es war sehr wenig dort zu holen, und überdies wurde sie, als er im dreizehnten Lebensjahre stand, aufgelöst. Ihn auf eine auswärtige Schule zu schicken, hätten die elterlichen Mittel nicht erlaubt; die zahlreicher werdende Familie, in der auf ihn, den Erstgeborenen, noch drei Brüder und eine Schwester gefolgt waren, legte vielmehr den Wunsch nahe, den Aeltesten so bald als möglich in den Stand zu setzen, sich selbst sein Brod zu verdienen. So wurde er denn nach seiner Confirmation Lehrling im Geschäfte seines Vaters. Nur kurze Zeit führte er indessen Hammer und Kelle. „Seht euch den Kirchthurm an,“ sagte er zu uns Knaben, als er uns einst vom

Hesselberg herunter durch das Dorf Röckingen führte, „den habe ich decken helfen; da droben bin ich gesessen, als mein Leben die entscheidende Wendung nahm.“ Während er nämlich mit den Gesellen seines Vaters an der Reparatur des schadhaften Daches arbeitete, kam ein Bote des Rentamtmannes, der einen Schreiber zur Aushilfe brauchte und auf ihn seiner schönen Handschrift wegen sein Auge geworfen hatte. Nur einige Tage sollte die Aushilfe dauern, zu welcher der angehende Maurerslehrling bereitwillig abgetreten wurde; aber er erwies sich als brauchbar, und so wurde er denn auf Wunsch des Amtsvorstandes für die Dauer dort gelassen und zum Schreiber bestimmt.

Obwohl nun schon dem Königreich Bayern einverleibt, hatte damals das Fürstenthum Ansbach doch noch sein eigenthümliches Gepräge. Die Traditionen der mehrhundertjährigen Geschichte unter den Hohenzollern, die dort bis heute nicht erloschen sind, lebten nicht bloß unter der durchaus protestantischen Bevölkerung, die ihr altes Herrscherhaus nicht gerne vergaß, sondern auch in dem Beamtenthum, das eben erst aus preußischem in bayrischen Dienst getreten war, noch frisch fort. Die Eindrücke der Knabenzeit sind in meinem Vater auch in dieser Hinsicht tiefe und nachhaltige gewesen. Nur mit großer Achtung redete er stets von der strengen Pünktlichkeit und Pflichttreue, die er an jenen Beamten sah; denn die meisten blieben im Orte auch nach der Uebergabe an Bayern. Auch von denen, welche nach Preußen zurückgiengen, hat er manchen in lebhafter Erinnerung behalten, wie er z. B. von dem damaligen Kreisdirektor von Lüttwitz, dessen energisches Auftreten in mancher Bedrängniß des Städtchens während jener Kriegszeiten ihm gewaltig imponierte, immer nur mit der größten Achtung sprach. Die Zurückgebliebenen lernte er aber nun auf der Schreibstube kennen, und es hat das Pflichtgefühl, das ihn in seinem ganzen Leben auszeichnete, und dem er jedes Opfer zu bringen fähig war, wohl hier schon kräftige Nahrung erhalten. Es saßen außer ihm noch andere Altersgenossen als Schreiber in der

Rentamtscanzlei; sie sind alle tüchtige Männer geworden und haben gerne zurückgedacht an die Zeit ihres damaligen Zusammenseins. Nur einer ist in der Heimat geblieben; die drei anderen, Söhne eines benachbarten Pfarrers, haben sich den Weg gebahnt zu Stellen des höhern Staatsdienstes; die Freundschaft mit ihnen allen ist treu gepflegt worden bis in das Greisenalter.

Man war auf dem Rentamte wohl zufrieden mit den Leistungen des jungen Schreibers. Das ehrenvolle Zeugniß, das er bei seinem Abgang nach mehreren Jahren erhielt, und das noch unter seinen Papieren sich befindet, bestätigt es. Und doch war der von ihm ungesuchte Beruf kein befriedigender. Zwar war es für ihn wohlthuend, die Sorgen der Eltern durch diese seine Verwendung erleichtert zu wissen, und selbst die Aussichten für die Zukunft waren keine abschreckenden; es war damals auch ohne Gymnasial- und Universitätsbildung möglich, von der Schreibstube aus vorwärts zu kommen, und gewiß wäre das seiner Tüchtigkeit gelungen, wie seinen gleichalterigen Freunden. Aber es regte sich in ihm ein ganz anderer Trieb, der an der äußerlichen Thätigkeit des Kanzleilebens kein Gefallen fand; er fühlte, daß Geist und Herz eine andere Nahrung brauchten, wenn er auch deren Quelle noch nicht kannte. Es ist bezeichnend, daß er in seinen Freistunden die alten Akten, die aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammten, zusammensuchte, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Als er nach Jahrzehenden wieder auf das Rentamt kam, vergaß er nicht, sich nach ihnen umzusehen, und es that ihm Leid, daß sie nicht mehr aufzufinden waren. Man kann kaum voraussetzen, daß er damals schon das richtige Verständniß für den Werth derartigen geschichtlichen Materials hatte; aber diese Aufmerksamkeit auf Dinge, an denen die anderen vorbeigiengen, zeigt seine Achtung vor höheren geistigen Beschäftigungen und seine Sehnsucht darnach. So verwendete er auch seine Ersparnisse zur Anschaffung des damals erscheinenden Brockhaus'schen Conversationslexicons; bei seiner schmalen Einnahme eine nicht

geringe Ausgabe. Nicht der eitle Wunsch, zu den sogenannten Gebildeten gezählt zu werden, sondern wirklicher Bildungstrieb beseelte ihn dabei. Daß die Bildung den Schulunterricht zur Voraussetzung hat, der ihm versagt war, lernte er wohl einsehen; wie dieser aber ersetzt werden könnte, das war eine schwierigere Frage. Die Anleitung dazu fehlte ganz, die Zeit fast; denn die Tagesstunden gehörten dem Dienste, und nur die Nachtstunden standen dem Lerntrieb frei; die Hilfsmittel waren schwer zu beschaffen, zumal bei der beschränkten Kasse; und welches die richtigen waren, wer gab da Rath? Aber eines fehlte nicht: der unbezwingliche Wille, dem die äußern Schwierigkeiten weichen mußten. Manche Stunde der Nacht brannte ein ärmliches Licht in dem Zimmer, an dessen Thüre die goldene Inschrift vor dem Müßiggänger warnte, und der Großvater hätte den Enkel, der sich selbst hier im Lateinischen unterrichtete, wenn er ihn gesehen hätte, vielleicht lieber ermahnt, einmal auch ein wenig müßig zu gehen; denn unter der übermäßigen Anstrengung litt die Gesundheit sichtlich. Da trat einmal spät Abends der Vater in das Zimmer, und wie er den bleichen, abgezehrten Sohn hinter seinen Büchern fand, schaute er ihn eine Weile wehmüthig an und entfernte sich mit den Worten: „So ein Schreiber ist doch ein erbärmlicher Kerl.“ Dieses Wort schmerzlicher Besorgniß aus dem Munde des Vaters sei ihm tief in das Herz gefahren, hat er später erzählt, und von diesem Augenblick an sei ihm der Entschluß unerschütterlich fest gestanden: Du willst und darfst kein Schreiber bleiben.

Es kam ihm wohl der Plan, in einer Stadt, die ein Gymnasium besitze, sich eine Stelle auf dem Rentamt zu suchen, um sich so weiter zu helfen. Eine nach Würzburg gerichtete Anfrage hatte aber keinen Erfolg. So blieb er denn auf sich selbst angewiesen und mußte sich selbst erobern, was andern, die Schulen besuchen können, so leicht gemacht wird, daß sie den Werth des Gebotenen zu schätzen verlernen. Es setzt in Er-

staunen, was er in wenigen Jahren geleistet hat ohne Lehrmeister, nur in den Stunden, die man sonst nach des Tages Arbeit der Ruhe gönnt. Seine Kenntniß der lateinischen Sprache, die ihm so geläufig war, wie seine Muttersprache, ist nicht etwa nur eine Frucht späterer Arbeit; als er einsam im väterlichen Hause hinter seinen Classikern saß, hat er ihnen schon abgelernt, wie sie dachten, und wie sie redeten. Daß ihm Döderlein schon als jungem Studenten, wie er einmal im philologischen Seminar in Erlangen mit seinem Freunde Hartung disputiert hatte de Hectore Iliadis deuteragonista, das Compliment machte, er spreche besser Latein, als er selbst, war ihm eine so werthvolle Anerkennung, daß er die Aeußerung seinen Kindern mitgetheilt hat. Die Ausgaben, in denen er die Classiker zum erstenmale las, sind aber auch sprechende Zeugnisse, wie sauer er es sich werden ließ, sie zu verstehen und sich zu eigen zu machen. Virgil's Bucolica und Georgica z. B. waren ihm in seinem ganzen Leben werth, und er war bis in das Einzelnste mit ihnen vertraut; ein Blick in die zahlreichen Bleistiftbemerkungen in der Heyne'schen Ausgabe, die er sich von seinem Schreiberverdienst gekauft hatte, zeigt aber auch den ausdauernden Fleiß, der nicht ruhen konnte, bis der Wortschatz, wie der Inhalt ganz sein eigen war. So pflegen Schüler höherer Lehranstalten die Classiker selten zu lesen, wie er sie durchgearbeitet hat. Sie wurden ihm aber auch unentbehrliche Gefährten seines Lebens, und er hat sich nie wieder von ihnen getrennt; selbst als sich sein gebrechlicher Körper nur mehr mit fremder Unterstützung aus dem Lehnstuhl erheben konnte, waren sie in seinen Händen; Lucan ist die letzte Lectüre in seinem Leben gewesen; er lag noch aufgeschlagen auf seinem Tische, als er für immer die Augen schloß.

Auch Griechisch hat er so für sich gelernt. Daß ihm Mißgriffe nicht werden erspart geblieben sein, läßt sich denken; ist es ja doch fast unvermeidlich, daß der, welcher sich den Weg im unbekannten Lande selbst suchen muß, zuweilen auch von der

rechten Richtung abirrt. Wie sehr er aber bestrebt war, was er etwa verfehlt hatte, später methodisch nachzuholen, zeigen die Bemerkungen in dem Exemplar von Buttmanns griechischer Grammatik aus seiner Universitätszeit, das er sich zu diesem Zweck mit Papier hatte durchschießen lassen.

Er hatte kaum das gewöhnliche Alter überschritten, als er, ein achtzehnjähriger Jüngling, im Jahre 1819 die Prüfung in die oberste Gymnasialklasse bei Sct. Anna in Augsburg bestand. Das hatte ihm seine Energie in wenigen Jahren ermöglicht, und auf sie mußte er auch rechnen, wenn er an das Fortkommen in der Zukunft dachte. Denn Privatunterricht war es hauptsächlich, der ihm die Subsistenzmittel während des Jahres verschaffen mußte, das er als Schüler in Augsburg zubrachte. Die Fenster des bescheidenen Stübchens an einem der Lechkanäle, das er mit einem Mitschüler theilte, haben seine Blicke auf sich gezogen, so oft er in späteren Jahren an jenem Hause vorübergieng. Es barg ja die Erinnerung an manche peinliche Sorge, an hartes Ringen mit der Gegenwart und kraftvolles Streben in Hoffnung auf die Zukunft. Es bestand damals in Augsburg, wie an anderen bayrischen Anstalten die Sitte, daß der Schüler, welcher sich in der obersten Classe den ersten Fortgangsplatz erworben hatte, mit einer silbernen Medaille ausgezeichnet wurde. Unter einer großen Zahl von Mitschülern wurde in jenem Jahre ihm diese Auszeichnung zu Theil. Mein Vater ist nie ein Verehrer der Sitte der Schulpreise gewesen und hat später oft, wenn auch vergeblich, seinen Einfluß für ihre Abschaffung geltend zu machen gesucht. Dennoch hat er jene Medaille, welche meine selige Mutter aufbewahrte, wenn sie ihm etwa zufällig in die Hände kam, mit wohlgefälligem Lächeln betrachtet. Und er konnte und durfte es, auch als ein Gegner jener verkehrten Belohnung des Schüler-„Verdienstes".*) Seine Medaille war in Wirklichkeit etwas anderes, als die

*) „Dem Verdienste" lautete häufig die Aufschrift der Preisebücher.

sonstigen. Denn in ihr lag der Erfolg von einem Stück Lebensgeschichte vor ihm, von dessen hartem Ringen unter Hunderten, die sich diese Medaille ebenfalls „errungen“ haben, kaum einer eine Ahnung hat.

So war denn die langersehnte Bahn erschlossen zum Universitätsstudium. Noch war kein bestimmter Lebensberuf in Aussicht genommen, und dennoch weckte die erklommene Stufe ein wohlthuendes Gefühl der Befriedigung. Denn höher und stolzer, als der Ehrgeiz, wenn er seine eitlen Triumphe feiert, läßt die sittliche Kraft das Herz schlagen, wenn sie mit ihren Erfolgen neuen, festen Boden für künftiges Wachsthum unter sich fühlt. Die drei Jahre von 1820—23, welche mein Vater als Student in Erlangen zubrachte, sind für ihn eine Zeit reicher Erinnerung gewesen, in die sich bis in das höchste Alter seine Gedanken zurückflüchteten aus dem Drange sorgenvoller späterer Jahre, wie in ein verlassenes Vaterhaus, in dem man doch noch heimisch bleibt, auch wenn man längst daraus geschieden ist und sich sein eigenes gebaut hat. Nicht als ob er dort nur freundliche Erinnerungen gehabt hätte. Das Drückende der äußern Lage machte sich ihm zunächst noch fühlbarer als bisher. Denn zur Beschaffung des Unterhalts war er nun ganz auf sich angewiesen, da er während des Jahres, das er in Augsburg zubrachte, den Vater verloren hatte. Er war daher genöthigt, in den Ferien als Hauslehrer in einer Augsburger Familie, deren Söhne er schon auf dem Gymnasium unterrichtet hatte, thätig zu sein. Mit inniger Dankbarkeit hat er dazu immer an die Erleichterung gedacht, welche ihm durch die Verleihung eines Mittagstisches im Convict zu Theil wurde. Er hat diese Wohlthat nie vergessen, und noch steht die Aufregung vor meiner Erinnerung, in welche ihn einmal die schnöde Undankbarkeit eines einstigen Schülers von ihm versetzte, der ihn in den Ferien besuchte und dabei seiner Unzufriedenheit über das schlechte Essen, das man dort bekäme, Luft machte. Eine solche Gesinnung empörte ihn.

Die Universität scheint zunächst weniger durch die Lehrer auf ihn eingewirkt zu haben, als durch die ganze geistige Umgebung, in die er trat. Welche Fülle von Anregung kam ihm da überall entgegen! Was war das für ein Contrast gegen die Schreibstube und ihre todte und tödtende Arbeit, gegen das enge Zimmerchen im elterlichen Hause und das einsame Studieren der sich selbst überlassenen Hilflosigkeit! Es wehte noch die frische Luft der Freiheitskriege durch die Studentenschaft; mancher der Jünglinge, unter denen er jetzt lebte, hatte noch die Waffen getragen gegen den Erbfeind der Nation. Es hatte das religiöse Leben neuen Aufschwung erhalten; der von Schleiermacher ausgestreute Same fand in den Herzen einer begeisterten Jugend empfänglichen Boden, wie auf den übrigen deutschen Hochschulen, so auch in Erlangen; von den Kanzeln kamen dazu wieder Stimmen, welche mächtiger die Herzen erfaßten, als es der schale Rationalismus der vorausgegangenen Jahrzehende vermocht hatte. Das wissenschaftliche Streben, der religiöse Ernst, beides durchdrungen von glühender Vaterlandsliebe, die dadurch die rechte Weihe bekam, fanden ihre Stätte in der Burschenschaft, welche den größeren Theil der Studenten zu fröhlichem Leben vereinigte. In ihr fand auch mein Vater den Freundeskreis, in dem ihm so wohl war, und in dem er fortlebte, auch als das Leben die Freunde nach allen Seiten auseinander geführt hatte.

Doch nicht gleich im Anfang. Es bestand eine Studentengesellschaft Concordia, in die er durch die Bekanntschaft mit einigen trefflichen Mitgliedern geführt wurde. Noch als Männer sind ihm Freunde, die er dort gewann, sehr nahe gestanden. Bald aber verließ er die Gesellschaft wieder und zwar in Folge eines Ereignisses, das ich nicht übergehen kann, weil mein Vater es selbst als einen wichtigen Punkt in seiner Lebensgeschichte ansah. Es wurde nämlich eine Fahrt nach Nürnberg veranstaltet, die von den „Füchsen“ bezahlt werden mußte. Die zwei Kronenthaler, die er selbst dazu beisteuern sollte, waren für ihn

eine empfindliche, in diesem Augenblick sogar unerschwingliche Ausgabe; denn er besaß nicht so viel Geld. Ein Student, der in seiner Nähe wohnte und, ohne ihm äußerlich näher zu treten, schon seit längerer Zeit auf ihn aufmerksam geworden war, mußte davon gehört haben. Zu seiner Ueberraschung empfieng mein Vater von ihm einen Brief, dessen klare und saubere Schrift schon wie ein Widerschein der herrlichen Gesinnung ist, die aus ihm spricht. „Obgleich wir", schrieb er ihm, „noch nie, wie David und Jonathan, einen Freundschaftsbund im Angesicht Jehova's geschlossen und beschworen haben, so sind wir in Ansichten über Freundschaften edleren Sinnes, wie ich glaube, einander doch nicht so fremd, daß, könnte der eine eines Freundes in Rath und That bedürfen, der andere aus Furcht, auf irgend eine Art mißkannt zu werden, sein theilnehmendes Herz verschließen müßte." Anknüpfend an die schändliche Fuchsenprellerei, von der er gehört habe, „die nicht allein Deinen finanziellen Verhältnissen, sondern was mehr ist, Deinem Herzen wehe thun muß, das, wenn mich meine stillen Beobachtungen nicht sehr täuschen, doch empfänglich ist für den Genuß wahrer, obwohl häufig verspöttelter und von schnöden Söldnern aus Neid gehöhnter Freiheit", schickte er ihm die zwei Kronenthaler als ein nach Belieben und Vermögen abzutragendes Darlehen. Aber dieser großmüthigen Gabe — denn der Freund besaß selbst nichts Ueberflüssiges — war auch ein warmer Erguß theilnehmender Sorge um höhere Dinge angefügt. „Wenn über's Jahr neue Füchse über dieselbe Folter gespannt werden, kannst Du, willst Du da als Bursch mitfoltern, an seinem Wechsel mitsaugen helfen? Nein! Das kannst Du nicht wollen! Was also weiter thun? Du fragst mich? Aber ich antworte nicht, sondern verweise Dich an die Stimme, die in Deinem Innern spricht; die höre und säume keinen Augenblick, ihr zu gehorsamen, und ob angesehene Bursche, ob burschikose Freunde über solchen Gehorsam lächeln und Deinen Rückschritt mit Entziehung ihrer Freundschaft strafen; das wird Dich nicht kümmern; denn

die Wahrheit wird Dich frei machen und auf alle kleinlichen Mißverhältnisse mit demüthigem Stolze darniederblicken lehren" u. s. w. Mein Vater war kein Freund vom Aufbewahren der Briefe. Aber diesen hat er wie ein kostbares Document angesehen und zu seinen wichtigsten Papieren gelegt und nie anders als mit tiefer Rührung in die Hand genommen; denn er hatte eine Saite in seinem Herzen angeschlagen, die nie wieder verklungen ist. Daß der Absender von der Stunde an sein Freund war, an den ihn die herzlichste Hochachtung sein Leben lang band, brauche ich nicht erst zu sagen. Den Namen des Edlen, der in der Stille einer Landpfarrei heute noch mit Segen wirkt, füge ich nur deswegen nicht bei, weil ich seiner Bescheidenheit nicht zu nahe treten darf. Die Dankbarkeit meines Vaters nicht nur für den augenblicklichen Liebesdienst, sondern in viel höherem Maße für die geistige Wohlthat, die ihn auf den rechten Weg führte, ist ihm ungeschwächt bis zu dem Augenblick geblieben, wo das Herz zu schlagen aufhörte, an das sein Brief rührte.

Vielleicht wäre auch ohne diese Anregung von außen sein Bleiben in der Concordia nur von kurzer Dauer gewesen; denn die ihm zunächst verwandten Elemente der Studentenschaft waren, wie schon erwähnt, in der Burschenschaft vereinigt, der er bald selbst angehörte. Unter den vielen Banden der Freundschaft, welche sich für ihn dort knüpften, war das engste dasjenige, welches ihn mit Höfling, dem nachherigen Professor der Theologie in Erlangen und späteren Oberconsistorialrath in München, verband. Trotz des verschiedenen Berufs stockte auch im späteren Leben ihr wissenschaftlicher Verkehr und der Austausch ihrer Ansichten nie bis zum Tode Höflings. Auch der engere Kreis, der in brüderlicher Einigkeit mit den beiden Feunden zusammenhielt, blieb sich seiner Zusammengehörigkeit das ganze Leben hindurch bewußt, und die Namen Redenbacher, Strebel, Wild, Koch, Gebhard, Clöter gehörten für meinen Vater allezeit zu den werthesten, die er kannte, auch als die wechselnden Schicksale

späterer Jahre ihnen nur mehr spärliches Wiedersehen gönnten. Reiche Anregung kam ihm dazu von anderen Freunden, die zum Theil berühmte Zierden ihrer Wissenschaften geworden sind, wie Stahl und Briegleb, den Juristen, Hase, dem Theologen, Hartung, dem Philologen, Schönbein, dem Chemiker, und anderen, mit denen er hier zusammenlebte. Auch die Freundschaft mit Nägelsbach, dem etwas jüngeren, aber durch seine Gesinnung und Anschauung ihm besonders verwandten Fachgenossen hat hier ihre Wurzeln. Wie gerne erzählte er von den fröhlichen Zusammenkünften in der „Oppelei", von dem Auszug der Studenten nach Altdorf, von dem großen Maskenzug, in welchem die Burschenschaft das heilige römische Reich wieder aufleben ließ, von den Spaziergängen nach Bubenreuth und anderem, oder hörte zu, wenn die lebendige Chronik jener Zeit, Dr. Hertel, der durch seine „Bückeliade" jedem Erlanger Studenten bekannt gewordene „Magister Reimlein", seine Reminiscenzen aus jenen fröhlichen Jugendjahren zum Besten gab. Wer den Kreis jener Erlanger Freunde näher kennen will, findet Ausführlicheres in der pietätsvollen Schrift, mit welcher Hertel die Gefährten seiner Jugend bei dem Universitätsjubiläum 1843 erfreute.

„Ein durch gleiche Geistesrichtung und gleich eisernen Fleiß sich nahe befreundetes Jünglingspaar", — so finde ich dort Höfling und meinen Vater vereint genannt, — ein Urtheil, das mit dem vieler anderer Altersgenossen stimmt, aus deren Munde ich gehört habe, wie sehr sein energisches Arbeiten ihnen imponiert habe. Wie weit der Umgang Höflings von Einfluß war, daß er das Studium der Theologie ergriff, weiß ich nicht. Die Vorträge, die er von den Kathedern zu hören bekam, waren es jedenfalls nicht. Von den damaligen Professoren Bertholdt, Kaiser, Vogel, — auch Winer, der 1823 nach Erlangen kam, hörte er noch, — scheint keiner tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu machen; den tiefsten vielleicht noch der Kirchenhistoriker Engelhardt, damals ein junger, angehender Docent. Ich habe ihn wohl mit Achtung von ihren Personen, aber nie mit Begeisterung

von ihren Vorträgen reden hören. Die Theologie, welche ihn anregte, quoll ihm vielmehr aus Schleiermacher's Schriften entgegen, dessen „Christlicher Glaube“ zu denjenigen Büchern seiner Bibliothek gehörte, denen man ansah, wie fleißig er sie einst durchstudiert hatte, und die Herzensnahrung evangelischen, lebendigen Christenthums holte sich zugleich mit ihm gar mancher Student an den Sonntagen in der deutsch reformierten Kirche, auf deren Kanzel damals Krafft stand, der ihnen allen ein unvergeßlicher Lehrer und vielen ein geistlicher Vater geworden ist. Seines Vaters Wunsch war gewesen, daß er sich dem Studium der Jurisprudenz zuwenden sollte. Aber das lief ganz seiner eigenen Neigung entgegen. Mit der Amtsstube hatte er ein für allemal gebrochen. So wenig er den Werth der Jurisprudenz als Wissenschaft verkannte oder unterschätzte, so hatte für ihn doch jede Bureauthätigkeit einen Beigeschmack von dem Schreiberthum, dem er mit so harter Mühe entronnen war. Es blieb ihm diese Abneigung auch im spätern Leben, und er machte aus ihr nie ein Hehl. Für ihn floß die Lebensquelle anderswo, und sie war ihm zu theuer und werth, als daß er in die verlassenen Verhältnisse hätte zurückkehren mögen, wenn auch jetzt mit der Aussicht auf eine höhere Thätigkeit; das wäre ihm so viel gewesen, als die glücklich gesprengten Fesseln sich von neuem schmieden. Es war ihm eine Beruhigung, daß er mit seinem Vater vor dessen Tode noch darüber hatte sprechen können, und dieser Vertrauen genug zu der Energie seines Sohnes gezeigt hatte, ihm die Wahl des Berufs ganz frei zu stellen.

Aber auch zur Theologie trieb ihn nicht die Absicht, im geistlichen Amte sich den Wirkungskreis für das Leben zu suchen. Die Zeit, seine Umgebung, und vor allem der innere Drang, der überhaupt festen Boden für den innern Menschen suchte, führte ihn zu ihr. Daß das Feld seiner Berufsthätigkeit die Philologie sein müsse, darüber hatten Neigung und Lebensgang schon entschieden. Denn mit und an dem classischen Alterthum hatte er sich losgerungen von dem ärmlichen Dasein beschränkter

Verhältnisse, an und mit ihm sich emporgehoben zur Höhe geistiger Freiheit. Und gerade hier kam ihm die Anregung eines Docenten entgegen, die seiner Begeisterung und seinem Wissensdrang die nachhaltigste Förderung gewährte. Es war Ludwig Döderlein, um wenige Jahre älter, als seine damaligen Zuhörer, und erst das Jahr zuvor nach Erlangen berufen, wo er neben seinem akademischen Berufe auch das Rectorat des Gymnasiums führte. Die große Gelehrsamkeit, die geschmackvolle Art der Behandlung der Classiker, die Sicherheit auf den verschiedenen Gebieten der philologischen Wissenschaft, die Vertrautheit mit den Schriftstellern sowohl nach der sprachlichen, wie nach der sachlichen Seite, die Fülle von geistreichen und anregenden Bemerkungen, die jeder seiner Vorträge bot, zog ihn mächtig an. Von Döderlein könne man immer lernen, auch wenn er Unrecht habe, pflegte er später zu sagen. Und er hörte nicht auf, von ihm zu lernen, auch als er längst nicht mehr sein Zuhörer war. Es waren im Grunde zwei ganz verschiedene Naturen, die Döderlein's und die seinige. Döderlein verstand es, gleich dem römischen Dichter, den er uns so meisterhaft übersetzt hat, die freundliche und behagliche Seite des Lebens zu finden. Wenn daher für ihn die Frucht der Arbeit edler Genuß war, so war sie für meinen Vater, dem der harte Zwang des Lebens immer nur seinen Ernst gezeigt hatte, vor allem Nahrung und Kräftigung zu neuem, ernsten Kampfe, den ihm auch das spätere Leben nie ersparte. Darum waren es auch nachher ganz verschiedene Principien der Pädagogik, die sie beide vertraten, so verschieden, wie griechische Erziehung zum Cultus der Schönheit und römische Zucht zum Ernste der Pflicht; und die beiden Männer waren sich dessen bewußt, und doch sind sie nie im Leben Gegner gewesen. Döderlein hat seinem einstigen Schüler dieselbe Zuneigung und Achtung durch sein ganzes Leben bewahrt, die mein Vater für ihn im Herzen trug, der stets mit neidloser Freude, nie mit irgend welcher Eifersucht das Wirken des Erlanger Rectors ansah, obwohl dessen Anstalt doch

ein ganz anderes Gepräge hatte als die seinige. Aber was die Hauptsache war, echtes und edles Metall waren sie beide. Das wußten die beiderseitigen Leiter und versagten sich darum die gegenseitige Achtung nicht.

Außer Döderlein boten Heller's Vorlesungen philologische Belehrung. Es ist natürlich, daß sie mit Fleiß besucht wurden; indessen blieb der Eindruck, den sie machten, weit hinter dem der Döderlein'schen zurück. Von den übrigen Lehrern der Universität waren es hauptsächlich zwei, die eine nachhaltige Wirkung übten, Schelling, in dessen Philosophie er sich mit Macht hineinwarf, und Schubert, der durch seine liebenswürdige Persönlichkeit sein Herz gewann. Mit Letzterem hat der Verkehr auch im späteren Leben nie ganz aufgehört. Daß für den Lehrstuhl der Geschichte damals nur sehr ungenügend gesorgt war, hat er oft bedauert. Die eingehende Kenntniß der Geschichte, durch die er sich später auszeichnete, stammt nicht aus den Erlanger Vorträgen, aus denen er keine Anregung zu seinem Studium mitfortnahm.

Nicht ganz ohne äußere Störung lief das Universitätsstudium ab. Das Mißtrauen der Regierungen gegen die „staatsgefährlichen" Tendenzen der Burschenschaft forderte auch in Erlangen seine Opfer, und auch mein Vater mußte den schönen Jugendtraum von der Wiederaufrichtung deutscher Größe und Herrlichkeit, von dem jene Jünglinge zu dem edelsten Streben nach hohen, wenn auch unerreichbaren Idealen sich begeistern ließen, büßen, ohne an strafbaren Ausschreitungen Theil genommen zu haben. Die ihm zugedachte Strafe der Relegation auf ein Semester und achttägigen Carcers wurde ihm indessen wieder erlassen. Schlimmere Erfahrungen aber machte er, als er sich zur philologischen Prüfung meldete. Diese wurde damals am Sitze der Kreisregierungen gehalten, und er mußte sich daher in Ansbach dazu stellen. Auf seine Meldung erhielt er indessen nach langem Warten den Bescheid, daß bei dem Mangel anderer Candidaten dieses Jahr dort keine Prüfung abgehalten

werde; er solle sich in Würzburg einfinden. Ungesäumt begab er sich dorthin und traf noch rechtzeitig ein. Aber wie erstaunte er, als der zum Prüfungscommissär bestellte Kreisschulrath ihn sehr barsch abwies und ihm geradeheraus erklärte, er lasse ihn nicht zur Prüfung zu, weil — er Protestant sei, und Protestanten etwas darein setzten, die Gesetze der Regierung nicht zu achten! — ein Vorwurf, zu dem mein Vater auch nicht den leisesten Anlaß gegeben hatte. Er fügte dem auch noch persönlich beleidigende Reden bei. Bestürzt über diesen empörenden Empfang, begab sich mein Vater zu dem Präsidenten, der den Vorfall sehr bedauerte und ihm versprach, ihn am andern Tage persönlich in die Prüfung zu führen. Aber ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft hinderte diesen daran, und als er endlich auf sein Bureau kam, vor dem zur festgesetzten Zeit mein Vater sich eingefunden und den ganzen Vormittag gewartet hatte, sagte er ihm: „Es ist nun zu spät; ich weiß Ihnen keinen andern Rath, als — verklagen Sie die hiesige Regierung!“ So blieb denn nichts anderes übrig, als wieder heimzureisen mit gerechter Entrüstung nach der bittern Enttäuschung, die für ihn schon empfindlich gewesen wäre, wenn nur die Zeit und das Geld vergeudet gewesen wäre. Aber für ihn hieng doch ungleich mehr daran; jener Bureaukrat ahnte nicht, welche mühsam errungenen Hoffnungen er zu Boden stampfte. In Erlangen nahm man indessen die Sache noch ernster; man sah in dem Vorgange eine Beleidigung der protestantischen Landesuniversität und nahm sich des so übel behandelten Studenten an. Die Beschwerde der Universität wirkte auch mehr, als wahrscheinlich seine eigene Vorstellung genützt haben würde. Es erfolgte von München ein Bescheid, der das nun freilich für dieses Jahr nicht mehr vollständig gut zu machende Unrecht dadurch auszugleichen suchte, daß ihm Dispensation vom letzten Studienjahr ertheilt wurde, damit er sich jetzt schon der theologischen Aufnahms-Prüfung unterziehen konnte. Es war zwar bis zu deren Beginn nur noch kurze

Zeit; dennoch machte er von der Vergünstigung Gebrauch und gab so seinem Universitätsstudium den Abschluß. Zwei Jahre später bestand er sodann auch die theologische Anstellungsprüfung, nach welcher er auch die Ordination empfing. Der philologischen Prüfung unterzog er sich im nächsten Jahre in München.

2.

Eintritt in das Berufsleben.

Die Zeit der Vorbereitung war beendet, das Arbeitsfeld des Berufs lag vor ihm. In einem Briefe aus jener Zeit spricht er sich über die Pläne, die er damals für das Leben hatte, aus: er gedenke im Lehramt zu wirken, so lange er die frische Kraft dazu habe; später aber, wenn die Jahre kämen, wo man sich nach Ruhe und stillerer Thätigkeit sehne, habe er vor, sich in das Pfarramt zurückzuziehen. Er ahnte nicht, daß Jahre der Ruhe überhaupt für ihn nie kommen sollten. Im Pfarramte jedoch ist er thätig gewesen, aber nicht am Ende, sondern am Anfang seines Berufslebens. Der Vater seiner Freunde in der Wassertrüdinger Rentamtscanzlei, Pfarrer Bocke, lag krank, und für ihn versah er als Vicar das Amt, bis der Tod des würdigen Mannes diese Aushilfe überflüssig machte. Dreißig Jahre später zeigte er mir einmal das Dorf Hechlingen aus der Ferne, und es wachten jene Erinnerungen wieder in ihm auf. „Was mag ich damals den Bauern gepredigt haben!" fügte er lächelnd bei; „damals beherrschte mich ganz und gar Schelling's Philosophie."

Diese Philosophie begleitete ihn nun auch nach Augsburg, wo er eine Hofmeisterstelle in dem Hause des Fabrikbesitzers Karl Forster antrat, das ihm schon von früher her ein bekannter und werther Aufenthaltsort war. Zwar fand diese Thätigkeit bald ein Ende, weil er noch vor Umfluß eines Jahres Ver-

wendung am Gymnasium bei Sct. Anna, zunächst als Hilfslehrer, bekam. Aber die Anhänglichkeit an dieses Haus, in dem man ihm schon als Schüler mit Freundlichkeit und Vertrauen entgegengekommen war, und insbesondere an den Vater seiner Zöglinge, der ihn überlebt hat, ist bis an seinen Tod unverändert geblieben. Es war für ihn sehr erwünscht, daß gleichzeitig mit ihm einer seiner nächsten Freunde aus der Burschenschaft, Redenbacher, ebenfalls eine Hofmeisterstelle in Augsburg antrat. Begeistert für die gleichen Ideale und sich nahe gerückt durch die gemeinsamen Universitätserinnerungen, theilweise auch schon durch die Aehnlichkeit des frühern Lebensgangs, — denn auch Redenbacher, ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, war erst später zu den Studien gekommen, — schlossen sie sich auf das Innigste an einander. Und dennoch zeigte sich gerade jetzt eine tiefe Verschiedenheit der Ansichten, welche ihnen um so mehr zum Bewußtsein kam, je weiter sie auf den zwar von dem gleichen Mittelpunkt aus, aber nach verschiedener Richtung eingeschlagenen Wegen fortschritten. Was sie in Erlangen eingesogen, war in Gährung und rang nach Klarheit, schien aber zu ganz verschiedenen Resultate zu führen. Auf ihren gemeinsamen Spaziergängen wurden die philosophischen und theologischen Erörterungen immer lebhafter und erregter und ließen ihnen den Unterschied ihrer Ansichten als einen immer weiter zwischen ihnen klaffenden Spalt erscheinen. Da trat ihnen unvermuthet ein Mann nahe, der für beide von durchschlagendem Einflusse wurde, mit meinem Vater aber bald auf das Innigste für das ganze Leben verkettet wurde, so daß den einstigen Schülern des Sct. Anna-Gymnasiums mit der Erinnerung an meinen Vater immer auch sein Bild zugleich aufsteigen wird. Es war August Bomhard, erst seit kurzem Pfarrer bei Sct. Jakob in Augsburg, wohin er von einer Landpfarrei im Altmühlthale berufen worden war. Wer in späteren Jahren die imponierende Gestalt des Mannes sah, die ein Ausdruck der innern Würde war, wer einmal die Gewalt seiner Rede als

Zuhörer an sich erfuhr, wie sie nur selten von der Kanzel erschallt, wer seinen hochgebildeten Geist und sein tiefes Gemüth aus dem Verkehre mit ihm kannte, der ahnte nicht, daß es Anfangs nur ein kleines Häuflein war, das den Werth des Mannes erkannte und zu schätzen wußte. Auf die beiden Freunde jedoch machte gleich die erste Predigt, die sie von Bomhard hörten, einen überwältigenden Eindruck. Hier sprudelte in reicher Fülle eine Quelle echten Lebenswassers, und die herrliche Form, in der die Gedanken zur Erscheinung kamen, zeigte zugleich die an den classischen Studien, wie an der neuen Literatur gereifte Bildung. Sie begaben sich nach dem Gottesdienst in die Sacristei und stellten sich Bomhard vor. Der Verkehr, der damit eröffnet war, lehrte auch Bomhard bald, daß er hier geistesverwandte Elemente vor sich hatte, an die er sich mit Freuden und innig anschloß. So war eine Freundschaft begonnen, die nur der Tod lösen konnte. Der um zehn Jahre ältere Freund war für meinen Vater ein Stück seines eigenen Daseins, und wiederum war er selbst für Bomhard ein Halt in manchem Sturm des Lebens. Ihrem gegenseitigen Verhältniß haben sie selbst den rechten Ausdruck gegeben in den Gratulationsschriften, mit denen sie sich bei ihren Amtsjubiläen in den Jahren 1849 und 1865 gegenseitig begrüßten.

Die Meinungsverschiedenheit mit Redenbacher prägte sich indessen immer schärfer aus, so daß sie zuletzt die Freundschaft ganz zu sprengen drohte. Die beiden Universitätsgenossen, die bisher in der Gemeinschaft des Strebens das Band ihrer Vereinigung gesucht hatten eingedenk des sallustianischen Worts: idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est, verzweifelten zuletzt daran, sich noch verständigen zu können. Schon hatten sie sich auf einem Spaziergange den Rücken gekehrt mit dem Vorsatz, ihrem Streite, aber auch ihrem Verkehr ein Ende zu machen; da rief Redenbacher dem Freunde nach: „Wollen wir schriftlich noch einmal den Versuch machen, ob wir uns nicht verstehen können; Bomhard soll dann unser

Schiedsrichter sein!" Der Vorschlag wurde gerne angenommen, und die Schriftstücke, die nun entstanden, — drei philosophische Erörterungen Redenbachers und zwei Erwiderungen meines Vaters, — sind von diesem aufbewahrt worden, weil sie ihm selbst ein Durchgangspunkt zu neuer Erkenntniß geworden sind. Die Durchsicht derselben zeigt mir, daß zwar die Ueberlegenheit der philosophischen Durchbildung und der dialektischen und logischen Schärfe auf der Seite meines Vaters war, Redenbacher aber früher auf den festen Boden gelangt war, auf dem sie beide nachher ihren Lebensgrund gefunden haben. Als fünfundzwanzig Jahre später Bomhard meinem Vater bei seinem Jubiläum eine Festschrift der Augsburger Geistlichen überreichte, die er mit einer meisterhaften Anrede begleitete, wie sie nur aus seinem Munde floß; erwiderte ihm tief gerührt mein Vater mit dem Hinweis auf ihre persönlichen Beziehungen, und: „O jenes utinam, lieber Freund, es hat gewirkt!" setzte er bei und umarmte ihn, und die Anwesenden waren ergriffen von den Thränen beider Freunde vor ihren Augen, ohne daß sie wußten, was sie zu bedeuten hatten. Dieses Wort hatte nämlich Bomhard bei jenem Schriftenwechsel einmal an den Rand geschrieben, und es hatte dem jüngern Freunde die Augen geöffnet und war ihm die Mahnung zur Umkehr auf dem Irrweg geworden.

Das Suchen nach christlicher Erkenntniß, das soeben in dem philosophischen Fahrwasser Schiffbruch gelitten hatte, fand unerwartete und besser befriedigende Anregung in einem Kreise, der fern war von theologischer Gelehrsamkeit, aber in anspruchsloser Stille einen köstlicheren Schatz hütete, der bald vielen anderen zum Segen gereichte. Mit dem Antritt der Lehrstelle am Gymnasium hatte mein Vater ein Zimmer in der Maximiliansstraße bezogen in dem Hause einfacher Bürgersleute. Sein Hausherr Eppelein, ein Hutstaffierer, stand in Verbindung mit der Herrnhuter Brüdergemeinde. Der Geist jener Gemeinschaft war nicht angefressen von dem zersetzenden Rationalismus, der

anderswo das Christenthum aus dem Herzen verbannt und in den Kopf verwiesen hatte. Hier las man das Wort Gottes nicht nur fleißig, sondern man suchte darnach zu leben. Die Gemeindeglieder in der Diaspora suchten sich davor zu bewahren, daß sie den Zusammenhang mit ihrer Gemeinde nicht verloren, und es kamen daher häufig Brüder von auswärts zum Besuch in das Eppelein'sche Haus, das aber auch einen lebhaften Zuspruch von anderen gleichgesinnten Gästen aus Süddeutschland bis nach Basel hin und vom mittleren Rheine her, sowie aus dem Wupperthal hatte. In der alten Hauptstadt Schwabens fehlte es nicht an Boden, auf dem eine warme und herzliche christliche Richtung Wurzel schlagen konnte, die nicht an den Schranken der Confession hängen bleibt, wie denn selbst gläubige Katholiken sich jenem Kreise näherten. Die Neigung zu einem subjectiven Christenthum liegt ja ohnedies im schwäbischen Volkscharakter und hat auch der evangelischen Gemeinde in Augsburg ihre Eigenthümlichkeit gegeben. So schloß sich denn mancher von den Stillen im Lande dem Eppelein'schen Hause an, meist einfache Leute aus der Bürgerschaft, die sich nicht befriedigt fühlten von der schalen Aufklärung, die so lange auf den Kanzeln herrschte und die Kirchen verödete. Als dann Bomhard's Predigt auf einmal wie ein Weckruf zu neuem Leben von der Kanzel zu Sct. Jakob erscholl, fielen ihm diese Elemente mit Freuden zu. So ist das Eppelein'sche Haus der Ausgangspunkt für die Erneuerung des kirchlichen Lebens in Augsburg geworden. Der Aufenthalt in diesem Hause, in das bald auch Redenbacher einzog, brachte es von selbst mit sich, daß die Freunde sowohl mit der trefflichen Familie ihres Hausherrn, als mit jenem weiteren Kreise in Berührung kamen. Manchen Freund und manche Anregung für das eigene Herz haben sie hier gewonnen. Ich brauche kaum beizufügen, daß sie sich beide nicht weiter in diese Strömung hineinbegaben, als es sich mit einem gesunden christlichen Leben verträgt. Denn, wie es nicht anders sein konnte, entwickelte sich in jenem Kreise

mit der Zeit auch das Conventikelwesen, das überall da aufwuchert, wo sich so eine ecclesiola in ecclesia aufthut, wenn nicht ein weiterer Blick, höhere Bildung und die daraus hervorgehende größere Auffassung des christlichen Gemeinschaftslebens einen Damm dagegen bildet, daß die persönlichen religiösen Bedürfnisse zur beengenden Schranke für das Urtheil über andere werden, die auch das Christenthum ernstlich wollen, wenn auch unter anderer Form. Daraus entsteht gerade in christlich angeregten Kreisen so leicht der dem kirchlichen Gemeindeleben so gefährliche separatistische Geist, der auch in diesem Kreise später nicht fehlte, wie denn auch eine dieser subjectiven Richtung entgegengesetzte, streng confessionelle aus ihm hervorgegangen ist. Doch entwickelten sich diese Richtungen entschiedener erst in der Zeit, als die Gründer jener stillen Gemeinschaft, die eine Gemeinschaft geworden war, ohne daß sie es hatte werden wollen, entweder schon unter der Erde schliefen oder aus jenem Kreise herausgetreten waren und sich in freieren Bahnen bewegten.

Weniger zusagend waren die amtlichen Verhältnisse, in die mein Vater nun trat. Mit dem Schulwesen war es damals in Augsburg nicht zum besten bestellt; es waren noch ungeklärte Zustände; und doch war es für meinen Vater wichtig, daß er in ihnen leben mußte; denn seine pädagogischen Grundsätze haben sich gerade durch den scharfen Gegensatz zu seiner Umgebung gebildet und entwickelt. Zu ihrer vollen Würdigung wäre es nöthig, die damaligen Zustände genauer zu schildern, als es mir möglich ist. Schriftliche Aufzeichnungen meines Vaters darüber stehen mir nur wenige zu Gebote; aber die Entschiedenheit, mit der er sich jederzeit über den damaligen Rector, seine Amtsführung und seine Haltung gegen das Lehrercollegium, sowie über die Leistungen der Anstalt und die an ihr geltenden Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts aussprach, lehrt sattsam, wie ihm gerade durch die Verkehrtheit, die er vor sich

sah, die Augen geöffnet wurden für das, was der Schule noththut. Es erscheint bei Männern, die auf eigenen Füßen zu stehen durch das Leben gelehrt worden sind, manches als schroff, weil die nachfolgende Generation die Hindernisse nicht mehr kennt, über welche hinweg sie Bahn gebrochen haben, und sie deswegen unterschätzt. „Das wißt ihr nicht; ich habe unter Wagner gesehen, was dabei herauskommt“, — diese Antwort aus dem Munde meines Vaters, die er jedesmal in sehr entschiedenem Tone gab, hat manches Bedenken abgeschnitten, das ich etwa gegen seine Ansicht äußerte.

Vom größten Einfluß für seine ganze Richtung war es schon, daß das Gymnasium damals ein confessionell gemischtes war, an dem die Zahl der katholischen Schüler die der evangelischen bei weitem überwog. In den Jahren 1823/24 bis 1827/28 sind in dem Kataloge neben 135 katholischen nur 38 protestantische Abiturienten verzeichnet. Als Augsburg noch freie Reichsstadt war, hatte es zwei Gymnasien gehabt, das evangelische bei Sct. Anna, eine Stiftung der Reformationszeit, und das katholische bei Sct. Salvator. Das letztere hörte auf, als im Jahre 1806 die Stadt an die Krone Bayern gekommen war; denn die neue Schulorganisation vereinigte die Schüler beider Confessionen in dem Schulgebäude von Sct. Anna. Von 1807 bis 1828 dauerte diese Vereinigung; seit dem letzteren Jahre hat die Stadt wieder zwei getrennte Gymnasien, wovon das katholische bald dem unter König Ludwig I. wieder eingeführten Benedictinerorden, der bei St. Stephan ein Kloster bekam, übergeben wurde.

Die Vereinigung beider Confessionen war unter den damaligen Umständen ein entschiedener Fortschritt, wenn auch keine endgiltige und haltbare Lösung sehr schwieriger Verhältnisse. In der einst so blühenden und lebenskräftigen, dann mit dem ganzen Reichsorganismus in todten Formen erstarrten Reichsstadt hatte man nämlich den confessionellen Frieden durch die peinlichste Scheidung der beiden numerisch ziemlich gleichen Religions-

theile zu wahren gesucht. Nicht nur im Stadtregiment; sondern auch durch alle bürgerlichen Verhältnisse, durch die Zünfte, sogar durch das städtische Militär gieng diese Trennung, und mit der größten Eifersucht wachte man über dieser Parität, so daß man den Augsburgern spottweise nachsagte, selbst die Ställe gewisser Hausthiere, die nur außerhalb der Stadtmauern zu halten erlaubt ist, unterlägen dieser confessionellen Scheidung. Daß unter solchen Umständen vor allem zwischen den beiderseitigen Schulen eine starre Schranke aufgerichtet war, versteht sich von selbst, und daß mit ihrer Niederwerfung die bayrische Regierung eine Bresche in ein schädliches und nachgerade lächerlich gewordenes Vorurtheil legte, ist ihr nicht zu bestreitendes Verdienst. Daß man auch in Augsburg lernte, friedlich neben einander auf einer Schulbank zu sitzen, auch wenn man nicht in die nämliche Kirche gieng, konnte gar nichts schaden, und wirklich habe ich von solchen, die einst Schüler des vereinigten Gymnasiums waren, immer rühmen hören, daß confessionelle Reibungen sowohl im Lehrercollegium, als unter den Schülern etwas Unbekanntes waren. Aber dadurch, daß man sich gegenseitig vertragen lernt, ist ein gutes Gymnasium noch nicht geschaffen. Es gibt allerdings keine katholische und evangelische Grammatik, keine katholische und evangelische Mathematik u. s. w.; aber der Gymnasialunterricht geht auch nicht in grammatischen, mathematischen u. s. w. Kenntnissen auf; Unterricht ist überhaupt nicht bloß die Aneignung einer Summe von Kenntnissen, sondern etwas viel Höheres; und das Ziel der Gymnasialbildung ist mit dem Worte Unterricht noch nicht einmal erschöpft, sondern eine ihr unentbehrliche, vielleicht sogar ihre wichtigere Seite ist die erziehende, und da kann man nicht mehr sagen: es gibt keine katholische und keine protestantische Erziehung. Hier stehen wir vor Gegensätzen, die todt schweigen zu wollen, so thöricht wäre, wie wenn man von dem Riß, den die Reformation durch Deutschland gemacht hat, und der nun einmal besteht und fortbestehen wird, keine Notiz nehmen und sich einreden wollte, er

bestehe gar nicht. Hier haben wir zwei ganz verschiedene Auffassungen des Christenthums vor uns; wären sie nicht so verschieden, so wäre eben die Reformation nicht nothwendig gewesen und eingetreten. Und daß damit auch ganz verschiedene sittliche Grundlagen für die Erziehung gegeben sind und, wie ich ausdrücklich hinzusetze, auch für den Unterricht, wenn man den Begriff richtig faßt und ihn nicht zur Abrichtung verkümmert, kann schon ein oberflächlicher Blick in das Wesen der von der Reformation geschaffenen Schulen und in das der Jesuitenschulen, welche die Verkörperung der katholischen, antireformatorischen Auffassung sind, lehren.

Es hätte nun jedenfalls ein ganz besonderes organisatorisches Talent bedurft, um der nun äußerlich vereinigten Anstalt einen lebendigen Geist einzuhauchen. Denn die scharf ausgeprägten Traditionen der beiden im bewußten Gegensatze zu einander entstandenen Anstalten, deren jede ihre Geschichte hinter sich hatte, waren damit nicht aus der Welt geschafft, und es war keine Versöhnung, sondern nur eine Fortsetzung der bisherigen Parität in anderer Form, wenn nun der evangelische Rector einen katholischen Conrector zur Seite bekam. Nun war es zwar ein Glück für die Anstalt, daß ihre Leitung in den Händen von Männern war, welchen es aufrichtig um ein gutes Einvernehmen zu thun war. An der Spitze blieb der bisherige Rector von Sct. Anna, Dr. Daniel Eberhard Beyschlag, ein Mann, der durch die Rechtschaffenheit seines Wesens und insbesondere durch seine friedliche Gesinnung das beste Andenken nicht nur bei seinen Schülern, sondern in allen Kreisen, mit denen er in Berührung stand, hinterlassen hat. Ihm stand zuerst in dem Conrector Sonntag, einem gelehrten und ernsten Priester des Benedictinerordens, ein ihm persönlich befreundeter College zur Seite; dann als dieser nach wenigen Jahren schon eine Pfarrei in Ingolstadt antrat, in dem Canonicus des aufgelösten regulierten Chorherrnstifts zu Sct. Georg, Augustin Stark, ein für seine Wissenschaft, die Mathematik schwärmerisch

begeisterter Mann, der zwar trotz seines Pflichteifers bei dem Mangel an Lehrtalent seine Schüler nur wenig zu fördern verstand, aber wenigstens mit Beyschlag darin einig war, die bestehende Harmonie nicht stören zu lassen. Eine Anstalt lebt aber nicht bloß von dem Zurückdrängen von Differenzen, sondern sie braucht auch positive Grundlagen. Nun war es schon ein großer Uebelstand, daß nicht einmal das classische Alterthum, das doch der Hauptinhalt der ganzen Gymnasialbildung ist, in einem der beiden Schulvorstände einen Vertreter hatte. Denn auch Beyschlag, schon seiner Neigung nach mehr Theologe als Philologe, lehrte am Gymnasium nur philosophische Propädeutik und Religion; in den letzten vier Jahren seiner Rectoratsführung beschränkte er sich sogar auf den letzteren Unterricht sammt seinem Annexum, dem Unterricht in der hebräischen Sprache, die sein Lieblingsfach war, welches er auch noch Jahre lang fortbehielt, als er schon in den Ruhestand getreten war. Die sonstigen Studien und die literarische Thätigkeit des unermüdlich fleißigen Mannes galten der localen Geschichte, der Numismatik, den Alterthümern im römischen Antiquarium, und mit besonderer Liebe widmete er sich seinem Amte als Kreis- und Stadtbibliothekar. So fehlte denn schon der wissenschaftliche Mittelpunkt, den ein richtiger Rector für die Lehrer seiner Anstalt bilden muß. Nun mangelte es zwar der Anstalt neben solchen Lehrern, die nicht einmal Universitätsstudien gemacht hatten, auch nicht an wirklichen wissenschaftlichen Kräften — unter anderen gehörte z. B. Fallmerayer von 1817—21 der Augsburger Schule als Lehrer an —; aber es waren weder diese Kräfte im Dienste eines gemeinsamen Strebens zusammengefaßt, noch hätte bei dem häufigen Lehrerwechsel, der Jahr für Jahr neue Lehrer herbeiführte und alte entfernte, eine Gleichmäßigkeit und Stetigkeit des Unterrichts aufkommen können. In den 21 Jahren der confessionellen Vereinigung wirkten nach einander nicht weniger als 54 ordentliche Lehrer an der Anstalt, von denen der größere Theil (38) katholisch war. Da nun der friedliche Zustand der

Anstalt nicht sowohl auf einer höheren und freieren Auffassung des Christenthums, die sich über den Unterschied der Confessionen emporgeschwungen hätte, beruhte, als vielmehr auf dem Mangel an Energie, welcher dem Neubau einer Schule auf fester Grundlage und aus einem Gusse gar nicht nahe zu treten wagte, so war eben eingetreten, was unter solchen Umständen die nothwendige Folge war: das numerisch in Lehrern und Schülern viel stärkere katholische Element hatte der Anstalt auch ihren Charakter gegeben; die Tradition von Sct. Salvator hatte allmählich die Oberhand bekommen über die Tradition von Sct. Anna, und wo die letztere in protestantischen Lehrern noch vorhanden war, stand sie isoliert in dem Ganzen, das nur äußerlich angesehen ein solches heißen konnte.

Man scheint in den Regierungskreisen auch richtig erkannt zu haben, wo der Schaden lag, und das Bestreben, ihm gründlich abzuhelfen, mag wohl die Ursache gewesen sein, daß im Jahre 1820 sowohl der Rector, als der Conrector in den Ruhestand versetzt, und die Leitung in die Hände eines Mannes gelegt wurde, der bei der Regierung großes Ansehen genoß, das schon im ersten Jahre seiner Amtsführung in Augsburg durch die Verleihung des Hofrathstitels Ausdruck erhielt. Der neue Rector Wagner kam vom Baireuther Gymnasium her, wo damals mehrere tüchtige Kräfte wirkten, und war ein Jugendfreund Jean Pauls, mit dem er auch nachher in Verkehr blieb. Daß man aus einer durchaus protestantischen Umgebung den Leiter für die gemischte Anstalt nahm, zeigt die vorurtheilsfreie Richtung, die man unter Maximilian's I. Regierung in Schulsachen einzuhalten bestrebt war. Ich selbst erinnere mich Wagner's nur mehr als eines gebrechlichen, vom Alter gebeugten Mannes; als ein kleiner Knabe habe ich ihn im Jahre 1840 im Saale des Collegiums bei Sct. Anna die Tribüne besteigen sehen zur Abhaltung seiner letzten Rectoratsrede, und das Bild des schmächtigen, zitternden Greises, dem der gestickte Kragen der Uniform weit vom Nacken abstand, steht noch lebendig vor

meiner Erinnerung, wie er bat, sich setzen zu dürfen, weil er nicht mehr zu stehen vermöge. Ich konnte damals nicht ahnen, daß dieser sein Abschied vom Amte auch der Abschied von einer langen Kette mißlicher Erfahrungen und tiefer Zerwürfnisse mit den Lehrern der Anstalt war. Aber jeder Schüler, der das Gymnasium verließ, wußte es, und jeder Lehrer, der daran wirkte, hatte davon zu erzählen, mancher auch von persönlichen Erlebnissen, die er schwer empfand. Wagner muß viele anziehende und bestechende Seiten gehabt haben, und er wußte damit Eindruck zu machen. Auch Held, der spätere Schulrath und Rector in Baireuth, äußerte sich, kurz nachdem er dort sein College geworden war (1815), in einem Briefe günstig über ihn und nannte ihn „einen sehr vielseitig gebildeten Mann."*) Ob sein Urtheil später noch dasselbe war, ist mir nicht bekannt.

Es kann nicht meine Absicht sein, was ich von den Zerwürfnissen Wagner's mit dem Lehrercollegium gehört habe, hier des Weiteren zu erzählen. Müßte nicht ohnedies schon der Gedanke, daß ihn und fast alle Betheiligten das Grab deckt, eine Mahnung sein, auch diese Erinnerungen nicht mehr aus dem Grabe der Vergessenheit, in das sie die Zeit gelegt hat, aufzuwecken, so würde ich auch gerne Verhältnisse unberührt gelassen haben, an die mein Vater immer nur mit großer Unlust zurückgedacht hat. Aber es ist das unmöglich, da es gerade diese Verhältnisse waren, die seine pädagogischen Ansichten gebildet und befestigt haben. Als er im Jahre 1824 als Hilfslehrer an der Anstalt eintrat, trug dieselbe, wie schon erwähnt, vorherrschend den Charakter der katholischen bayrischen Gymnasien, der ihnen von ihren Schöpfern, den Jesuiten, auch nach deren Entfernung geblieben ist. Als er fünf Jahre früher als Schüler an der Anstalt gewesen war, mochte ihm das weniger zum Bewußtsein gekommen sein. Einmal war ja jener einjährige Auf-

---

*) K. Fries, Dr. J. Chr. von Held. Ein Lebensbild I. Abthlg. S. 26. (Baireuther Gymnasialprogramm 1874.)

enthalt in der Oberclasse eigentlich nur ein Durchgangspunkt in seiner sonst ganz selbständigen Vorbereitung für das Universitätsstudium gewesen; dann hatte er an dem Professor May, einem aus Sachsen gebürtigen und dort ausgebildeten Lehrer, der damals schon im vierzigsten Jahr an der Anstalt von Sct. Anna wirkte, einen Mann vor sich, der mit jener Richtung nichts zu thun hatte; er war seitdem gestorben. Jetzt aber lag die Erlanger Zeit hinter ihm; er hatte Döderlein's Anregung genossen; er sah sich die Sache mit reiferen Augen an. Hätte er das Glück gehabt, unter einer bewährten pädagogischen Kraft in das Lehramt einzutreten, die ihm Vorbild sein konnte, er hätte sich gewiß mit derselben Begeisterung und Wärme an sie angeschlossen, die er in Döderlein's Vorlesungen der philologischen Wissenschaft entgegengebracht hatte. Aber das war ihm nicht vergönnt; wie in allem andern sollte er auch als Pädagoge Autodidakt sein. Nur die Erkenntniß, wie man es nicht machen dürfe, gewann er aus dem, was er um sich sah; wie man es besser mache, mußte er selbst finden. Das geisttödtende, mechanische Wesen des katholischen Unterrichts, das er an dem vereinigten Gymnasium vorherrschen sah, stieß ihn ebenso stark ab, wie das Scheinwesen in Wagner's Leitung, der noch zwölf Jahre lang nach der Trennung der Anstalten Vorstand derjenigen von Sct. Anna blieb. Man muß zu seiner richtigen Beurtheilung wissen, wie stark diese Eindrücke, unter denen er das ganze erste Drittheil seines langen Wirkens hinbringen mußte, während sich doch sein Innerstes dagegen sträubte, auf ihn eingewirkt haben. „Unterricht und geistige Entwickelung, nicht Abrichtung und Dressur! Erziehung zu sittlicher Tüchtigkeit und Begeisterung für die hohen Ziele wahrer Humanität, nicht äußeren Flitterputz, der den inneren Mangel verdeckt! Das Wesen, nicht den Schein!" Das wurde ihm in dem Kampfe mit jenen Gegensätzen nicht nur immer klarer, sondern diese Ziele erfaßte er auch mit der ganzen, gewaltigen Energie seines Wesens; das wurden seine leitenden Gesichtspunkte während

seiner eigenen zweiunddreißigjährigen Direction der Schule von Sct. Anna, die er nach ihnen umgestaltet hat.

Es entzieht sich natürlich jeder Schilderung, wie diese Ueberzeugung in den anderthalb Jahrzehenden vor seinem Rectoratsantritt allmählich in ihm reifte und Gestalt gewann. Darüber könnte nur er selbst Aufschluß geben. Nicht einmal ein Tagebuch erzählt von dem, was ihm das Herz bewegte. Er war allezeit zu sehr ein Mann des thatkräftigsten Handelns, als daß er geeignet und geneigt zur Aufzeichnung seiner Eindrücke und Gedanken gewesen wäre; er wollte sie lieber erleben als schreiben und den Vorsatz lieber zur That machen als zu Papier bringen. Alles aber, was mir von seinen damaligen Collegen und Schülern mitgetheilt worden ist, zeigt, daß er schon sehr bald ein Mittelpunkt für jene war, und einen tiefen Einfluß auf diese gewann. Derjenige College, der ihm damals am nächsten stand, hat mir noch vor kurzem davon erzählt, wie er auch dem Rector nicht nur durch seine wissenschaftliche Ueberlegenheit, sondern auch durch den sittlichen Ernst seines Auftretens immer Achtung abgenöthigt habe. Ich muß es seinen damaligen Schülern überlassen, hier meine Darstellung durch die Erinnerung an das, was sie gesehen haben, zu ergänzen und mich begnügen, die Momente des äußern Lebens anzuführen.

Die provisorische Stellung eines Hilfslehrers verwandelte sich bald in eine definitive; nach zwei und einem halben Jahre wurde er zum Gymnasialprofessor ernannt. Studienlehrer oder, wie es damals hieß, Progymnasiallehrer ist er nie gewesen; denn man hatte damals den Grundsatz, zu dem entweder das richtige Verständniß dessen, was der Schule frommt, oder vielleicht auch der Mangel an ausreichenden Kräften geführt hatte, wissenschaftlich tüchtige Männer, die etwas zu leisten versprachen, nicht erst durch Jahrzehende langes Festnageln auf der untersten Stufe verkümmern zu lassen, um sie dann in vorgerückten Jahren in die wichtigsten Stellen hineinaltern zu lassen, sondern sie da

zu verwenden, wo sie Nutzen stiften konnten. Da er mit dieser Anstellung eine sichere Zukunft begründet sah, konnte er nun auch ausführen, was ihm längst im Herzen genährte Hoffnung gewesen war, die er jetzt auch aussprechen durfte. Er kehrte nach Wassertrüdingen zurück und verlobte sich mit der Tochter seines einstigen Amtsvorstandes, des dortigen Rentamtmanns, Amalie Steinhäußer. Am 7. Mai 1827 haben meine Eltern in Wassertrüdingen ihr Ehebündniß geschlossen; am 15. December 1855 hat es durch den Tod meiner lieben Mutter für dieses Leben sein Ende erreicht. Was dem Vater die Gattin gewesen ist, in deren treues Herz er seine Sorgen auszuschütten pflegte, das gehört nicht hieher. Als ein unvermuthet schneller Tod ihr die Augen für immer schloß, war die Freude seines Lebens dahin; er hat wohl mit gleichem Pflichteifer seinem Berufe gelebt, in dessen treuer Erfüllung er seinen Trost suchte, aber in den neunzehn Jahren bis zu seinem eigenen Hinscheiden nie wieder eine Gesellschaft außerhalb des Familienkreises besucht; auch die nächsten Freunde sahen ihn nicht mehr in ihren abendlichen Zusammenkünften. Mancher einstige Schüler des Sct. Anna-Gymnasiums denkt wohl, wenn er dies liest, an das Eckfenster der Rectoratswohnung im St. Anna-Hof, an dem der Mutter Nähtischchen stand, und wie er gerne heraufgrüßte, wenn etwa ihr freundliches Auge den Hof streifte. Es hat mich tief gerührt, als mich einmal vor dem theologischen Examen ein Candidat fragte, ob meine Mutter den Vater, welcher damals Mitglied der Prüfungscommission war, nicht nach Ansbach begleite. Denn er meinte, es könne keinem Examinanden schlimm gehen, wenn sie in der Nähe sei; so sehr verband sich für ihn schon mit ihrer Erscheinung der Begriff des Wohlwollens.

Bezeichnet so das Jahr 1827 ein Markstein seines persönlichen Lebens, so öffnete sich im folgenden eine Pforte, die ihn den Boden künftigen amtlichen Wirkens wenigstens sehen und betreten ließ, wenn er auch noch nicht frei darauf schalten und walten konnte, wie später. Es brachte die Trennung des

Gymnasiums in zwei confessionelle Anstalten, wie sie einst bestanden hatten. Der Versuch, sie zu vereinigen, hatte in einundzwanzig Jahren doch kein anderes Resultat geliefert, als daß durch das Zusammenfügen das Zusammenwachsen noch nicht bedingt, und Aufhebung der alten Grundlagen noch keine Neuschöpfung ist. Doch war man im Frieden auseinander gegangen, und wie sich denn aus der Ferne das einst Erlebte immer mehr verklärt, die unschönen Seiten in den Hintergrund und die anziehenden immer mehr in den Vordergrund treten, so ist auch bei den einstigen Schülern der vereinigten Anstalt hauptsächlich das Andenken an das friedliche Zusammenleben der Confessionen haften geblieben; die wissenschaftlichen Leistungen habe ich nie einen rühmen hören. Die Schule von Sct. Anna war nun auf einmal klein geworden; aber sie gehörte doch sich selbst wieder und hatte bald darauf besonderen Anlaß, sich zu erinnern, wozu sie einst gestiftet, und welches edle Gut sie zu hüten bestimmt war. Denn es traf die dritte Säcularfeier des Reichstags von 1530, doppelt bedeutsam für die evangelische Einwohnerschaft der Stadt, deren Name das dem Kaiser damals von den evangelischen Ständen des Reichs übergebene Bekenntniß trägt, und das Jahr darauf folgte die dritte Säcularfeier des Gymnasiums selbst, das 1531 in den Räumen desselben Karmeliterklosters eingerichtet worden war, welches dreizehn Jahre früher Luther beherbergte, als er sich vor Cajetan verantworten mußte. Der von ihm ausgestreute Same war auch hier aufgegangen; die Mönche waren der Reformation zugefallen und hatten das Kloster geräumt. Die Stimme der Rufer im Streit um die Freiheit der Gewissen, die vor drei Jahrhunderten hier mannhaft vor aller Welt ein christliches Zeugniß für die Wahrheit abgelegt hatten, und ihrer gelehrten Schüler, die sie hieher gesandt hatten, die Jugend zu unterweisen, — des Niederländers Gerhard Geldenhauer, des bekenntnißtreuen Arsacius Seehofer, der gelehrten Rectoren Xystus Betulejus, Matthias Schenk und Hieronymus Wolf, die von Basel, Tübingen und

Wittenberg herbeigerufen worden waren, — drang mächtig herüber in die neue Zeit und mahnte festzuhalten und zu pflegen, was so hart errungen war. Bei keinem der Collegen von Sct. Anna fand ihre Stimme freudigeren Widerhall, als bei meinem Vater. Er begrüßte das Jubeljahr der Augsburger Confession mit einer Geschichte des Reichstags von 1530, die er verfaßte, und welcher er auch einen Abdruck der Bekenntnißschrift beifügte.*) Daß die mit großer Sorgfalt und Liebe ausgearbeitete Schrift nicht in weitere Kreise hinausdrang, hat wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß er den Verlag nicht einer Buchhandlung, sondern einem Buchbinder, der ihn darum gebeten hatte und auf den localen Absatz rechnete, überließ. Zu gleicher Zeit betheiligte er sich auch an einer Ausgabe der Augsburger Confession, die ein Universitätsfreund von ihm mit beigefügten kurzen Anmerkungen in die Welt gehen ließ. Als dann am 21. Juni im Collegiumssaale eine öffentliche Feier veranstaltet wurde, fiel ihm die Aufgabe des Festredners zu. In meisterhaftem Latein sprach er: de Melanchthone viri docti eiusque christiani exemplo.**)

Es war dies gleichsam ein auch von seiner Seite abgelegtes Bekenntniß seiner freilich nicht jetzt erst gewonnenen evangelisch-christlichen Ueberzeugung. In seinem Schulunterricht übte sie schon lange ihre Wirkung und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Es war nicht bloß sein Religionsunterricht, in dem

---

*) Geschichte des im Jahre 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstages und der Augsburgischen Confession. Zur Vorbereitung auf die bevorstehende dritte Jubelfeier der evangelischen Kirche bearbeitet von G. C. Mezger, Professor am prot. Gymn. z. A. Nebst einem Abdrucke der unveränderten Augsb. Conf. Mit 5 Kupfern. Augsburg 1830. Verlag von J. G. Rollwagen und Sohn.

**) Die Rede erschien im Druck unter dem Titel Oratio ad celebranda solemnia Augustanae confessionis saecularia die XI Cal. Julias MDCCCXXX in auditorio gymnasii Augustani Annaei habita a G. C. Mezger, gymn. prof. Augustae Vindelicorum. Apud Albr. Volkhartum.

sie zur Geltung kam. Zwar wurde dieser jetzt in fast allen Gymnasialclassen in seine Hände gelegt, und er hat ihn seitdem in der Hand behalten, selbst dann noch, als ihm mit der Uebernahme des Rectorats, der Vorstandschaft des Collegiums bei Sct. Anna und manches andern Amts eine Geschäftslast aufgelegt war, welcher andere Schultern, als die seinigen, nicht gewachsen gewesen wären. Denn im Religionsunterricht fand er zunächst den Boden, auf welchen er den Samen ausstreuen konnte, den er in die Herzen der Jugend einpflanzen wollte. Er sah ihn sich vom idealsten Gesichtspunkte aus an. Nichts widerte ihn mehr im ganzen Schulwesen an, als jene Entwürdigung dieses Unterrichts, die auf die Einprägung einer gewissen Summe von „Religionskenntnissen" ausgeht, und als der eingeführte Schulplan in späterer Zeit auch den protestantischen Anstalten Religionsprobearbeiten und Religionspreise aufnöthigte, fügte er sich nur mit innerstem Widerstreben und suchte diese der protestantischen Anschauung so schnurstracks zuwiderlaufende Anordnung in der Praxis möglichst abzuschwächen. Ihm war nur ein Religionsunterricht etwas werth, der das Herz, den ganzen Menschen erfaßte. Deswegen konnte er auch den leblosen Wegweiser eines Lehrbuchs nicht brauchen; und wenn zu Zeiten auch ein solches eingeführt war, so war es mehr im Besitz der Schüler als im Gebrauch beim Unterricht. Er gab ihnen dafür das neue Testament in die Hand und zwar im griechischen Urtext. Aus ihm lernten die Schüler neutestamentliche Geschichte und den christlichen Lehrbegriff; das war ihr Leitfaden von der untersten Classe bis zur obersten, mit welcher er in der Regel das Evangelium des Johannes las. Daneben trug er ihnen die alttestamentliche Geschichte vor, wobei sie wieder nur die Bibel in der Hand hatten, und ebenso Kirchengeschichte. Mancher hat in diesen Vorträgen den Grund gelegt zu eingehenderen kirchenhistorischen Universitätsstudien, und andere, die nicht zu der Theologie übergegangen sind, hätten mit den Reminiscenzen aus diesem Unterricht manchen Candidaten,

der sich zur theologischen Prüfung stellte, beschämen können; denn sie machten tiefen Eindruck. Für die oberste Stufe des Unterrichts pflegte er die Erklärung der Augsburger Confession aufzusparen. So sehr ihm nun der Religionsunterricht Mittelpunkt des Gesammtunterrichts war, so war er doch nicht erfreut darüber, als man ihn später zum Prüfungsgegenstand bei der Absolutorialprüfung machte. Er war ihm viel zu hoch, als daß er ihn angesehen wissen wollte, wie ein anderes Unterrichtsfach, in dem sich an den Leistungen des Einzelnen so zur Noth ermitteln läßt, bis zu welchem Grade der Ausbildung und der Reife ein Schüler gediehen ist. Wo die Religion nicht das sittliche Bewußtsein geweckt und veredelt hat, wo sie nicht der feste Halt des Lebens und Strebens überhaupt geworden ist, da hat der Religionsunterricht seinen Zweck nicht erfüllt. Das läßt sich aber aus einigen Antworten auf Prüfungsfragen nimmermehr entnehmen. Sie können trefflich beantwortet werden, und doch kann dabei der Religionsunterricht ganz wirkungslos gewesen sein. Die Religion darf überhaupt nicht als ein Unterrichtsfach angesehen werden, sondern sie muß das Fundament des ganzen Unterrichts sein. Sie fällt viel weniger in die didaktische, als in die pädagogische Thätigkeit des Lehrers und wird darum nicht bloß in den ihr zugewiesenen Unterrichtsstunden gelehrt, wie etwa das Französische oder die Mathematik, sondern sie muß alles durchdringen und beherrschen, wie die Seele den Leib. Sie lehrt auch nicht etwa der examinierte Theologe, der im Lehrer repräsentiert ist, sondern seine christliche Persönlichkeit. Wenn er durch diese nicht Einfluß gewinnen und das Gemüth der Schüler ergreifen kann, dann helfen alle salbungsvollen Worte und alle eingeprägten Kenntnisse nichts; sie sind dann dem Schüler nichts weiter, als was ihm die mathematischen Formeln auch sind. Diese Persönlichkeit muß aber vor den Schülern nicht bloß in den zwei wöchentlich der Religion zugewiesenen Stunden stehen, sondern im ganzen Unterricht und über diesen hinaus im ganzen Leben. Weil mein Vater

den Religionsunterricht von diesem Gesichtspunkt aus ansah, gab er ihn in den obern Classen niemals aus der Hand; erst im hohen Alter ließ er sich theilweise darin vertreten. Es hätte ihm außerdem etwas gefehlt in seiner Stellung als Haupt der Anstalt. Denn weil er auch als Rector seine Pflicht nicht darin sah, der Befehlende über eine Anzahl von Lehrern und der Wächter darüber zu sein, daß sich alles genau innerhalb der Schablone bureaukratischer Schulpläne bewege, sondern darin, Leben und Geist in allen Theilen zu wecken, den Anfängern und Schwachen eine Hilfe, den Pflichttreuen und Eifrigen ein Vertreter, den Lässigen ein Stachel, allen aber ein Vorbild zu sein; weil ihm der Unterricht der gesammten Anstalt ein Ganzes war, zu dem alle gleicher Weise mitzuwirken berufen wären, hielt er, als Haupt des ganzen Organismus, es auch für nothwendig, daß in seinen Händen das liege, was er als die Seele des Gesammtunterrichts erkannte. Er hat sich über diesen Werth des Religionsunterrichts oft ausgesprochen, und ich habe es ihn manchmal als einen Vorzug vieler auswärtiger Gymnasien hervorheben hören, daß dort der Religionsunterricht in den obern Classen von den Rectoren gegeben werde; so gehöre es sich. In allen Classen ist das natürlich nicht möglich; schon die nothwendige Zeit und Kraft zieht ja da von selbst die Grenze. Aber auch in den untern Classen war am Sct. Anna-Gymnasium dafür gesorgt, daß der Religionsunterricht nicht losgelöst war von dem Gesammtunterricht; in allen Classen ruhte er da in den Händen der Claßlehrer, bis in neuerer Zeit diese Einrichtung aufgegeben werden mußte, weil die Zahl derjenigen, welche theologische Studien für ihren Beruf als Gymnasiallehrer und Erzieher für nothwendig halten, immer kleiner wird.

Zu einer Zeit nun, wo in der Leitung des Augsburger Gymnasiums Grundsätze herrschten, die den seinigen ganz entgegengesetzt waren, war es für meinen Vater von besonderem Werth, wenigstens im Religionsunterricht einen Wirkungskreis zu haben, wo ihm kein anderer Einfluß hemmend in den Weg

trat. Daß er nach Beyschlag's vollständigem Ausscheiden auch einige Jahre lang den hebräischen Unterricht für die künftigen Theologen ertheilte, war eine äußerliche Zuthat, die er wieder an einen jüngeren Collegen abtrat, als auf solche Weise Ersatz geschaffen werden konnte. Durch seinen Religionsunterricht aber gewann er den tiefsten Einfluß auf die Gemüther und die ganze Geistesrichtung seiner Schüler. Ergriff sie in seinem übrigen Unterricht der Ernst seines ganzen Wesens und seine begeisterte Auffassung des classischen Alterthums, so gab hier der Unterrichtsgegenstand dem Vortrage noch seine besondere Weihe. Vor Jahren hat mich einmal einer seiner älteren Schüler, ein mir bis dahin unbekannter Pfarrer, aufgesucht, um sich nach ihm zu erkundigen, „dessen herrlichem Religionsunterricht er alles verdanke, was er geworden sei." Aehnliche Versicherungen habe ich öfters aus dem Munde einstiger Schüler gehört. Im Jahre 1836 that sich in Erlangen eine Studentengesellschaft auf, die erste auf deutschen Universitäten, die den Muth hatte, dem herrschenden Vorurtheile gegenüber das Christenthum als die normierende Schranke auch des Studentenlebens zu bekennen. In den Aufzeichnungen eines Angehörigen dieses Kreises, der übrigens selbst der Augsburger Schule ganz ferne stand, habe ich gelesen, es seien ehemalige Schüler des Sct. Anna-Gymnasiums gewesen, die aus dem Unterricht des Professors Mezger und des Pfarrers Bomhard diesen Geist unter die Erlanger Studentenschaft gebracht hätten. Beide haben nicht die geringste äußere Anregung zu dieser Vereinigung gegeben, sind auch nachher in keiner Beziehung zu ihr gestanden; aber dieses unparteiische Zeugniß lehrt um so besser, wie tief ihr Einfluß auf die Jugend gieng, die ihre Eindrücke von ihnen empfieng.

Es war nicht möglich, von dem Religionsunterricht zu reden, ohne die vier Jahrzehende im Ganzen zu überschauen, in denen mein Vater ihn ertheilt hat. Aber kehren wir noch einmal an ihren Anfang zurück! Wie war es denn bis dahin? Ein Blick in die Jahresberichte jener Zeit ist höchst lehrreich.

Man staunt, was für eine Fülle von Wissen die Vorgänger meines Vaters ihren Schülern übermittelten. Da wurden z. B. in der vierten Gymnasialclasse nicht nur „Uebungen in der Erklärung der h. Schrift nach Luthers Uebersetzung, zugleich als Anhang und Beweis der Geschichte des alten Testaments" vorgenommen, sondern neben ausgedehnten exegetischen, dogmatischen und kirchengeschichtlichen Vorträgen auch noch solche gehalten über „das akademische Leben", und für die künftigen Theologen „über Methodologie der theologischen Studien auf Universitäten". Noch im ersten Semester des Schuljahrs 18$^{31}/_{32}$ verzeichnet hier der Katalog: „a) Einleitung in die Schriften des neuen Bundes überhaupt und die Einleitung in das Evangelium Johannis insbesondere, b) Geschichte der Religionen der Juden, Meder, Perser, Aegypter und Canaaniter, nebst Geschichte des Reiches Gottes im jüdischen Volke bis zur Erscheinung Johannes des Täufers". Nun sinkt aber mit einem Male der Unterricht von seiner stolzen Höhe in eine ganz bescheidene Anspruchslosigkeit herunter; denn im zweiten Semester „übernahm Herr Professor Mezger diesen Unterricht und verwendete dazu gleichfalls wöchentlich drei Stunden, von denen er 1) eine zum Vortrag der christlichen Glaubenslehre nach dem apostolischen Glaubensbekenntniß benützte, 2) in der andern die ersten 6 Capitel des Evangeliums Johannis nach dem Urtext erklärte und 3) in der dritten die christliche Kirchengeschichte bis zur Zeit der Reformation in einer kurzen Uebersicht vortrug." Jene Angaben der Kataloge über den Religionsunterricht sind noch dazu ein ganz schwacher Abglanz des hochtönenden Wörterpomps, mit dem die Leistungen in den übrigen Lehrfächern angekündigt werden; Wagner gelang darin das Unübertreffliche. Ja, „das Wesen, nicht den Schein!" so rief es immer lauter in dem Herzen meines Vaters.

3.

Freude und Leid außerhalb der Schule.

Es scheint mir besser, wenn ich darauf verzichte, jetzt schon von seinem übrigen Unterricht zu reden, und es mir lieber auf jene Zeit verspare, wo er unbeengt der ganzen Schule neue Gestalt geben konnte. Ich muß dafür vielfach in spätere Jahre hinübergreifen, wenn ich nun von seiner Thätigkeit auf anderen Gebieten rede, die ebenfalls im Ganzen überschaut werden müssen. Da war es vor allem sein Amt als Bibliothekar, das schon in den dreißiger Jahren einen guten Theil seiner Kraft in Anspruch nahm. Seit dem sechzehnten Jahrhundert besaß nämlich die Stadt Augsburg an ihrer Bibliothek, die sie namentlich auf Veranlassung des gelehrten Rectors Xystus Betulejus gegründet hatte, einen von dessen Nachfolgern treu gehüteten, kostbaren Schatz. Bis zum Tode meines Vaters ist das Bibliothekariat ein Annexum des Rectorats bei Sct. Anna gewesen; erst bei seinem Rücktritt wurde es in die Hände eines katholischen Geistlichen gelegt. Rector Beyschlag, der mit der Bibliothek ganz verwachsen war, hatte sich, als er sein Lehramt niederlegte, von ihr nicht trennen können; bis zu seinem Tode im Jahre 1835 widmete er ihr seine ganze Thätigkeit. Nun trat mein Vater für ihn ein, der ihn schon seit längerer Zeit darin unterstützt hatte. Es gab hier reichliche Arbeit. Als nämlich im Jahre 1806 Augsburg an die Krone Bayern gekommen war, hatte man der Stadt neben vielem anderem auch den viel beneideten

Schatz, den sie an Handschriften, Incunabeln und seltenen Drucken auf ihrer Bibliothek besaß, trotz des Protestes des damaligen Bibliothekars fast ganz genommen, „weil in Augsburg nur eine Büchersammlung für Geschäftsmänner, nicht aber für bloße Literaten nöthig sei". Es war zwar einiger Ersatz aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster zugesagt und später auch nach Augsburg verbracht worden, keineswegs aber die Bibliothek für ihren unersetzlichen Verlust, der jetzt einen guten Theil des Handschriftenreichthums der Münchener Bibliothek ausmacht, entsprechend entschädigt. Die unter dem Namen „Kreisbibliothek" nun mit der Stadtbibliothek vereinigte Büchermasse, mehr als 100,000 Bände, mußte jetzt geordnet und katalogisiert werden. Beyschlag hatte zwar seine Zeit fleißig darauf verwendet, war aber, wie bei dem Mangel des nöthigen Hilfspersonals natürlich ist, noch lange nicht damit zu Ende gekommen; der obere Saal, der nicht den dritten Theil der Bücher enthält, war mit Ausschluß der Augustana, die natürlich eine große Anzahl bilden, geordnet, aufgestellt und verzeichnet; mit dem Uebrigen war ein Anfang gemacht. Mein Vater fuhr in seiner Arbeit fort, die dadurch gerade nicht leichter wurde, daß die Eintheilung, welche Beyschlag getroffen hatte, nicht sehr zweckmäßig ist und das Auffinden sehr erschwert. Die Kataloge über die erwähnten Augustana, ferner über die Fächer der Naturgeschichte, Technologie und Architektur, über die Bibelsammlung, die exegetische Theologie, Patristik, systematische Theologie, Homiletik, die neueren Lateiner, die orientalische Literatur, die Mathematik, Chemie, Physik, Philosophie, Medicin, Jurisprudenz, sowie über die Incunabeln hatte mein Vater bis zum Jahre 1842 fertig gemacht. Was er dem später noch beifügte, kann ich einzeln nicht angeben. Es war keine kleine Arbeit, die zum großen Theile auf dem Dachboden in wüstem Durcheinander aufgeschichteten Büchermassen in Ordnung zu bringen, und er hat es dankbar anerkannt, daß er von seinen Collegen Butters und Greiff dabei unterstützt wurde. Letzterer versah seit 1841 auch die

Stelle eines Unterbibliothekars, katalogisierte als solcher die neuen Zugänge und besorgte das Ausleihen der Bücher in wöchentlich sechs Stunden, das vorher auch noch meinem Vater oblag. Ich erwähne das besonders, weil diese aufopferungsvolle Thätigkeit, die überdies noch häufig durch auswärtige Gelehrte in Anspruch genommen wurde, mit wenig Dank gelohnt wurde. Den Vorwürfen, die sogar in den letzten Jahren Unkenntniß der Verhältnisse in der Localpresse laut werden ließ, als geschehe nichts, hat mein Vater stets würdevolles Schweigen entgegengesetzt. Ich füge noch bei, welche Besoldung er für dieses mühevolle Amt, das bei ihm in sachkundiger, treuer und thätiger Hand war, bezog; es waren früher 150 fl.; als Greiff Unterbibliothekar wurde, mußten sie diese theilen, so daß jeder jährlich volle 75 fl. bekam.

Seiner Thätigkeit als Bibliothekar entstammen auch zwei von ihm verfaßte Bücher, durch die er einen Theil der ihm anvertrauten Schätze nutzbar und bekannt zu machen suchte. Zu dem einen gab die Feier des vierhundertjährigen Jubiläums von Guttenberg's großer Erfindung Veranlassung. Auch die Augsburger Buchdrucker beabsichtigten damals durch eine in würdiger typographischer Ausstattung erscheinende Festschrift ihrem Altmeister die gebührende Huldigung darzubringen. Sie wandten sich deshalb an meinen Vater, der indessen ihren Antrag ablehnte, weil er bereits darüber war, eine Arbeit anderer Art zum Feste vorzubereiten, nämlich eine Beschreibung der auf der Bibliothek aufbewahrten ältesten Druckdenkmale und Formschneiderarbeiten, welcher er eine kurze Geschichte des Buchdruckes und Buchhandels in Augsburg anfügte. Dem Werke, das 1840 in der Matth. Rieger'schen Buchhandlung erschien, gab er die Abdrücke von 37 alten Originalholzschnitten aus dem XV. und XVI. Jahrhundert bei, deren Stöcke aus der aufgehobenen Abtei von Sct. Ulrich in die Kreisbibliothek verbracht worden waren. So schön das Buch sonst ausgestattet ist, so ist leider der Text verunziert durch eine große Zahl von Druckfehlern, worüber er

selbst sein Bedauern aussprach. Zwei Jahre später veröffentlichte er seine „Geschichte der vereinigten königl. Kreis- und Stadtbibliothek in Augsburg" (Matth. Rieger'sche Buchh. 1842). Ihr ist ein lateinisch geschriebener Katalog der in der Bibliothek jetzt noch befindlichen Handschriften — 394 an Zahl — beigefügt.

Die Verbringung der Klosterbibliotheken nach Augsburg machte manche Commissionsreisen von kürzerer und längerer Dauer zur Besichtigung, Aufzeichnung und Uebernahme der Bücher nöthig. Es waren hauptsächlich katholische Geistliche, mit denen er diese Angelegenheiten zu bereinigen hatte. Er hat aus diesen Kreisen manchen wohlthuenden Eindruck bewahrt. So z. B. von den Männern, mit denen er in Dillingen verkehrte, wo er sich längere Zeit aufhalten mußte. Er hat später noch manchmal davon erzählt, weil ihm, was er unter ihnen sah, als ein scharfer Gegensatz gegen das Zelotenthum erschien, das sich jetzt so vielfach in der katholischen Kirche bemerklich macht. Es waren Männer aus der Schule des frommen Bischofs Sailer, die sich auch gegen den protestantischen Gast nicht verschlossen und lieber der Berührungspunkte freuten, wo man sich eins wußte, als die Kluft vertieften, welche trennte. Insbesondere machte der Freimuth auf ihn Eindruck, mit dem ihm einmal einer bekannte, daß er es als einen großen Vorzug der evangelischen Kirche ansehe, daß das Wort Gottes in den Händen des Volkes sei, das immer unmittelbar aus dieser Lebensquelle schöpfen könne. Ich erwähne das besonders als einen Beweis, daß Angehörige verschiedener Confessionen recht wohl mit einander verkehren können, ohne daß sie ihre katholische oder protestantische Ueberzeugung verleugnen. Ich werde im Folgenden oft davon sprechen müssen, wie wenig mein Vater mit einem farblosen Christenthum, das in Wirklichkeit nur ein inhaltsloser Name ist, zu thun haben mochte, und wie er gerade in dem evangelischen Christenthum die Wurzel seines eigenen Lebens fand. Daraus machte er nie ein Hehl, und das wußte

jeder, der ihn kannte. Dennoch hat dieser ausgesprochene Protestant immer auch mit überzeugungstreuen Katholiken, wenn es ihnen mit dem Christenthum nur wirklich Ernst war, gut verkehren können. In Augsburg, der Stadt der confessionellen Gegensätze, hat es ihm an der Achtung auch von jener Seite nie gefehlt, und gewiß hat ihn nie jemand unter diejenigen gerechnet, welche confessionellen Zwiespalt und Streit erregten. Es waren durchaus katholische Minister, katholische Schulreferenten, katholische Regierungspräsidenten, welche er als Vorgesetzte hatte, und dennoch haben ihm, der nie mit Verleugnung seiner Grundsätze ihnen nahte, selbst so treue Söhne ihrer Kirche, wie Zwehl und Lerchenfeld waren, nicht nur stets große persönliche Achtung gezollt, sondern ihm auch besonderes Vertrauen geschenkt und in Schulsachen sich gerne seines Rathes bedient. Ein Beweis, daß die Toleranz ganz andere Bedingungen zur Voraussetzung hat, als angebliche Confessionslosigkeit.

Neben seinem Amte als Bibliothekar nahm ihn eine andere Thätigkeit viel in Anspruch. Augsburg steht auf einem Boden, der dem Alterthumsfreunde fast von selbst die Sorge zur Pflicht macht, was er barg und birgt, der gelehrten Welt zu erhalten und nutzbar zu machen. Es braucht nicht erst Vermuthungen, wo die splendidissima Rhaetiae colonia des Tacitus lag; „würde die Geschichte davon schweigen, tausend Steine würden redend zeugen, die man aus dem Schooß der Erde gräbt“. Sie sind in großer Anzahl dort vorhanden, diese Steine und anderes, was mit ihnen von stolzer Römerpracht im überwundenen Barbarenland erzählt, vom Niedergang südlicher Cultur und vom Aufgang nordländischer Kraft, die, jene zertrümmernd, sie doch in sich aufzunehmen bestimmt war, um die Welt zu erneuern. Nicht erst die neue Zeit hat diesen Resten der Vergangenheit Beachtung geschenkt. Es war schon im sechzehnten Jahrhundert die eifrige Sorge Konrad Peutingers gewesen, zu sammeln und zu erhalten, was die Stürme der Zeit übrig gelassen hatten; der gelehrte Marcus Welser, der

auch zuerst die „Peutinger'sche Tafel“ veröffentlichte, hat mit nicht geringerem Interesse diese Forschungen gepflegt; eine Reihe von tüchtigen, zum Theil berühmt gewordenen Alterthumsforschern, die am Gymnasium oder in anderen Stellungen in den letzten drei Jahrhunderten wirkten, hat sich um ihre Erhaltung verdient gemacht. Zuletzt hatte noch Beyschlag, dem auch im Maximilians-Museum unter den von ihm gehüteten und beschriebenen Sammlungen die verdiente Gedenktafel aufgerichtet ist, mit aller Liebe und Hingebung eines begeisterten Alterthumsfreundes sich ihrer angenommen. Nun hatte aber das Interesse dafür in jüngster Zeit einen ganz neuen Aufschwung genommen durch den Regiernngsdirector von Raiser. Die rastlose Thätigkeit dieses Vaters der historischen Vereine in Bayern ist zu bekannt, als daß ich weiter davon zu reden brauchte. Zwar tragen die Schriften Raiser's, wie die Beyschlag's, nur zu sehr den Stempel des Dilettantismus an sich; die Epigraphik nimmt von seinen Erklärungen der römischen Inschriften keine Notiz mehr; aber das Verdienst bleibt ihm doch, die Nachforschung nach den Resten des römischen Alterthums in weiten Kreisen angeregt, unterstützt und befestigt zu haben; ohne ihn wäre gar manches dem Untergange verfallen gewesen, was jetzt als Bestandtheil antiquarischer Sammlungen reiche Belehrung bietet. Um so erwünschter war die wissenschaftliche Kraft, die mit dem Eintritt meines Vaters in den Ausschuß des historischen Vereins gewonnen wurde. Er hat eine Reihe von Jahren die Stelle eines Secretärs bekleidet und ist nicht nur dem rührigen Raiser, der vermöge seiner Stellung überall die nöthigen Kräfte für den Verein in Bewegung setzen konnte, berathend zur Seite gestanden, sondern hat auch selbst mit Wort, Schrift und That eifrig für den Verein gewirkt. Die jährlichen Publicationen des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg enthalten manchen Artikel aus seiner Feder, sowohl über antiquarische Gegenstände, als Resultate seiner geschichtlichen Forschungen. Die Sammlungen des Vereins ver-

danken ihm manche wichtige Bereicherung, die entweder durch Ankauf aus den Mitteln des Vereins oder durch Ausgrabungen gewonnen wurde, die er überwachte. Die Entdeckung der Reste einer römischen Villa bei Mauren im Ries z. B. führte ihn mehrmals in jene Gegend. Das große Gräberfeld, welches bei dem Baue der Augsburg-Donauwörther Eisenbahn im Jahre 1844 bei Nordendorf geöffnet wurde, — eine der ausgedehntesten Fundstätten, auf die man in neuerer Zeit stieß, — hat ihn mit seinen reichen Ergebnissen viel beschäftigt. Er hat die einzelnen Fundstücke beschrieben in dem Gymnasialprogramm von 1846, dem auch die Abbildungen merkwürdiger Stücke beigefügt sind.*) Die römischen Denkmäler, die in den Jahren 1843 und 44 auf der Stelle des jetzigen Bahnhofs in Augsburg wieder an das Tageslicht kamen, die römische Töpferwerkstätte, welche ihren Vorrath an fertigen und halbfertigen Waaren bei dem Bau der Augsburg-Ulmer Bahn wieder eröffnete, die Götterbilder, welche bei dem Umbau der Gersthofer Pfarrkirche, offenbar eines einstigen Mercuriustempels, gefunden wurden, und manches andere werthvolle Fundstück, welches während seiner Thätigkeit im Verein gewonnen wurde, haben sein lebhaftes Interesse in Anspruch genommen. Er suchte aber auch über diese Sammlerzwecke hinaus das historische Interesse und insbesondere das Verständniß des Alterthums durch jenen Verein zu beleben und zu pflegen. Er ließ sich dazu die Mühe nicht verdrießen, welche ihm die Ausarbeitung umfangreicher Abhandlungen machte. Abgesehen von denen, welche gedruckt wurden, findet sich unter seinen hinterlassenen Papieren z. B. eine leider unvollendet gebliebene Arbeit über die römischen Legionen, welche bis zum elften Bogen gediehen ist und zum Vor-

*) De operibus antiquis ad vicum Nordendorf e solo erutis. Scripsit D. Georgius Casparus Mezger, gymnasii Augustani Aug. conf. addicti rector. Cum II tabulis lithographicis. Aug. Vind. MDCCCXLVI. Typis Wirthianis.

lesen im Vereine bestimmt war. Ist sie nun auch durch die wissenschaftliche Forschung der letzten vierzig Jahre — denn so viele sind seit ihrer Ausarbeitung verflossen — überholt, und ist auch das gelehrte Material, das man heute dafür zur Verfügung hat, ein ungleich reichlicheres, so zeigt mir seine ganz selbständige Arbeit doch seine eingehenden Studien zu diesem Zweck, und wie gründlich er namentlich die römischen Classiker dazu durchgelesen hatte. Aber gerade, daß ihm wissenschaftliche Behandlung so sehr Bedürfniß war, stieß ihn von dem Verein wieder ab. Es kann ja nicht fehlen, daß gerade in solchen Kreisen der Dilettantismus aufwuchert. Ein Verein, der darauf angewiesen ist, überall die localen Kräfte aufzuwecken zum Aufsuchen und Nachforschen, weckt damit auch die Halbwisserei, die ohne Ahnung von der Hoheit, dem Ernste und dem Umfang wissenschaftlicher Forschung sich breit macht mit der Geringfügigkeit und Unzulänglichkeit der eigenen Arbeit. Nun hat das zwar wenig Gefahr, so lange wirklich wissenschaftliche Kräfte solchen guten Willen trotz der ihm anhaftenden Selbstüberschätzung leiten und durch passende Anweisung nutzbar machen können. Es gehören dazu nur energische und wirklich historisch gebildete Persönlichkeiten, die an der Spitze des Ganzen mit weiterschauendem Blick die Gesammtarbeit überwachen. So hat an vielen Orten die locale Forschung die schätzenswerthesten Resultate erzielt, und gerade der historische Verein von Schwaben und Neuburg hat immer das Glück gehabt, daß sich eine ziemliche Zahl solcher Männer fand; noch in der neuesten Zeit hat die von ihm gegründete Zeitschrift den erfreulichen Beweis geliefert, daß er der Höhe seiner Aufgabe sich bewußt und ihr gewachsen ist. Aber um so auf andere wirken zu können, dazu gehört, daß man sich der Sache auch hingeben kann, und als mein Vater fühlte, daß er doch nur mehr einen kleinen Theil seiner Kraft dafür einsetzen konnte, trat er immer mehr von dem Verein zurück. Das Secretariat ging auf seinen Collegen Greiff über; seinen Namen zog er zwar nie zurück; thätig aber

ist er in ihm in den letzten zwei Jahrzehenden seines Lebens nicht mehr gewesen.

Denn er war noch mit gar mancher anderen Arbeit belastet. Schon im Anfang der dreißiger Jahre hatte ihm das Vertrauen seiner Collegen die Verwaltung ihrer Wittwenkasse übertragen, einer Stiftung, welche im siebenzehnten Jahrhundert die damaligen Lehrer des Gymnasiums in seltener Uneigennützigkeit für ihre Nachfolger gegründet hatten. Sie besaß, als sie mein Vater übernahm, ein Vermögen von über 30,000 fl. Vierzig Jahre hat er sie verwaltet, und in dieser Zeit hat sich jene Summe auf 120,000 fl. erhöht. Geht schon daraus hervor, wie umsichtig und gewissenhaft er dieses verantwortungsvolle Amt versah, so könnte mancher der Betheiligten auch von dem Wohlwollen erzählen, mit dem er es führte. Noch nach seinem Tode hat mir einer seiner früheren Collegen, der später an eine andere Anstalt versetzt wurde, davon erzählt, wie kräftig er für das Recht der Studienlehrer, denen der Rector die Theilnahme an der Casse versagte, eintrat, bis er ihnen diese, gestützt auf die Stiftungsurkunde, durch eine höhere Instanz erwirkte. Die Anliegen der Wittwen und Waisen seiner früheren Collegen haben bei ihm immer ein offenes Ohr und eine warme Vertretung gefunden. Zwar waren es harte Geduldproben für ihn, wenn etwa bei einer Visitation seiner Casse der damit beauftragte Beamte etwas umständlich zu Werke gieng; seine an sich sehr ungeduldige Natur und die Gewohnheit, seine Zeit auch möglichst gut auszunützen, machten ihm jede überflüssige oder ihm überflüssig scheinende Zuthat unerträglich. Auch war ihm die gewissenhafteste Treue etwas so Selbstverständliches, daß ihm selbst der Gedanke, es könnte jemand daran zweifeln, daß in seiner Casse alles in Ordnung sei, etwas Unfaßbares gewesen wäre. So ängstlich er aber auch dafür besorgt war, daß die Wittwenkasse keinen Nachtheil erlitt, so übte er doch immer die möglichste Nachsicht gegen ihre Schuldner. Er hatte selbst von Jugend auf die Noth des Lebens zu oft em-

pfunden, als daß er hart hätte sein können, wo er sie bei andern sah. Als er schon im Sarge lag, erschien unvermuthet eine Bauersfrau in unserem Hause, die in früheren Jahren ein Kapital von der Wittwenkasse gehabt hatte und eben an diesem Tage in die Stadt gekommen war. Sie habe auf dem Markte gehört, erzählte sie weinend, daß der Mann gestorben sei, dem sie so oft ihren Zins gebracht habe; da habe sie ihre Marktwaaren ihrer Nachbarin übergeben und sei herausgelaufen; denn sie könne ihn nicht in die Erde senken lassen, ohne daß sie ihm noch einmal gedankt habe, daß er sie nie gedrängt habe, auch wenn es ihr zu schwer gefallen sei, ihren Termin einzuhalten. Die heißen Thränen der Frau, welche die Anwesenden tief ergreifen mußten, sind das beredteste Zeugniß für den Sinn, mit welchem er dieses Amt führte.

Die kärgliche Besoldung, welche die Gymnasiallehrer in Bayern bezogen, machte es überdies in früherer Zeit nothwendig, daß er durch Privatunterricht die unzureichende Einnahme ergänzen mußte. Lange Jahre hatte er auch noch Zöglinge im Haus. Erst als er im Jahre 1840 das Rectorat bekam, wurde seine Lage etwas erleichtert. Nur zur Vervollständigung des Bildes, nicht weil mein Vater zu den Unzufriedenen gehört hätte, erwähne ich auch diese Seite. Er hat im Gegentheil stets mit Verachtung auf solche Lohnarbeiter im Staatsdienst gesehen, welchen die Bezahlung der einzige Maßstab für die Pflichterfüllung ist. Bei seiner Anstellung als Hilfslehrer im Jahre 1824 war ihm ein Gehalt von 600 Fl. bestimmt worden, den er auch Anfangs bezog. Aber schon drei Vierteljahre später wurde er, wie gleichzeitig ein anderer Hilfslehrer, durch ein Rescript überrascht, es seien ihm 116 Fl. 40 Xr. zu viel ausbezahlt worden, da ein Hilfslehrer nur 400 Fl. beziehe. Es half keine Vorstellung; von beiden mußte jener Betrag wieder zurückbezahlt werden, und fortan blieb es bei den 400 Fl. Erst acht Jahre später genehmigte das Ministerium, daß wenigstens die zurückgezahlte Summe wieder erstattet wurde. Bei

der Ernennung zum Gymnasialprofessor wurde der Gehalt auf 625 Fl. an Geld, 2 Schäffel Weizen und 5 Schäffel Korn festgesetzt. Noch 1833 betrug er 700 Fl., und ehe mein Vater das Rectorat übernahm, das ihm dann 200 Fl. Functionsbezug und freie Wohnung brachte, war er auf 900 Fl. gestiegen. Die Einnahmen aus den Nebenämtern waren schmal genug; die des Bibliothekariats habe ich schon genannt; die Remuneration für sechs wöchentliche Stunden Religionsunterricht betrug Anfangs 100 Fl., später 150 Fl., und als noch zwei weitere Stunden dazu kamen, wurde dieser Betrag um 50 Fl. erhöht. Die Entschädigung für die mühevolle und verantwortungsvolle Verwaltung der Wittwenkasse war kaum nennenswerth. Zwar verschloß die Regierung die Augen nicht gegen das pflichteifrige und erfolgreiche Wirken; aber man fand es einfacher, die Anerkennung in Worten, als durch die entsprechende Bezahlung auszudrücken; ja, man verstand es in sehr zuvorkommender Weise gleich von vornherein allenfallsige Ansprüche abzuschneiden. In einem der vielen Belobungsschreiben, die er erhielt, heißt es (unter dem 11. Decbr. 1838): „Das unterzeichnete k. Studienrectorat hat von der k. Regierung von Schwaben und Neuburg mittelst Rescript vom 5. Decbr. den angenehmen Auftrag erhalten, dem k. Gymnasialprofessor und Bibliothekar, Herrn M., die gebührende und belobende Anerkennung der genannten hohen Stelle sowohl, als des k. Staatsministeriums des Innern hinsichtlich seiner vorzüglichen Leistungen im Lehramt und seines Anerbietens unentgeltlich einen vermehrten Religionsunterricht ertheilen zu wollen, auszudrücken."

Und doch hätte eine Aufbesserung so wohl gethan. War schon unter gewöhnlichen Umständen nur ein äußerst sparsamer Haushalt im Stande, den Bedürfnissen der rasch anwachsenden Familie zu genügen, wie erst, wenn nicht vorhergesehenes Unglück sie heimsuchte! Der Tod meines Großvaters hatte den Eltern auch noch die Sorge für den noch im Knabenalter stehenden jüngsten Bruder der Mutter auferlegt. Dazu kam schwere

Krankheit, die meine älteste Schwester wegraffte, welche des Vaters besondere Freude gewesen war. Ihr Tod erschütterte ihn auf das Tiefste. Er habe nie im Leben einen so ergreifenden Schmerz gesehen, als den meines Vaters bei ihrem Heimgang, hat mir vor kurzem noch ein Freund von ihm erzählt, der ihm damals sehr nahe stand. Kaum war sie in die Erde gebettet, so warf ein Nervenfieber die Mutter auf das Krankenlager, von dem sie sich nur langsam erholte. Vom September 1832 bis in den Februar 1833 war fast alle Tage zweimal ärztlicher Besuch in der Familie nothwendig, und damit war die Noth noch nicht einmal zu Ende. Denn nun brach auch die Kraft des von Schmerz gebeugten, von Sorgen bekümmerten und mit Arbeit überlasteten Vaters. Er, der seit seinen Jugendjahren so wenig gewohnt war, der Schwachheit des Körpers nachzugeben, schien ganz dahinzusiechen. Es fiel ihm schwer genug, als er auf das dringende Verlangen der Aerzte zu einem längeren Landaufenthalt in der Nähe von Augsburg sich entschließen mußte. Aber auch dieser schien die gebrochene Körperkraft und die überreizten Nerven nicht wieder herstellen zu können. „Das nächste Frühjahr wird ihn fortnehmen“, hörte er seinen Hausarzt selbst sagen, als er unerwartet in die Gesellschaft einiger Freunde trat, die eben jenen über sein Befinden gefragt hatten. Wie fühlbar machte es sich da, daß die Besoldung eine so schmale war! Und selbst Angesichts dieser drückenden Noth konnte er es damals nicht durchsetzen, daß die ihm zustehende Gehaltszulage, welche ein mit ihm am gleichen Tage als Gymnasialprofessor angestellter College, der sich seit der Trennung der Gymnasien am katholischen befand, schon seit einem Jahre bezog, auch ihm gewährt wurde. Wie dankbar empfand er inmitten der Noth jener sorgenvollen Jahre die Liberalität des Stadtmagistrats, der bei Gelegenheit der Jubelfeier des Sct. Anna-Gymnasiums (1831) jedem der dortigen Lehrer ein Ehrengeschenk von 70 Fl. ausbezahlen ließ! Er hat später noch öfter mit dankbarster Erinnerung davon erzählt, wie wohl ihm

diese — nach den Begriffen unserer anspruchsvolleren Gegenwart bescheidene — Summe gethan habe. Und er war noch nicht einmal am schlimmsten daran; denn seine eigene Bedürfnißlosigkeit und der Mutter sorglicher Haushalt wußte Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht zu erhalten; andere Collegen empfanden die Unzulänglichkeit der schmalen Einnahme noch drückender und waren, da man in den Kreisen, die allein helfen konnten, wenig Geneigtheit dazu zeigte, auf den leidigen Trost jenes alten Wortes angewiesen: solamen miseris socios habuisse malorum; denn an den übrigen Anstalten des Königreichs stand es auch nicht besser, an mancher noch viel schlechter. Daß trotzdem eine Reihe von hervorragenden Lehrern, die für die jüngere Generation als leuchtende Vorbilder dastehen, ungebrochenen Muthes und unbeirrt durch die äußere Noth, wenigstens unsere protestantischen Anstalten auf einer Höhe hielt, von welcher die Gegenwart heruntergesunken ist, sollte eine starke Mahnung für diese sein, daß die Hebung unserer Schulen ganz andere Voraussetzungen hat, als die pecuniäre Aufbesserung des Lehrerstandes, wovon man jetzt so viel hört und liest.

Auch mein Vater hat sich nie durch diese äußere Noth brechen lassen. Zeugniß dessen sind außer seiner Schule die Früchte seiner wissenschaftlichen Arbeit, die gerade in jener Zeit zahlreich gezeitigt wurden. Schon 1828, als Consistorialrath Schäfer in Ansbach sein fünfzigjähriges Jubiläum als Rector und Professor des dortigen Gymnasiums feierte, hatte er die Gratulationsschrift der Augsburger Collegen verfaßt. Ich erwähne sie hier, weil es die erste Schrift ist, die er in den Druck gab.*) Er unterzog sich dieser Aufgabe um so lieber,

*) Solemnia muneris scholastici semisecularia Calendis Majis anni MDCCCXXVIII rite celebranda viro summe reverendo ingenio humanitate doctrina literarum copia florentissimo celeberrimo de rebus scholasticis meritissimo D. Adamo Schäfer, augustissimi Bavarorum regis a consiliis ecclesiasticis Gymnasii Onoldini professori primario antehac

als sich für ihn mit der Pietät gegen den Jubilar auch das Interesse für die Hauptstadt der Markgrafschaft verband, aus der er stammte. Im folgenden Jahre schrieb er ein Programm de Hercule sapientis stoici exemplo; in das nächste fällt jene schon erwähnte Geschichte der Augsburger Confession und die damals gehaltene Festrede; 1833 und 34 brachte der Schulkatalog Programme von ihm über Hieronymus Wolf, auf die ich zurückkommen werde. Sodann erschienen in den Jahresberichten des historischen Vereins geschichtliche Abhandlungen von ihm, 1837: „Ueber die Haft des Götz von Berlichingen in Augsburg. Nach handschriftlichen Urkunden des städtischen Archivs in Augsburg"; 1838: „Ueber die Sage von einer Schlacht zwischen den Römern und Sueven bei Augsburg"; letztere nur der erste Theil einer größeren Untersuchung, deren zweite Hälfte sich mit der Göttin Cisa beschäftigen sollte, aber nicht mehr erschienen ist. Das folgende Jahr gehörte der Vorbereitung seiner ebenfalls schon erwähnten Buchdruckergeschichte.

Aber zum Schriftsteller war er eigentlich nicht geboren. Jenes stille Arbeiten, das nur den Schreibtisch und das Tintenfaß zu Zeugen hat und der Feder wieder anvertraut, was die Beobachtung oder das Nachdenken gefunden hat, war nicht seine Sache. Sein Arbeiten war nicht bloß ein Forschen, sondern ein fortwährendes Erleben. Wo der Kopf arbeitete, war auch das Herz dabei. Darum regte ihn alles auf. Nur ungern bannte er sich deshalb an den Schreibtisch; es duldete ihn da nicht lange; auf- und abgehend pflegte er zu studieren, meist eingehüllt in dichte Rauchwolken, die seiner Pfeife oder Cigarre entströmten. Zwar bringt es jede gelehrte Arbeit mit sich, daß man immer wieder zur Feder greifen muß, und wenn seine Schüler die ihnen wohlbekannten, grauen, abgegriffenen Folianten,

---

rectori observantissime gratulantur Gymnasii Augustani rector conrector et professores. Aug. Vind. Typis Geigerianis.

aus denen er ihnen die Themata zu ihren lateinischen und griechischen Arbeiten zu dictieren pflegte, hätten durchblättern dürfen, so würden sie neben diesen seinen eigenen Entwürfen alle möglichen Excerpte und Notizen in deutscher oder lateinischer Sprache gefunden haben. Schon als junger Lehrer hatte er sie sich angelegt und bis in sein Alter die Einträge fortgesetzt. Aber sie blieben ihm doch nur ein ganz untergeordnetes Hilfsmittel; die Hauptsache stand in seinem Gedächtniß und arbeitete in seinem Kopfe, und was sich hier neu gestaltete, das mußte im Worte, nicht in der Schrift zur Erscheinung kommen. Er brauchte dazu Menschen vor sich, nicht das gefühllose Papier. Darum war sein Beruf der des Lehrers, nicht des Schriftstellers. Da zeigte aber dann schon die Wärme des Vortrags, die sich oft zur Begeisterung erhob, ohne sich doch jemals in unklare Gefühlsäußerungen fortreißen zu lassen, daß etwas innerlich Erlebtes im Worte nun Form gewann; die Stimme, die Geberde, das Wort selber ließ die Hörenden fühlen, daß nicht ein todtes Wissen aus der Vorrathskammer des Gedächtnisses hervorgeholt wurde, sondern ein lebendiges und darum Leben schaffendes. Nie fehlte die Sicherheit und Bestimmtheit, und doch fühlte man durch, daß auch durch das Aussprechen der Lehrer selbst immer noch lernte; docendo discimus, war ein von ihm selbst gern gebrauchter Spruch. Das hat eben seinem Unterricht das Anregende gegeben, daß die Schüler, die so Zeugen einer unausgesetzt sich erneuernden geistigen Arbeit waren, selbst mit hineingezogen wurden in das Ringen nach dem Erwerb der höchsten geistigen und sittlichen Güter.

Mein Vater fühlte es selbst, wo seine Stärke lag. Er konnte zwar sich aufrichtig freuen, wenn ein College sich auch als tüchtiger Arbeiter auf literarischem Gebiete bewährte, und suchte hier anzuregen und aufzumuntern. Denn den rechten Lehrer konnte er sich gar nicht anders denken, denn als einen in der Wissenschaft festgewurzelten, an ihr sich labenden und von ihr sich nährenden Menschen. Aber er verlangte auch,

daß der Gewinn davon vor allem der Schule zu Gute kommen sollte. Nicht der Ruhm eines Gelehrten, dem sein Unterricht die Nebensache ist, sondern der eines sich selbst und alles sein Wissen und Können in den Dienst des Berufs stellenden gelehrten Schulmanns sollte das erste Ziel sein. Gerne erwähnte er deshalb ein Wort Schleiermachers: Diejenigen Schulen seien die besten, an denen die wenigsten Programme geschrieben würden, — ein Wort, das, so paradox es klingt, doch eine tiefe Wahrheit enthält und gerade in unserer vielschreibenden Gegenwart besondere Beachtung verdient, wo man jene anspruchslose, aber unendlich segensreichere Thätigkeit, welche sich ganz in den Dienst der Schule stellt, nur zu sehr zu mißachten geneigt ist, während man die oft nur allzu leichte literarische Marktwaare, über deren Abfassung mancher selbstgefällige Lehrer seine Berufspflicht versäumt, noch obendrein als Berechtigungsschein zur Bevorzugung vor gewissenhafteren und bescheideneren Lehrern ansieht.

Man denkt sich nur zu gerne das Leben eines Gelehrten eingeengt in seine Studierstube, das eines Schulmanns in sein Schulzimmer; jenen als einen vom praktischen Leben abgelösten, in seinen Büchern und Apparaten vergrabenen Mann, diesen als einen, der nichts anderes zu sehen bekommt, als die Schuljugend, die er vielfach schief beurtheilt, weil er das Leben nur durch das Schulfenster zu sehen gewohnt ist. Es verlohnt sich kaum, gegen dieses Vorurtheil ein Wort zu verlieren. Der große Haufe mag sich an den Caricaturen freuen, die ihm von den Gelehrten und Schulmännern in Wort und Bild so reichlich geboten werden. Er weiß es nicht, versteht es auch nicht, wenn man ihm sagt, daß eben ihre stille Arbeit es ist, von der die Welt lebt, nicht sein eigenes Jagen nach Besitz und Ehre. Wenn man aber das Bild eines Mannes aus solchen Kreisen richtig und vollständig zeichnen will, muß man auch einen Blick hineinwerfen in die Umgebung, aus der er seine Auffrischung und Anregung sog. Wir treten damit nicht in die prunkenden Gemächer der vornehmen Welt, auch nicht in

die Sonnenstrahlen bewunderter Celebritäten, und nicht in die rauschenden Vergnügungen einer leichtlebigen, aber hohlen Gesellschaft; es sind bescheidene, manchmal sogar gedrückte und ärmliche Verhältnisse, vor denen man da den Vorhang lüftet, so daß diejenigen, welche sich nun plötzlich vor den Blicken der Menge sehen, vielleicht selbst darüber erschrecken. Und doch ist ihr unbeachtetes, wohl auch gering geschätztes Dasein ein viel reicheres, als die meisten ahnen. Zwar gehe ich nicht ohne einiges Bedenken daran, ob ich recht thue, wenn ich auch die anspruchslose Verborgenheit an die Oeffentlichkeit ziehe, in der mein Vater verkehrte. Nun ich werde der Bescheidenheit keines Lebenden zu nahe treten; aber von den Todten darf ich wohl reden; ihnen soll der Dank nicht fehlen, den ihnen mit mir noch mancher andere zollt.

Für meinen Vater war es zunächst der Collegenkreis, in dem er seinen Verkehr suchte. Er hat sich in dem ersten Jahrzehend nach der Trennung der Gymnasien stark verändert. Nur zwei der einstigen Collegen haben meinen Vater noch in die Zeit hineinbegleitet, wo er selbst das Rectorat führte, außer dem Mathematiker Ahrens, dessen bewegtes Leben aber schon im Jahre 1841 sich schloß, der Professor der Oberclasse Schmidt. Letzterer war meinem Vater in aufrichtiger Freundschaft verbunden. Welcher Schüler von Sct. Anna erinnert sich nicht gerne des gelehrten Ehrenmannes, der die Trockenheit seines Unterrichts wieder ausglich durch die Treue, mit der er seines Amtes wartete! Eine reine Seele; niemals hat ein Schüler den Mann trotz seiner Unselbständigkeit und Schüchternheit zu verletzen gewagt. Ein anderer, ihm gleich werther Freund, mit dem ihn auch die Gemeinsamkeit ihrer religiösen Ueberzeugung verband, war bald an eine andere Anstalt versetzt worden, wo er bis vor kurzem wirkte; er genießt jetzt den verdienten Ruhestand. Unter den jüngeren Kräften, welche nachrückten, waren solche, die schon ihre Zugehörigkeit zu der Erlanger Burschenschaft in Verbindung mit meinem Vater setzte, wie Dorfmüller, ein

sehr kenntnißreicher und von dem Philosophen Schelling, seinem Lehrer, besonders geschätzter Mann, und Greiff. Des Letzteren Wirksamkeit am Gymnasium blieb zwar immer auf die untern Classen beschränkt; denn er war von Haus aus Theologe und hatte sich nur der Lehramtsprüfung für diese Stufe unterzogen. Aber sein bescheidener, biederer und dabei praktischer Sinn und seine in allen Lebenslagen gleich bewährte, unerschütterliche Freundestreue haben ihn meinem Vater besonders werth gemacht und engere Bande zwischen den beiden Familien geknüpft. Habe Dank, du treuer Freund unseres Hauses, für das, was du meinem Vater und uns allen gewesen bist! Ohne daß es mein Vater suchte, wurde er für diesen Kreis von selbst, schon als Wagner noch der Anstalt vorstand, ein Mittelpunkt, zumal, da auch Professor Selling, ein ebenso scharfer Kopf, als gelehrter Mann, wenn es auch nur die grammatische Seite war, die ihn an den Classikern anzog, die ebenbürtige Gelehrsamkeit in ihm respectierte, so verschiedenartig auch sonst ihr ganzes Wesen und ihre Lebensanschauung war.

Stärker noch quoll die belebende Anregung aus dem Verkehre mit anderen Feunden. Zwar hatte Redenbacher sein Beruf von Augsburg weggeführt; aber um so inniger gestaltete sich das Verhältniß zu Bomhard. Es würde etwas Wesentliches in dem Bilde meines Vaters fehlen, wenn ich der Freundschaft mit diesem herrlichen Manne nicht ausführlicher gedächte. Redenbacher, der Zeuge derselben in ihrem ersten Anfang, hat mir noch kurz vor seinem Tode davon erzählt, wie sehr sich damals schon Bomhard zu „dem Manne mit dem scharfen Verstand und dem tiefen Gemüth", wie er ihn bezeichnet habe, hingezogen gefühlt habe. Von da an haben sich ihre Beziehungen zu einander nur noch inniger gestaltet, bis der Tod sie schied. Es war mehr als der Wunsch eines anregenden Verkehrs, der die beiden Männer zusammenführte; es war das Gefühl, daß sie beide einander brauchten. Nicht in dem utilitarischen Sinn, in dem der Egoist sich zu Nutzen macht, was der andere bieten

kann. Auf verschiedenem Arbeitsfelde und mit verschiedenen Gaben wirkten sie, aber mit gleicher Begeisterung und nach gleichem Ziele, und dabei fand jeder an dem andern seinen sichern Halt. Es lag in Bomhards Art eine außerordentliche Neigung zu einem sehr subjectiven Christenthum, und zwar war gerade das der wesentlichste Vorzug bei ihm. Denn eben weil in ihm die ganze Persönlichkeit predigte, und jedes Wort, das aus seinem Munde floß, den Eindruck des im eigenen Herzen Erlebten machte, übten seine Reden eine Wirkung, die man sich nicht vorstellen kann, wenn man nur seine gedruckten Predigten kennt. Hier müssen die homiletischen Mängel nothwendig auffallen: die Allgemeinheit der Disposition, die oft so gut wie gar keine ist; der Verzicht auf eine Exegese des Texts; der Mangel historischer Anschauung, der zwischen dem alten und neuen Testamente, geschweige denn zwischen den einzelnen Büchern und Autoren, niemals unterschied; sowie die oft stark rhetorische Färbung. Aber vor wessen Erinnerung zugleich mit dem gedruckten Buchstaben auch Bomhards ehrwürdige Gestalt auf der Kanzel von Sct. Jakob wieder aufsteigt, der hat einen ganz anderen Eindruck davon. In diesen Schwächen lag auch seine Stärke; man fühlte, daß er nichts Fremdes, sondern ganz sich selbst gab, wie er war; und er war eine Persönlichkeit, die hinriß. In seinem Vortrag fehlte jede auf Effect berechnete Declamation; er war im Ganzen höchst einfach. Es war mehr Conversationston, der oft erkennen ließ, daß er erst nach dem rechten Ausdruck suchte, welcher ihm aber immer sofort kam, so daß der Fluß der Rede nie gehemmt wurde, wenn auch hie und da die Worte etwas gedehnt und in singendem Tone gesprochen wurden. Aber schon der nächste Augenblick lehrte, daß nicht Nachlässigkeit oder Unsicherheit der Grund des Zögerns war, sondern die Ueberfülle der Gedanken, die sich hervordrängten. Und es wäre ihm nicht möglich gewesen, sie anders als in der ihrer würdigen Form an das Licht treten zu lassen. Wie schwungvoll wurde da oft die immer edle Sprache! Welche

Pracht der Bilder führte sein poetisch gestimmter Sinn an dem Geiste des Hörenden vorüber! Da gewann dann der Blick an Leben, es wuchs die Stimme, deren kräftiger Baß eine eigenthümliche Wirkung übte, ohne daß er sich jemals zu pathetischer Declamation hätte fortreißen lassen. Aber die Wärme hatte etwas Anziehendes; man wurde selbst warm und mußte folgen, wohin er führte; und wie gern folgte man, wenn er die Thüre aufthat zu den reichen Schätzen, über die er verfügte! Welche Vertrautheit mit der heiligen Schrift, und nicht Vertrautheit der Lippen, sondern des Herzens! Hier war das Bibelwort nirgends ein Buchstabe, der tödtet, sondern überall der Geist, welcher lebendig macht. „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut", — ja, hier redete ein Geist. der, wenn man ihn eindringen ließ, nothwendig zur That treiben mußte, wie er selbst vom Worte zur That durchgedrungen war. Dieses Gefühl beherrschte den Hörer. Je poetischer aber Bomhards Anlage war, um so mehr bedurfte er der Schranken, die ihn vor Irrwegen behütete. Und dieses beschränkende Maß fand er an der Persönlichkeit meines Vaters. In diesem war der Geist der Wissenschaft ebenso mächtig und bestimmend für das ganze Wesen, wie in Bomhard der hohe Flug seiner Phantasie und die Gewalt des religiösen Gefühls mächtig war. Mein Vater schätzte die Vorzüge dieser Subjectivität, aber er kannte auch ihre Gefahren. Wer einmal unter Bomhards Kanzel gesessen ist, wenn er in das Allegorisieren hineinkam, weiß, wie weit sich oft seine Phantasie versteigen konnte, so sinnig und poetisch anmuthend dann auch wohl seine Ausführungen waren. Aber die Kritik und damit der feste Boden der Bibelerklärung hörte dann auf. Alle jene Richtungen des Christenthums, deren Wesen in der Innigkeit des christlichen Gefühls ruht, auch wenn die Klarheit des Denkens darunter leidet, die alte Mystik, der Pietismus, das Herrnhuterthum u. s. w., hatten für ihn etwas ungemein Anziehendes. Das in seiner Subjectivität so einseitige, und doch so anregende Christenthum eines Joh. Arnd, Scriver,

H. Müller, Schmolke u. s. w. war es, in dem er sich am wohlsten fühlte; diese Literatur war ihm so vertraut, wie keine andere. Dazu reizte ihn das geheimnißvolle Dunkel, in dem sich die Mystiker aller Zeiten wohl gefühlt haben, und seit Justinus Kerner in den Gespensterglauben einige Romantik gebracht hatte, übte er auch auf Bomhard seinen Reiz.

Daß eine solche Persönlichkeit eine mächtige Anziehungskraft auf jene ungeklärten christlichen Kreise üben mußte, wie sie im Eppelein'schen Hause sich zusammenfanden, ist natürlich; ebenso, daß auch für ihn die Richtung dieser „Erweckten" etwas sehr Sympathisches hatte. Dennoch bewahrte er sich ihnen gegenüber eine selbständige Stellung, und darin machte sich der Einfluß meines Vaters bemerklich. Sein schärferer Blick verstand die Geister besser zu prüfen und Wahrheit und Irrthum auseinander zu halten, als Bomhard. Nicht minder als diesen zog ihn selbst das Gemüthvolle jener christlichen Strömung an; aber jedes Hinausfluthen über die Ufer scheute er. Daß die beiden Männer so fest an einander hielten, war darum für die Bewegung und Erneuerung des christlichen Lebens in Augsburg von wesentlichem Einfluß. Sie sind beide mit vielen aus diesem engeren Kreise in Berührung geblieben und haben so beigetragen, daß die evangelische Gemeinde daraus Nahrung zog; sie haben aber zugleich verhütet, daß sie von daher durch separatistische Elemente Schaden litt.

Die beiden Männer rückten sich durch den ununterbrochenen Verkehr während vier Decennien immer näher. Was im Austausch ihrer Gedanken jeder vom andern empfangen, was gegeben hat, dem läßt sich nicht nachgehen; darüber könnten sie wohl selbst nur unvollständige Rechenschaft geben. Aber gar manches von dem, was am Sonntag von der Sct. Jacobs-Kanzel als ein befruchtender Thau in empfängliche Herzen fiel, hatte hier seinen Ursprung; und wiederum der Geist, der an dem Sct. Anna-Gymnasium immer einflußreicher wurde, um nachher sich volle Bahn zu brechen, hier nährte und kräftigte er

sich. So haben sie beide einander beeinflußt, und doch sind sie beide selbständig geblieben, und keiner hat in die Sphäre des andern übergegriffen. Aber daß sie zusammengehörten, das fühlten sie beide ihr Leben lang. Als Bomhards Körper unter der Last der Jahre allmählich zusammenbrach, war ich nicht mehr in Augsburg. Aber es ist mir eine Aeußerung berichtet worden, die Bomhard von seinem letzten Krankenlager aus gethan hat, als ihn eben mein Vater verlassen hatte: Das ist der Mann, der mich allein ganz versteht.

Die beiden Freunde trafen sich eine lange Reihe von Jahren regelmäßig inmitten größerer Gesellschaft, in welcher mancherlei anregende Elemente sich berührten. Es war die einzige gesellige Vereinignng, an der mein Vater Theil nahm. Zu den Eigenthümlichkeiten des alten Augsburg, über die man auswärts spöttelte, — theilweise mit Recht, weil der reichsstädtische Zopf noch daran hieng, vielfach aber auch mit Unrecht; — gehörten die abonnierten Gesellschaften. Man klagte, daß Fremde nur schwer durch diese verschlossenen Thüren Einlaß bekämen. Eine der abgeschlossensten von ihnen — zwar nicht aus Grundsatz, aber durch ihr Wesen — war der sogenannte Apostelgarten. Ich weiß nicht, ob die ursprüngliche Anzahl der Mitglieder oder vielleicht ein Witz über die hauptsächlich dort vertretene Richtung zu diesem Namen Veranlassung gegeben hat; officiell nannte sich die Gesellschaft nach dem Besitzer des Gartens, in dem sie sich eingemiethet hatte, Gesellschaft im Halder'schen Garten. Sie starb, man könnte sagen, an Altersschwäche, wie allmählich — vor nun zwanzig Jahren — die sich ausdehnende Stadt den langjährigen stillen Aufenthalt der Gesellschaft zu ihren Zwecken umwandelte. Erst nahm man zur Erweiterung des katholischen Gottesackers ein paar Tagwerke von dem großen Besitzthum weg; dann verschlang der nahe Bahnhof ein anderes Stück; auf dem Rest entstand die Schrannenhalle und die Turnhalle, Gasthöfe und Privathäuser, und heute erinnert nur noch der Name der „Halderstraße", die

dazwischen durchzieht, die wenigen, die sich noch dafür interessieren, an die Zusammenkünfte, die auf dem Platze, in den sich jetzt Tod und Leben getheilt haben, einst in anspruchsloser Verborgenheit stattfanden. Aber vor dreißig und vierzig Jahren stand die Gesellschaft in ihrer Blüthe, deren Zeuge das junge Geschlecht, mit dem ich selbst auf den Wiesen des Gartens mich getummelt habe, noch gewesen ist. An den Tischen in dem „Wäldchen" oder hinter dem Wirthschaftsgebäude sammelte sich an schönen Sommerabenden oder am Sonntag Nachmittag eine Anzahl gleichgesinnter, befreundeter Familien. Es klang zwar unter ihnen noch etwas nach von der Absonderung der Evangelischen und Katholischen zur Zeit der reichsstädtischen Parität. Denn obwohl die Confession keineswegs Gesellschaftsstatut war, trug die Vereinigung einen entschieden evangelischen Charakter; nur selten waren Katholiken unter ihren Mitgliedern; doch darf man deswegen keineswegs auf Intoleranz schließen. Der katholische Gottesacker nebenan hätte keinen Nachbar haben können, der sorgsamer darauf bedacht gewesen wäre, daß sein Friede nicht gestört würde, als die Apostelgartengesellschaft. Das zeigte die Energie, mit der man den lauten Jungen wehrte, daß nicht Lärm die ernste Feier drüben störte, wenn etwa das Todtenglöcklein herüberhallte und anzeigte, was jenseits der hohen Mauern vorgieng. Es war die Achtung vor der Unverletzlichkeit des religiösen Gefühls, die dies vorschrieb, nicht bloß Rücksicht auf den äußern Anstand. Und diese Achtung, welche die wahre Toleranz ist und überall da sich findet, wo entschiedene eigene religiöse Ueberzeugung, nicht aber, wo an ihrer Stelle äußeres Kirchenthum oder nihilistische Freisinnigkeit herrscht, gab auch der Gesellschaft den Grundton. Es waren die evangelischen Geistlichen, unter denen der Pfarrer an der Barfüßer Kirche, Friedrich Krauß, ein Freund aus der Erlanger Concordia, und der Dekan Geuder meinem Vater persönlich näher standen, dann die meisten Collegen des Sct. Anna-Gymnasiums, einige Beamte und Aerzte, von denen manche, wie Dr. Hertel

und Frhr. von Bernhard ebenfalls schon von Erlangen her zu seinen nähern Bekannten zählten, und gleichgesinnte Männer aus dem Kaufmanns- und Bürgerstande, die sich hier zusammenfanden. Es gieng ein Geist strenger Ehrbarkeit und Einfachheit durch die ganze Gesellschaft. Was man in andern Kreisen ausschließlich als Vergnügungen anzusehen pflegt, musikalische Productionen, Tanzbelustigungen und Bälle, Feuerwerke und dergleichen gab es hier nicht. Nur einmal im Jahre nahm der Garten einen festlicheren Schmuck an, am Kinderfriedensfest. Da machte man der Jugend ihr Vergnügen in allerlei Festspielen, und die Erwachsenen erfreuten sich mit und an ihr. Wenn dann das Laub von den großen Kastanien in der Mitte des Gartens fiel, nahm man Abschied von einander bis zum nächsten Frühjahr; nur ein Theil der Herren, darunter mein Vater, hielt auch im Winter zusammen, wenn auch in einem andern Locale. Aber einmal sah auch das Haus des Apostelgartens einen Theil seiner Gesellschaft noch beisammen; denn der 18. October durfte nicht ungefeiert vorübergehen. Da gestattete man sich sogar Punsch, — bei der Einfachheit, in der die meisten zu leben gewohnt waren, ein besonderer Luxus, — und sogar die reifere Jugend durfte Theil nehmen, wenn auch nur im Nebenzimmer. Es ist bezeichnend für den Geist der Gesellschaft, daß dies geschah. Jetzt, wo der Patriotismus an der allgemeinen Stimmung seine fortwährende Anregung und Stütze findet, hat man kaum mehr ein Verständniß für den Werth dieses treuen Festhaltens an der nationalen Hoffnung zu der Zeit, wo sie gänzlich verloren schien, und dieser Pflege nationalen Sinnes bei dem heranwachsenden Geschlecht. Es ist mir keine andere Gesellschaft in Augsburg bekannt, wo man in jener Zeit trauriger politischer Apathie die Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht durch jährlich wiederkehrende Feier lebendig erhalten hätte. Aber dieser kleine, ernste und friedliche Kreis labte sich auch in der Zeit Metternich'scher Allgewalt und des Wallerstein'schen und Abel'schen Regiments an den strahlen-

den Großthaten von 1813 bis 1815 und hielt fest an der Hoffnung ihrer Wiederkehr. Man erkennt leicht darin den Einfluß der Mitglieder aus dem ehemaligen Erlanger Burschenkreise.

In dieser Gesellschaft pflegte mein Vater seine Erholung zu suchen, und er hat sie dort unter gleichgesinnten Freunden reichlich gefunden. Hieher pflegte man auch die Besuche zu führen, die von auswärts kamen; Schubert z. B., der von München die alten Bekannten von Zeit zu Zeit einmal aufsuchte, war dann hier verehrter Gast, wie Thiersch alljährlich zur Zeit der Absolutorialprüfung im August, oder hie und da einmal Bomhard's trefflicher Bruder, der Ansbacher Schulrath. Aber auch ohne solche Besuche gab es reichliche Anregung. Wie manche Erinnerung regt sich hier in mir, die ich zurückdrängen muß, um nicht zu weit zu schweifen! Nur einen darf ich nicht übergehen, weil er, an Geist und Gesinnung meinem Vater sehr nahe verwandt, mit ihm auch in engen Verkehr trat. Es war der treffliche Dr. Mebold, Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", ein Mann, dessen Einfachheit ihn um so anziehender machte, je vielseitiger seine gründliche Bildung war. Auch er war Theologe und Philologe. Ungefähr gleichen Alters mit meinem Vater, hatte er seine Studien an der Universität seines Heimatlandes Württemberg gemacht; dann schon im Beginne einer akademischen Laufbahn diese sich verwehrt gesehen und um seiner Theilnahme an der Burschenschaft willen statt auf dem Lehrstuhl längere Zeit auf dem Hohenasperg zugebracht, ein Opfer der beklagenswerthen Demagogenriecherei. Auf seine Feder angewiesen, hatte er sich dann mit philologischer und historischer Schriftstellerei beschäftigt, bis er bei der Redaction der Allgemeinen Zeitung eine feste Stellung fand. Wer je mit ihm verkehrte, hatte das wohlthuende Gefühl, daß ihm ein unabhängiger, von den herben Erfahrungen des Lebens nicht gebeugter und nicht verbitterter Charakter gegenüberstand, ein Mann, dessen Wissen ebenso gediegen, wie sein Urtheil sicher,

und seine Gesinnung edel war. Wäre auch nicht in seiner ganzen Art und Geistesrichtung so viel gelegen gewesen, was ihn meinem Vater werth machen mußte, so hätte schon die Gemeinsamkeit der patriotischen Hoffnungen, die sie mit gleicher Wärme hegten, die beiden Männer einander näher bringen müssen. Mein Vater hat ihn schwer vermißt, als die Cholera den liebenswürdigen Mann im Jahre 1854 im kräftigsten Mannesalter dahinraffte.

Kurz zuvor war als einer der Letzten auch der geistreiche Puchta, der Bomhards College an der Jakobskirche geworden war, in diesen anregenden Kreis getreten und ebenfalls meinem Vater schnell nahe gerückt. Er hat dann am zähesten an der Gesellschaft gehalten und ihr zuletzt ein humoristisches Grablied gesungen, als mit der allmählichen Zerstückelung des Gartens auch die Gesellschaft immer mehr zerbröckelte, von der ohnedies schon manches Mitglied fehlte. Es war fast um dieselbe Zeit, daß der Tod meiner Mutter dem Vater die tiefe Wunde schlug, die ihn veranlaßte, für immer sich aus jedem gesellschaftlichen Verkehr zurückzuziehen; er bedurfte darum auch des Apostelgartens nicht mehr. Aber gerne lenkte er bei Spaziergängen die Schritte durch jene vereinsamten Gänge, so lange es noch möglich war. Doch lieber noch kehrten seine Gedanken zurück in die Zeiten, wo unter jenen Bäumen und unter dem unscheinbaren Dache des Hauses jene einfachen Symposien stattfanden, deren Werth sich die Ueberlebenden erst ganz zum Bewußtsein brachten, als sie dieselben nicht mehr hatten. „Was für eine Fülle von Geist ist doch oft in diesen Räumen vereinigt gewesen!“ sagte er einst auf dem Spaziergange zu mir, indem er sehnsüchtig hinübersah nach dem Gesellschaftshäuschen, das als letzter, ärmlicher Rest des Alten noch zwischen den Neubauten stand. Jetzt ist auch dieser verschwunden; denn „der Lebende hat Recht“. Es zieht der Verkehr des Tages geräuschvoll über die Stätte hin, wo in der Verborgenheit

familiären Zusammenlebens ein geistiges Leben blühte, von dessen Glück die Menge keine Ahnung hat. Und doch, wohin würde ihr materielles Streben führen, wenn nicht in solchen idealer angelegten Kreisen die werthvolleren Güter des Lebens gehütet und vermehrt würden?

4.

Uebernahme des Rectorats.

Vielfach habe ich schon in spätere Zeit hinübergegriffen, indem ich das persönliche Leben meines Vaters außer der Schule schilderte. Mit Absicht; ich kann jetzt um so ungestörter bei seinem Wirken in der Schule bleiben. Wagner's Zeit gieng zu Ende. Schon seit 1833 gab er keinen Unterricht mehr; denn ein sehr schmerzhaftes körperliches Leiden quälte ihn seit Jahren. Die Leitung der Anstalt aber behielt er noch bis 1840. Mit großen Erwartungen war sie ihm, wie ich oben erwähnte, einst übertragen worden. Stand es nun nach zwanzig Jahren besser, als damals? Nur der Fernerstehende konnte das wähnen. Die Schäden, an denen sie unter Beyschlag's Rectorat krankte, waren nicht geheilt, höchstens den Augen anderer entzogen; die Lehrer aber beklagten es tief, daß sie dieselben nicht bloß bestehen lassen mußten, sondern auch auf unüberwindliche Hindernisse stießen, wo sie selbst bessern wollten. Von einem Zusammengreifen des Unterrichts der einzelnen Classen war keine Rede, geschweige denn von einer Einheit des Ganzen. Wohl hätten die Collegen gerne eine solche hergestellt; aber der Rector selbst war es, der ihr gemeinschaftliches Andringen auf Vereinbarungen in Lehrerconferenzen vereitelte; denn er scheute sich vor ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit und suchte sein Ansehen, das er sich nach außen immer sehr geschickt wahrte, dadurch zu behaupten, daß

er sich in die unnahbare Stellung eines Vorgesetzten über Untergebene zurückzog.

Da griff ein Mann ein, dessen Name für das bayrische Schulwesen von derselben Bedeutung ist, die er in der wissenschaftlichen Welt hat, Friedrich Thiersch. Er durchschaute mit scharfem Blick die Lage der Dinge, als er im Jahre 1838 zuerst die Schule von Sct. Anna besichtigte, mit welcher er dann länger als zwei Jahrzehende in der engsten Verbindung geblieben ist. Vergegenwärtigen wir uns zuerst einiges aus dem Kampfe zur Besserung unseres Schulwesens, den er in der vorausgehenden Zeit geführt hatte!

So freisinnig man unter König Max's I. Regierung in Schulsachen zu Werke gegangen, und so unbefangen man insbesondere in confessioneller Beziehung gewesen war, so war es doch trotz aller Organisationsversuche eher rückwärts als vorwärts gegangen. Was sich an der Verschmelzung der Augsburger Gymnasien, die so bald wieder zu einer Trennung führte, zeigte, war nichts Vereinzeltes, sondern in engerem Rahmen nur ein Bild davon, wie es im Allgemeinen aussah. Daß Männer wie Jacobs und Thiersch nach Bayern berufen wurden, daß ein Protestant wie Niethammer maßgebenden Einfluß im bayrischen Schulwesen bekommen konnte, zeigt zwar, wie vorurtheilsfrei der König dachte, und wie gründlich sein Minister mit den hergebrachten Uebeln aufzuräumen gewillt war, aber zugleich auch, daß man die Gegensätze, welche zu überwinden waren, viel zu gering taxierte. Dritthalb Jahrhunderte waren die altbayrischen Provinzen die Domäne der Jesuiten gewesen und durch sie vor jeder Berührung mit der freieren Geistesströmung im übrigen Deutschland behütet worden; konnte man da erwarten, daß eine gründliche Aenderung so glatt abgehen werde? So richtig die Erkenntniß war, daß das paritätische Königreich Bayern, dem nun eine so große Zahl neuer, zum Theil rein protestantischer Gebietstheile einverleibt war, andere Wege einschlagen müsse, als das ehemalige, kaum halb so große,

rein katholische Kurfürstenthum Bayern eingeschlagen hatte, — man durfte nicht vergessen, daß das ohne Kampf mit der katholischen Kirche nicht abgehen konnte. Man gab sich aber zunächst der Hoffnung hin, es brauche nur eine neue Organisation der Schulen; und indem man sie in Angriff nahm, wählte man noch dazu recht ungeschickte Hände. „Eine Commission von Ignoranten“ nennt Thiersch in einem Briefe an Jacobs die Männer, die damit betraut waren.*) Nun hatte aber erst noch die päpstliche Curie durch den Abschluß des Concordats sich wieder eine sehr feste Position auch in dem neuen Königreich erobert. Die Männer, welche dem wohlmeinenden König ihre Kraft zur Verfügung gestellt hatten, erkannten die Gefahr wohl. „Ich kann mir nicht vorstellen“, schrieb Jacobs an Thiersch**), „daß . . . der päpstliche Nuntius den Protestanten irgend einen Einfluß auf die katholischen Schulen lassen wird. Hat man doch jetzt schon die protestantischen Schulen nach katholischen Mustern verschnitten. Wer steht dafür, daß man künftig nicht noch weiter darin gehe, und wer könnte es hindern?“ Und ein Jahr später ermahnt er Thiersch, einen Ruf nach Göttingen anzunehmen; denn „können die (bayr.) Studieneinrichtungen nicht noch schlechter werden? Geht nicht die Tendenz des Concordats dahin, daß sie wieder rein katholisch, d. h. antiphilologisch werden sollen?“ Das Schlimmste aber war, daß man die Sache nicht einmal bei dem rechten Namen nennen durfte, ohne eine Besserung gleich von vornherein unmöglich zu machen. Wie kann ein Arzt eine Krankheit heilen, wenn er nicht einmal den Sitz des Uebels nennen darf? Niethammer war in diesem Falle, als er nach der kläglichen Verschlechterung, welche die bayrischen Anstalten durch die oben erwähnte Commission erfuhren, es offen aussprach, daß für die protestantischen Anstalten ein „katholischer“ Plan nicht



*) März 1816. Thiersch's Leben I. S. 157.
**) Decbr. 1817. Thiersch's Leben I. S. 169.

tauge. Thiersch hatte ihm mit Holland entschieden von einem solchen Vorgehen abgerathen. Denn, schreibt er an Jacobs, (21. Mai 1816), „indem er diese Ansicht aussprach, nahm er doch so gut, als seine Entlassung. Denn, wie kann man der Regierung zumuthen, die katholischen Schulen in den Händen eines Protestanten dann noch zu lassen, wenn sich dieser als solcher hin, und den katholischen als Gegner, als Haupt der protestantischen Partei, die er vertrete, entgegenstellt?“ Thiersch hatte gewiß Recht, wenn er dieses Vorgehen als ein unkluges bezeichnete und es beklagte, „daß dadurch die gründlichen Studien, die Grundsätze allgemeiner Menschenbildung selbst, zur Parteisache werden“. Daß er aber in der Sache selbst gerade so dachte, wie Niethammer, zeigt, was er hinzusetzt: „Es wird dabei dem Niethammer ergehen, wie allen, die ihre gute Sache verlieren, weil sie in der Form gefehlt haben“. Diese „gute Sache“ kämpft in Bayern heute noch, wie vor 60 Jahren, und heute nicht bloß mehr mit der offenen Opposition der ultramontanen Richtung, sondern in unserer Zeit, wo die Phrase eine nie geahnte Macht erlangt hat, mehr noch mit dem gedankenlosen Schlagwort „Confessionslosigkeit“, das in That umgesetzt bis jetzt in Bayern nie etwas anderes gewesen ist und sein kann, als Auslieferung auch der protestantischen Schulen an den übermächtigen katholischen Einfluß.*)

Wie endlich Thiersch's Bemühungen ihre Früchte trugen, war deswegen die Gegenwirkung noch nicht aus der Welt geschafft. Daß man den Schulplan von 1829 so schnell wieder beseitigte, hatte eben den Grund, daß der frischere Geisteshauch daraus wehte, den jene Richtung, welche Jacobs „die katholische

---

*) Man denke z. B. an den Geschichtsunterricht, den man vor einigen Jahren in München dadurch „confessionslos“ gemacht hat, daß man ihn den Claßlehrern übergab, d. h. als Grundsatz feststellte, daß auch Protestanten ihn in Zukunft nur von Katholiken erhalten dürften, die allein als Lehrer an den drei Gymnasien der Hauptstadt des paritätischen Königreichs zugelassen waren.

d. h. antiphilologische" nannte, nicht vertragen kann. Nun war Thiersch ein zu einsichtiger Mann, als daß er sich überhaupt von Schulplänen viel versprochen hätte. Der seinige allerdings war nothwendig; denn bei der Ungleichmäßigkeit und Zerfahrenheit des damaligen Zustandes der Schulen mußten einmal feste Ziele des Unterrichts aufgestellt, und sein Umfang umgrenzt werden. Das ist aber auch alles, was ein Schulplan nützen kann. Denn das, was in der Schule Leben schafft, ist nicht der Buchstabe auf dem Papier, sondern die Persönlichkeit des Lehrers. Lähmt man diese durch den ersteren, so wirkt auch der beste Schulplan nur schädlich. „Eines schickt sich nicht für alle". Nicht eine Unterrichtsschablone anfertigen, nach der alle Schulen zugeschnitten werden müßten, sondern überall den rechten Mann für den rechten Posten suchen, das allein kann die Aufgabe dessen sein, der auf das Schulwesen eines Landes einen segensreichen Einfluß üben will. Und Thiersch sah sich seine Aufgabe so an.

Als ihm die Visitation der Sct. Anna-Schule im Jahre 1838 übertragen wurde, war ihm mein Vater noch unbekannt. Dessen Vorgesetzten aber hatte er schon als den Verfechter seiner eigenen Bestrebungen auftreten sehen, als er sein Werk „über gelehrte Schulen" veröffentlichte. „Herr Hofrath Wagner, Rector des Gymnasiums zu Augsburg, der gerade hier ist," schreibt Thiersch an Jacobs,*) „sagt mir soeben, daß er für Eichstädt eine Recension meiner Schulschrift zu machen angefangen habe. Mir liegt natürlich der Sache wegen daran, daß sie laut und nachdrücklich zur Sprache kommt, u. s. w." Mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit scheint Wagner auch auf Thiersch den Eindruck eines bedeutenden Schulmannes gemacht zu haben. Dieser wird also wohl keineswegs mit Voreingenommenheit gegen die Anstalt seine Visitation begonnen haben. Aber was sie herausstellte, scheint ihn ganz enttäuscht zu haben. Denn

*) 17. Mai 1826. Thiersch's Leben I. S. 325.

er sprach seine Unzufriedenheit mit dem Zustande der Schule offen und unverhohlen aus. Es mag peinlich genug für die einzelnen Lehrer gewesen sein, daß sie nun zu empfinden bekamen, woran sie selbst am wenigsten Schuld waren. Es bestanden damals noch die öffentlichen Schlußprüfungen bis zu der obersten Classe hinauf. Thiersch wohnte allen an, und jeder Lehrer fühlte sich erleichtert, wenn der seiner Classe zugewiesene halbe Tag vorüber war; denn Thiersch gieng scharf mit ihnen allen in's Gericht. Meines Vaters Prüfung war die letzte. „Wir haben unser Theil; nun bist nur du noch übrig", sagte einer seiner Collegen zu ihm, als er darankommen sollte. Nicht ohne Sorge, was Thiersch wohl sagen werde, aber mit dem Troste eines guten Gewissens beim Blick auf die gethane Pflicht, habe auch er die Prüfung begonnnen; — erzählte er später, — Thiersch sei den ganzen Nachmittag ruhig und aufmerksam dagesessen, ohne ihn zu unterbrechen, habe zuletzt die Prüfung für beendet erklärt, sei auf ihn zugegangen und habe ihm die Hand gereicht mit den Worten: „Mein Compliment, Herr Professor!" Er habe ihn dann aufgefordert, ihn in seinem Gasthofe zu besuchen. Dort hielt er nicht zurück mit dem Ausdruck der Unzufriedenheit über das, was er sonst an der Anstalt gefunden, und mit der Anerkennung für meinen Vater und fügte bei: „Sie müssen der Rector werden; Sie sind der Mann dazu!" Der Eindruck dieser Worte war für meinen Vater mehr niederschlagend, als erfreuend. Was wird Schmidt dazu sagen? war sein erster Gedanke. Daß der biedere Freund, der schon Lehrer gewesen war, als er selbst noch auf der Schulbank saß, durch ihn sollte übergangen werden, that ihm wehe, wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß Schmidt die Eigenschaften fehlten, die ein Rector braucht. Vorderhand war es aber auch noch gar nicht so weit, daß jene Ankündigung zur Thatsache geworden wäre. Thiersch's Urtheil über das Sct. Anna-Gymnasium mag in den maßgebenden Kreisen unerwartet, vielleicht auch unerwünscht gekommen sein; jedenfalls wollte man sich auf dieses

hin allein zu einer Aenderung nicht entschließen. Man sandte im folgenden Jahre als Ministerialcommissär den Oberconsistorialrath Faber; die Angelegenheit entschied sich aber dann im Herbste 1840 durch Wagner's zunehmende Kränklichkeit von selbst. Eben befand sich mein Vater als Abgeordneter bei der Generalsynode in Ansbach, als er durch einen Brief seines Collegen Dorfmüller, dessen Adresse ihn zu seinem Befremden schon als Rector bezeichnete, die Nachricht erhielt, daß er Wagner's Nachfolger geworden sei. Nur kurze Zeit genoß Wagner noch die Ruhe nach seinem Rücktritt. Schon das folgende Jahr erlöste ihn von seinen schmerzlichen körperlichen Leiden.

Seine Gewandtheit in der Führung der Amtsgeschäfte erkannte mein Vater gerne an und gab dem auch ungeheuchelten Ausdruck bei seinem Amtsantritt. Um so weniger aber war er mit dem Geiste einverstanden, in dem er die Anstalt geleitet hatte; er war entschlossen, einen andern zu pflanzen. Nicht ohne die ernstlichste Selbstprüfung ist er an dieses Werk gegangen; die persönliche Ehre war es nicht, die er suchte; durfte er nicht der Anstalt Farbe und Gehalt geben, so war ihm das von ihm ohnedies nicht gesuchte Amt werthlos.

Vor allem kam es nun darauf an, ob man ihn von oben auch gewähren lassen würde, wenn er es versuchte, das Bild einer humanistischen Anstalt, wie es in seinem Geiste stand, zu verwirklichen. Er begab sich deswegen nach München, um dem Minister selbst vorzutragen, was der Anstalt noththue. Abel war der Mann, mit dem er sich auseinanderzusetzen hatte. Ich weiß nicht, was der damals allmächtige Hort der Ultramontanen sich bei den Erörterungen des neuen Rectors, der früher aus seiner evangelischen Ueberzeugung kein Hehl gemacht, hatte und sie jetzt am wenigsten unterdrückte, gedacht hat. Aber der Eindruck, den er machte, muß ein günstiger gewesen sein; denn mein Vater erreichte seinen Zweck vollständig. In die Fensternische zurückgelehnt, hörte ihn der Minister ruhig an und erwiderte:

„Thun Sie, was Sie für gut finden, aber — fragen Sie nicht erst ausdrücklich an!“ Er habe, erzählte mein Vater später, diese Worte als eine ihm für immer gegebene Vollmacht angesehen, die ihm während seiner Amtsführung über manche Schwierigkeit weggeholfen habe.

So gieng er denn getrost an das Werk im Vertrauen auf eine höhere Hilfe. „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen“, — mit diesen Worten hat er am 19. October 1840 seine Antrittsrede begonnen, nachdem er seinen Amtseid abgelegt hatte. Es waren schlichte Worte, die er an das anwesende Publikum, die Collegen und die Schüler richtete; nichts von den tönenden Phrasen gemachter Sentimentalität, die man bei solchen Gelegenheiten oft zu hören bekommt; nichts von einem viel versprechenden Programme in Aussicht genommener Ziele und künftiger Leistungen; aber der sittliche Ernst, mit dem sich das Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit, die er übernahm, äußerte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Noch nach 34 Jahren hat der Geistliche, der ihm die Grabrede hielt, von dem Eindruck erzählt, den er empfieng, als er damals unter den Zuhörern saß. Daß es anderen ebenso ergieng, zeigt der Beisatz, der dem Abdrucke der Rede im Jahresbericht von 1841 beigefügt ist: „Wurde auf Verlangen gedruckt“.

Daß ein neuer Geist mit der neuen Leitung in die Anstalt einziehen würde, wußten und fühlten vor allem die Lehrer. Auch die Besorgniß, daß Schmidt sich zurückgesetzt fühlen werde, war vergeblich gewesen. Die Sprache der Adresse, welche das Lehrercollegium ihm an diesem Tage überreichte, legt mir die Vermuthung nahe, daß sogar er es gewesen ist, der den Gefühlen der Gesammtheit hier Ausdruck lieh. Enthält sie auch mehr Lob, als mein Vater gerne hörte, so ist sie doch ein Zeugniß der Gesinnung, welche die Collegen ihm entgegenbrachten. Er hatte von der ihm zugedachten Aufmerksamkeit so wenig eine Ahnung, als von dem Fackelzug, mit dem ihn die Schüler des Gymnasiums Abends überraschten; er würde sonst wohl beides

abgelehnt haben. Denn ohnedies kein großer Freund von Festlichkeiten, zumal wenn er selbst der Mittelpunkt sein sollte, war er am wenigsten dazu der Mann, sich schon im Voraus feiern zu lassen. Freilich galt die Feier nicht ausschließlich der Zukunft, sondern war vielmehr hervorgegangen aus dem bisher erworbenen Vertrauen. In so ferne konnte sie ihn freuen; denn sie war nur eine Erwiderung der Gesinnung, die er selbst den Collegen entgegenbrachte. „So lassen Sie uns denn, theuerste Freunde", — so hatte er am Vormittag zu ihnen gesprochen — „getrost und muthig die Hand an's Werk legen! Eng verbunden wollen wir bleiben durch die Einigkeit des Geistes, treu und unerschütterlich wollen wir zusammenhalten in allem, was wir als recht und gut erkennen; die unumwundenste Freimüthigkeit und Offenheit herrsche in unsern Berathungen über das Wohl der Schule; aber nie soll es von einem unter uns vergessen werden, daß die Liebe das Band der Vollkommenheit ist." — Es leben nur noch zwei von denen, zu welchen er so gesprochen; die andern alle schlafen unter der Erde. Aber jene zwei, die, damals noch an der Schwelle ihrer Lehrthätigkeit, seitdem als seine werthen Gehilfen im Lehramt grau geworden sind, können bezeugen, ob er diese Gesinnung gegen sie auch durch die That zur Wahrheit gemacht hat.

Es galt nun vor allem, aus den ungleichartigen, locker zusammengefügten Theilen, die er vorfand, ein wirkliches Ganzes zu machen, und daß die Schule von Sct. Anna unter ihm eine Anstalt aus einem Gusse geworden ist, kann niemand bestreiten. Es war ihm große Freude, als noch am Abend seines Lebens eine competente Stimme dies neidlos anerkannte. Es war einer unser trefflichsten Schulmänner, der selbst ein halbes Jahrhundert in der Schule zugebracht hat, welcher ihm darüber schriftlich seine Freude ausdrückte. Daß im Verlauf der Jahre wenig Wechsel im Lehrpersonal eintrat, und daß die meisten der nachrückenden jüngeren Lehrer entweder aus seiner Schule selbst hervorgegangen waren oder doch ihre Praxis als Lehrer unter ihm

begannen und sich so leichter einlebten in die Eigenart des Ganzen, war ihm dabei von großem Vortheil. Denn daß die Persönlichkeit der Lehrer das Gedeihen einer Anstalt bedingt, war ihm ebenso klar, als es ihm feststand, daß auch unter den tüchtigen Lehrern nicht jeder an jede Anstalt taugt. Er sah es daher als selbstverständlich an, daß bei einer Erledigung der Vorschlag des Rectors hauptsächlich entscheidend sein müsse. Das Gewicht, welches sein energisches Wirken ihm bald verschaffte, bewirkte auch, daß bei neuen Besetzungen, die im Laufe der Zeit nothwendig wurden, seine Anträge fast ausnahmslos durchdrangen. Als er einmal durch ein Rescript überrascht wurde, daß ein Lehrer, der sich durch seine politische Thätigkeit anderswo mißliebig gemacht hatte, an seine Anstalt versetzt werden sollte, trat er so energisch dagegen auf, daß man es unterließ. Der ihm zugedachte College war ihm persönlich aus früherer Zeit bekannt und wissenschaftlich sehr tüchtig; aber er wußte auch, daß er mit ihm ein störendes Element, das sich in die mühsam errungene Ordnung nicht fügen würde, bekommen hätte; darum mußten alle persönlichen Rücksichten schweigen. Dagegen galt es ihm als Regel, daß diejenigen Candidaten, welche sich als Inspectoren an dem ihm gleichfalls unterstellten Erziehungsinstitute bewährt hätten, den ersten Anspruch auf eine Stelle an der Studienanstalt und ein besonderes Recht auf seine Vertretung hätten. Als ein Inspector, der mehrere Jahre mit hingebender Treue sein Amt versehen hatte, wegen einer schweren Gemüthskrankheit dasselbe hätte niederlegen müssen und dann nach seiner Genesung nur mehr an einer kleinen isolierten Lateinschule Verwendung fand, hielt er es bei der ersten Erledigung, die sich in Augsburg ergab, für seine Pflicht, darauf zu dringen, daß kein anderer als dieser, den er auch um seiner edlen Gesinnung willen schätzte, die Stelle bekäme, und er setzte es durch.

So wuchs ihm ein Lehrercollegium heran, wie er es sich wünschte, und an der Spitze dieser von ihm hochgeschätzten

Amtsgenossen konnte er nun in mehr als dreißigjähriger Thätigkeit zur Ausführung bringen, was ihm vom ersten Augenblick an klar erfaßtes Ziel war. Die zwei Factoren, deren Ergebniß die wahre humane Bildung ist, das Christenthum und das classische Alterthum sollten nicht bloß die Aushängschilder, sondern die Grundpfeiler seiner Anstalt sein.

Ehe ich aber eine eingehendere Schilderung seiner Grundsätze versuche, möge hier ein völlig unparteiisches Zeugniß stehen, wie weit sie zur Geltung gekommen sind. Vor etwa einem Jahre las ich in einer Zeitung „Erinnerungen eines Müncheners", der in seiner Jugend in ein von seiner Vaterstadt „nicht sehr entferntes Institut" gebracht wurde, dessen Schattenseiten er keineswegs zu milde beurtheilt. Ich werde auf diese selbst noch kommen, kann sie also hier bei Seite lassen. Jeder, der mit den Verhältnissen bekannt ist, wird sofort aus den dort angeführten Einzelnheiten das Collegium bei Sct. Anna erkennen. Hier heißt es nun: „Das Gymnasium war der Ausbildung der Jugend förderlich. Die Classiker wurden in verständigem Geiste behandelt, der Formalismus nicht ungebührlich in den Vordergrund geschoben, und die Freude an den Werken der Alten nicht geschmälert. Viele zeichneten sich dadurch aus, daß sie freiwillig — über die ihnen auferlegten Aufgaben hinaus — bedeutende Theile griechischer und römischer Schriftsteller lasen. Eine sinnige Führung wirkte gut auf die Ausbildung des Geschmackes ein, auf welche zu jener Zeit noch Werth gelegt wurde, während es sich heutzutage vornehmlich um das Anhäufen sogenannter Kenntnisse handelt. Die guten Ueberlieferungen humanistischer Weltanschauung, wie sie die Gebildeten des Volkes zur Zeit seiner Erniedrigung auszeichneten, und gegen welche wir jetzt, in den Zeiten des militärischen Glanzes, den plumpsten Utilitarismus eingetauscht haben, beherrschten jene Schule. Noch heute bilde ich mir etwas darauf ein, daß ich im Alter von vierzehn Jahren mich über Schiller's Abschied des Hektor von Andromache lustig zu machen wußte, nachdem ich die Schilderung

der nämlichen Scene im sechsten Gesange der Ilias gelesen hatte. Der Abstand jener larmoyanten Rhetorik im akademischen Zopfstil der Franzosen von der wunderbaren Natürlichkeit des jonischen Sängers fiel mir auf, und daß er mir auffiel, war ein Verdienst der classischen Schulung. — Unsere Nachkommen werden schwerlich mehr den Vortheil ähnlich geleiteter Anstalten genießen . . . . Wir aber haben vor nahezu dreißig Jahren noch etwas eingeimpft bekommen, was den Philistern ein Aergerniß und den Forderungen der Jetztzeit eine Thorheit ist: die Empfänglichkeit für ideale Gestaltung und den Abglanz der hellenischen Welt. Mancher von denen, die damals erzogen wurden, geht, von anderen arm geheißen, durch's Leben. Er ist aber reich, und jene anderen würden sein Loos beneiden, wenn sie im Stande wären, Dinge zu begreifen, die ihnen verschlossen sind und bleiben, mögen sie auch in dieser unserer heutigen „Gesellschaft" stehen und gebieten, wo sie immer wollen". — Ich weiß nicht, wer der Mann ist, der so geschrieben hat; aber die Dankbarkeit für die Mittheilung hoher Güter, die der Grundton dieser Worte ist, habe ich bei zahlreichen andern Schülern meines Vaters in gleicher Weise gefunden, die sich noch spät freuten, bei Sct. Anna mit einer Kost genährt worden zu sein, die ihre stärkende Kraft durch das ganze folgende Leben bewährt hat.

5.

Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts.

Christliche Erziehung, — das war die erste Aufgabe, die sich mein Vater stellte. Es gibt freilich keinen Lehrplan, der sie nicht auch vor allen Forderungen hinstellte, und gewiß keine Anstalt, die das Gegentheil als ihr Princip bezeichnete. Aber vom Wort, das man ausspricht, bis zur Verwirklichung durch die That ist immer noch ein weiter Weg. Der Geist, den er pflegen wollte, war natürlich der des evangelischen Christenthums, und weit entfernt, das zu verhüllen, legte er vielmehr einen besonderen Ton auf diese bestimmtere Bezeichnung eines Namens, der für alles Mögliche herhalten muß. Nicht als ob er damit allein gestanden wäre. Auch an anderen protestantischen Anstalten Bayerns gab es Männer, die festhielten an der evangelisch-christlichen Grundlage unserer Schulen und ihnen ihre Eigenart nicht verkümmern ließen. Aber mit gleichem Nachdruck sind wenige dafür eingetreten, wie mein Vater. Allerdings hatte er auch nahe genug zu sehen Gelegenheit gehabt, was ohne sie heraus kommt; er hatte begonnen unter Verhältnissen, wo die katholische Anschauung den Ton angab, und dann sich gedrückt gefühlt unter dem Scheinwesen, das protestantisch hieß, es aber nicht war.

Aufzuräumen mit dieser überkommenen Erbschaft, war die nächstliegende Aufgabe. Wie nachdrücklich er sie in Angriff nahm, davon könnte man selbst bei den Akten der übrigen Rectorate

Belege finden. Gleich im ersten Jahre seiner Amtsführung z. B. erschien eine Ministerial-Entschließung, deren Betreff „das Maifest bei Sct. Anna in Augsburg" schon zeigt, wer dazu Veranlassung gegeben hat, daß damals diese Frühlingsfeste Gegenstand besonderer Beachtung wurden. Mein Vater hatte keine Aenderung für die übrigen Anstalten verlangt, sondern nur für die seinige die Abschaffung eines Mißbrauchs durchsetzen wollen; aber man ließ sich durch das Gewicht seiner Vorstellung bestimmen, eine allgemeine neue Anordnung zu treffen. Nicht die Maifeste waren es, denen er feind gewesen wäre; er erkannte gerne die Berechtigung eines Frühlingsfestes der Jugend in den Schranken an, in denen ein Schulfest sich halten soll. Aber diese Schranken waren vollständig zerbrochen. In den Maifesten und in der Preisevertheilung am Schlusse des Schuljahres, wie sie waren, hatte man echte Reste der Jesuitenerziehung vor sich, mit denen man der Gleichförmigkeit wegen auch die protestantischen Anstalten belastet hatte. Nicht ein Fest der Jugend, sondern eine Production für das Publikum waren sie. Die musikalischen Vorträge, zu denen außer befähigten Zöglingen bezahlte Musiker verwendet wurden, die nach theatralischem Effect haschenden Declamationen, deren Lohn der Beifall des Publikums war, die ganze sonstige Ausstattung erinnerte nicht bloß an jene bekannten theatralischen Schaustellungen der Jesuitenschulen, mit denen sie das Publikum köderten und an der Jugend sündigten, indem sie dieselbe den Flitter der Eitelkeit lieben lehrten und die wahre sittliche Bildung des innern Menschen ihr verwehrten, sondern es war die Fortsetzung dieses Geistes selber. Andere machen tapfere Worte gegen ihn oder glauben ihn beseitigt, wenn sie mit Entrüstung die Behauptung zurückweisen, daß noch eine Spur von ihm in den bayrischen Anstalten vorhanden sei; mein Vater machte Ernst mit der That und verbannte ihn. Daß die Reform auch auf die übrigen Anstalten ausgedehnt wurde, hatte wenig Werth. Bei Sct. Anna beseitigte man etwas, was sich mit dem Geiste, der nun dort

zur Herrschaft kam, nicht vertrug; an mancher andern Anstalt wurde nur ein lieb gewordener und ungern vermißter Brauch damit beseitigt, der daher auch bald wieder in voriger Weise auflebte. Ein Beweis, wie wenig es statthaft ist, von den Bedürfnissen einer Anstalt aus Maßregeln für alle zu treffen. Laßt jedem das Seine! — Bei Sct. Anna hielten sich die Maifeste stets in den bescheidenen Grenzen von Schulfesten; und in späteren Jahren ist es sogar einmal vorgekommen, daß mein Vater, als man ihn nöthigen wollte, aus diesem Rahmen herauszugehen, allerdings auch entrüstet über die Art, wie das geschah, sein Entlassungsgesuch eingereicht hat; es bedurfte damals der persönlichen Vermittelung des Regierungspräsidenten, in dessen Abwesenheit die Sache vorgekommen war, daß er es wieder zurückzog. Declamationen, bei denen darauf gehalten wurde, daß aus den Gymnasialclassen nur eigene Arbeiten der Schüler zum Vortrag kamen, abwechselnd mit musikalischen Vorträgen, die allerdings oft bestätigten, daß die Musik nicht die starke Seite des Sct. Anna-Gymnasiums war, lockten in der Regel nur ein kleines Publikum in den Saal des Collegiums; ein gemeinschaftlicher Spaziergang der Lehrer und Schüler bildete die zweite Hälfte des Festes. Ebenso wenig Aufsehen machte die Preisevertheilung am Schlusse des Schuljahres, die fast nur von denjenigen aufgesucht wurde, welche die Rede, die der Rector bei dieser Gelegenheit zu halten hat, nicht versäumen wollten. Denn jene prunkvolle Zurschaustellung und Ablohnung des Schülerfleißes, wo jeder, der in seiner Classe den ersten Platz einnahm, unter Pauken- und Trompetenschall dem Publikum vorgeführt wurde, war hier auf ein sehr bescheidenes Maß reduciert. Es war genug, daß Preise ausgetheilt werden mußten, deren Freund mein Vater ohnedies nicht war. Er machte daher die Ceremonie selbst so einfach, als es ihm gestattet war, und verwendete auch auf die Preisebücher nie große Summen. Die eigentliche Schlußfeier der Anstalt, in welcher er die Abiturienten entließ und ihnen ihre Zeugnisse einhändigte, nahm er gar

nicht vor dem Publikum, sondern in einem der Schulzimmer, in dem sich vor jenem öffentlichen Akte sämmtliche Lehrer und Schüler einfanden, vor, — eine Feier, die ihn immer tief ergriff. Eine Morgenandacht, wie sie sonst täglich an der Anstalt stattfand, mit Absingung eines Gesangbuchverses unter Orgelbegleitung und Verlesung eines biblischen Abschnittes und eines Gebetes, eröffnete sie; dann hielt er eine Ansprache an die zu Entlassenden, — immer frei, während er die Preisevertheilungsrede abzulesen pflegte, — und verabschiedete jeden Einzelnen, indem er ihm sein Zeugniß übergab. Gemeinsamer Gesang beschloß dann die Feier, deren Einfachheit die Wirkung der aus tief bewegtem Herzen kommenden Worte erhöhte. Sie hat gewiß in allen, die hier Abschied von den Räumen der Schule genommen haben, eine bleibende Erinnerung hinterlassen.

Je anspruchsloser die Anstalt nach außen auftrat, um so tiefer giengen die sittlichen Anforderungen, die sie stellte. Dies zeigte sich zunächst in der Disciplin. Bei Sct. Anna sprach man nicht viel davon; aber um so mehr war Disciplin da. Die dortige Zucht war auswärts als sehr streng bekannt; nicht mit Unrecht. Man konnte wohl in fernstehenden Kreisen auch auf Anschauungen treffen, die sich insbesondere das Collegium bei Sct. Anna als eine Anstalt vorstellten für ungerathene Söhne, die einer strengen Aufsicht bedürften. Das Letztere war nun eine sehr irrige Auffassung. Die Strenge jener Pädagogik war alles eher, als eine polizeiliche Aufsicht, die dem Schüler fortwährend im Nacken saß und ihren Vergehungen nachspürte, um sie strafen zu können. Von einem Herumschicken des Pedells in den Wirthshäusern und auf den Zimmern der Schüler, von dem Ausspähen verbotener Handlungen, von dem Kenntlichmachen der Schüler durch vorgeschriebene Kleidung u. dergl., wußte man bei Sct. Anna nie etwas. Jene kleinlichen Nergeleien, die nur einen Stachel in den Herzen der Jugend zurücklassen, nimmermehr aber bessern und den Abscheu vor dem Schlechten und Gemeinen wecken, kannte man auch nicht. Und doch wußte und fühlte

jeder, daß eine Strenge über ihm wachte, die unter Umständen unerbittlich war, und gegen die man sich doch nicht aufzulehnen wagte, weil sie aus dem tiefsten sittlichen Ernste herausgeboren war. Es war die Strenge, zu der der Gute mit Ehrfurcht aufschaut, vor welcher der Schlechte mit Zittern die Flucht ergreift; die Strenge, durch die man das Wohlwollen doch durchfühlt, selbst wenn sie mit vollster Schärfe den Schuldigen trifft, wenn anders in ihm noch ein sittlicher Kern vorhanden ist. Wir haben ihn alle an uns empfunden, den Ernst dieser Zucht, wir alle, die wir bei Sct. Anna in die Schule gegangen sind; wir haben auch alle Beispiele davon erlebt, wie wenig sie ihrer spotten ließ. Ich kenne manchen, der sich ungern darein fügte; aber ich habe keinen im spätern Leben gefunden, der nicht mit Dankbarkeit darauf zurückgesehen hätte.

Sehr zu statten kam es ihm in dieser Hinsicht, daß er mit dem Rectorat zugleich auch die Vorstandschaft in dem Collegium bei Sct. Anna bekam, wodurch ein großer, später etwa der dritte Theil der sämmtlichen Schüler auch außer der Schulzeit unter seine unmittelbare Aufsicht kam. Es hat auch dieses Erziehungsinstitut durch ihn eine besondere, und zwar sehr ausgesprochene Farbe erhalten, wie das Gymnasium. Man mag die Richtung lieben oder hassen, — es liegt in der Thatsache, daß sich das Urtheil so spaltet, kein Vorwurf; Bewunderer und Hasser haben nur die ganzen Männer und ihre Schöpfungen; mit der Farblosigkeit liebäugelt man wohl; aber lieben kann man ihre inhaltslose Richtigkeit ebenso wenig, als sie sich selbst zu den Gefühlen der Liebe und des Hasses aufschwingen kann. Daß aber das Collegium bei Sct. Anna nichts Halbes, auch nichts Gewöhnliches war, wissen alle, die es kannten, auch diejenigen, welche nur seine Mängel beachten mochten, gegen welche kein gerechter Beurtheiler die Augen verschließen wird; es sind dieselben, welche bei jeder Erziehungsanstalt mehr oder minder sich einstellen, weil sie unvermeidlich sind. Es lag aber in der Stiftung selbst, — nicht wie er sie von seinem Vorgänger

überkommen hatte, sondern, wie sie von den Stiftern einst gegründet worden war, und wie er sie nach ihren Intentionen wiederherzustellen bemüht war, — etwas, was seinen Herzensneigungen und pädagogischen Zielen besonders entsprach. Es sei mir darum gestattet, aus der Geschichte der Anstalt zum Verständniß der Thätigkeit meines Vaters einiges hier einzuschalten.

Als am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Kraft der Reformation durch das unerquickliche theologische Gezänke soweit gelähmt war, daß die Jesuiten ihre Rückeroberungspläne mit Erfolg in's Werk zu setzen beginnen konnten, war auch die Reichsstadt Augsburg einer der Kampfplätze, die sie sich mit kluger Berechnung für ihre Thätigkeit ausersehen hatten. Der Umstand, daß unter den tonangebenden Familien einige, insbesondere die Fugger, der Reformation nicht beigetreten waren und durch ihren Einfluß auch einen Theil der Bürgerschaft davon zurückgehalten hatten; ferner die Begrenzung des Stadtgebietes durch das bischöfliche, in dessen Residenzstadt Dillingen der neue Orden unter allen geistlichen Territorien zuerst Aufnahme gefunden hatte; dazu die Nähe und der durch mancherlei Beziehungen nicht geringe Einfluß Bayerns, dessen bigotter Herzog Wilhelm vollständig in ihren Banden lag, — das alles stellte ihnen hier ein ergiebiges Arbeitsfeld in Aussicht. Der Zustand der evangelischen Schulen in Deutschland bot überdies ein getreues Abbild der kirchlichen Spaltungen. Wie war doch der Geist Melanchthons an vielen Orten so bald vergessen und verdrängt worden! Zwar die Augsburger Schule bei Sct. Anna hielt noch fest an ihm; denn Melanchthons Schüler, der gelehrte Hieronymus Wolf, stand ihr noch vor, und innerhalb der Augsburger Geistlichkeit lebte noch der nämliche Sinn, der auch unter der intelligenten Bürgerschaft seinen Widerklang fand. Aber man hatte die Erfolge bereits gesehen, welche anderswo die blendende Erziehungsmethode der Jesuitencollegien erreicht hatte und in täglich wachsendem Maße noch erreichte; man sah, wie

selbst Protestanten ihre Söhne lieber von ihnen zu geschmeidigen, für das Weltleben hergeputzten Menschen bilden ließen, als sie der strengen und oft finstern und schroffen Zucht zu überlassen, welche an den protestantischen Schulen so vielfach an die Stelle der Begeisterung für das Alterthum und die religiöse Erneuerung der Zeit getreten war. Im Jahre 1580 waren nun die Jesuiten durch die reichen Geldspenden Anton Fugger's in den Stand gesetzt, auch in Augsburg ein Collegium zu gründen. Die evangelische Bürgerschaft wurde von der größten und berechtigtsten Besorgniß erfaßt, und auf Veranlassung eines dankbaren Schülers Wolf's, des Patriciers Joh. Bapt. Hainzel, der seinen verehrten Lehrer dabei vor allem zu Rathe zog, und unter eifriger Betheiligung gleichgesinnter Männer, unter denen besonders Martin Zobel durch großartige Opferwilligkeit sich hervorthat, wurde das Collegium bei Sct. Anna errichtet als ein Bollwerk des evangelischen Glaubens gegen die zur Zeit noch sehr versteckten, bald aber mit aller Rücksichtslosigkeit offen geführten Angriffe der Jesuiten. Hainzel erlebte selbst die Eröffnung nicht mehr; er wurde, schon ehe das Jahr 1580 zu Ende gieng, in seine Familiengruft in der Sct. Anna-Kirche gesenkt, in die er wenige Tage zuvor seinen Lehrer und Freund Wolf hatte legen lassen.*) Noch auf dem Sterbebette hatte er dem Senior Dr. Gg. Müller, Pfarrer bei St. Anna, das Versprechen abgenommen, daß er die Vorstandschaft des neu zu errichtenden Collegiums übernehmen wollte. Daß dieser auch der rechte Mann dazu war, hat er nachher während seiner leider nur kurzen Amtsführung bewiesen. Nicht als ein Erziehungsinstitut im gewöhnlichen Sinne ist also das Collegium bei Sct. Anna entstanden, sondern es sollte „ein Seminarium des Ministerii und Grundsäule der evangelischen Kirche sein und bleiben", wie die Stifter es ausdrückten. Sie legten darum einen besonderen Werth darauf, daß der Vorstand immer ein Theologe sein

*) Wolf starb am 8., Hainzel am 25. October 1580.

müsse. Ebenso machten sie den Vorbehalt, daß, wenn einmal die Lehre der Augsburger Confession in Augsburg abgeschafft, oder Kirchenpfleger, die ihr nicht angehörten, zu Administratoren verordnet würden, sie oder ihre Erben die Kapitalien als ihr Eigenthum wieder zurücknehmen dürften.

Aus der Sorge um die theure Errungenschaft der Reformation in's Leben gerufen, zum Kampfe gegen den Jesuitismus bestimmt, ist das Collegium bei Sct. Anna in der ganzen folgenden Kirchengeschichte Augsburg's von Bedeutung gewesen. Nicht war es der Stifter Meinung, daß es nur eine Pflanzschule für Theologen sein sollte; die Zöglinge besuchten das Gymnasium, und die Wahl des Universitätsstudiums stand ihnen frei. Des theologischen Streits gab es ohnedies genug in der Welt; der freie evangelische Geist aber, der an keine Berufsclasse gebunden ist, sollte ausströmen von dieser Pflegestätte der Jugend; ihre Erziehung, basiert auf der Grundlage der Freiheit der Gewissen, die keine andere Autorität kennt, als die heilige Schrift, und keine andere Rechtfertigung vor Gott, als die durch den Glauben, sollte ein fortwährender lauter Protest gegen die Vertauschung der Begriffe sein, welche die Unterwürfigkeit unter einen Priesterstand Frömmigkeit und die Dienstbarkeit für dessen Interessen kirchliches und christliches Leben heißt. An dem nämlichen Tage, wo die Jesuiten den Grundstein zu ihrem Collegium legten, am 5. Februar 1581, haben auch die Stifter des Collegiums bei Sct. Anna den Grundstein zu dem ihrigen gelegt. Als mit der Aufhebung des Jesuitenordens auch sein Augsburger Collegium aufhörte, war auch das Collegium bei Sct. Anna bereits im Dahinsiechen; denn die bis in die kleinsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ausgedehnte Parität, in deren streng eingehaltenen Schranken zuletzt die beiden Religionstheile ihrem gegenseitigen Kampfe ein Ende, sich selbst aber auch vielfach vor der übrigen Welt lächerlich machten, hatte in Verbindung mit den allgemeinen Zeitverhältnissen überhaupt das frische Leben der Reichsstadt erstarren gemacht. So stockte auch

der Lebenssaft in jenem kleineren Organismus. Das „protestantische“ Collegium war jetzt kein protestierendes und darum auch kein lebenweckendes mehr. Man dachte sich bei dieser Benennung kaum mehr etwas anderes, als wenn man vom „katholischen“ und „protestantischen“ Stadtmilitär sprach. Im Jahre 1799 war nur noch ein einziger Alumnus vorhanden; als dieser die Universität bezog, ließ man die Anstalt eingehen.

Aber wie ganz anders war es einst gewesen! Man lese die Statuten, die der erste Ephorus, Dr. Müller, entworfen hatte. Es weht uns ein frischer und freier Geist daraus entgegen, und sie zeugen, wie mein Vater gewiß richtig urtheilte, „von einer genauen Kenntniß der Bedingungen, an welche das Gedeihen der Jugendbildung geknüpft ist“. Die Reihe der Ephoren selbst weist treffliche Männer auf, von denen mehrere auf akademische Lehrstühle oder an berühmte auswärtige Schulen berufen wurden; in der Stadt selbst zählte der jeweilige Ephorus zu den Hauptpersonen auf evangelischer Seite; und mit der Anstalt verknüpfte sich die Erinnerung an die schwersten Zeiten, welche die evangelische Kirche in Augsburg durchgemacht hat, — Erinnerungen, die heute noch jedem evangelischen Augsburger theuer und wirklich auch werth sind, daß sie um der Standhaftigkeit der Väter willen wohl bewahrt und den künftigen Geschlechtern überliefert werden. Kaum lagen die Stifter des Collegiums im Grabe, so schienen die Jesuiten am Ziele ihrer Wünsche und Gelüste. Schon war das nahegelegene Fürstenthum Pfalz-Neuburg ihre Beute geworden; die benachbarte Reichsstadt Donauwörth war vergewaltigt; der dreißigjährige Krieg hatte seinen schrecklichen Verlauf genommen; nun schien sie das Restitutionsedict auch in Augsburg an das Ziel gebracht zu haben. Augsburg war die erste Stadt im deutschen Reiche, in der es durchgeführt wurde, und zwar mit aller Rücksichtslosigkeit. Das Gymnasium bei Sct. Anna mußte den Jesuiten abgetreten, alle evangelischen Kirchen dem katholischen Cultus übergeben werden. Der Rector und sämmtliche Lehrer wurden ihres

Dienstes entlassen, und zwanzig fremde Jesuiten zogen statt ihrer ein. Es half auch den Familien der Stifter des Collegiums die Berufung auf die Bestimmung ihrer Väter wegen des Fundationskapitals nichts; es wurde ihnen die Erlaubniß versagt, die Anstalt in eine andere evangelische Stadt zu verlegen; die zum Kampfe gegen die Jesuiten zusammengelegten Gelder wurden kraft besondern kaiserlichen Befehls von dem Magistrat in Besitz genommen, und einem katholischen Oekonomus die Aufsicht über das Institut übergeben. Derjenige, der alle diese Befehle durchführte, war ein Nachkomme des großen Gelehrten, der einst Luther 1518 mit seiner schützenden Autorität zur Seite gestanden war, und führte selbst den Vornamen seines frei denkenden Ahns, ein Konrad Peutinger. So ändern sich die Zeiten. Es war ein kurzes Aufathmen, als Gustav Adolf einzog; schon die Schlacht bei Nördlingen änderte alles wieder und führte die vorhergegangenen Gewaltmaßregeln in verschärfter Gestalt herauf. Die Einkünfte des Collegiums wurden den Protestanten abermals genommen; aber doch blieb die Anstalt der letzte Mittelpunkt, um den sie sich schaarten. Der Hof derselben diente ihnen dreizehn Jahre lang statt einer Kirche, und noch kündigt eine Tafel an der Wand, daß von diesem Fenster aus während dieser ganzen langen Zeit M. Peter Meyderlin, der Ephorus, der verjagt worden, dann unter dem Schutz der Schweden zurückgekehrt war und nun bei seinen Glaubensgenossen treu aushielt, allsonntäglich den Gottesdienst für die unter freiem Himmel stehende Menge gehalten hat. Erst der westfälische Friede stellte die frühere Glaubensfreiheit wieder her, und die Erinnerung an diese Drangsale hat ihn deswegen den Augsburger Protestanten so theuer gemacht, daß zum Andenken noch jetzt jährlich in Augsburg am 8. August ein Friedensfest, das man den höchsten kirchlichen Feiertagen gleich rechnet, und am Mittwoch darauf ein Kinderfriedensfest zur Erinnerung an die Wiedereröffnung der evangelischen Schulen durch Gottesdienste in allen Kirchen gefeiert wird. Von der hervorragenden Rolle, welche das Col-

legium bei Sct. Anna dabei gespielt hat, gibt jedes der Bücher aus seiner jetzt der Stadtbibliothek einverleibten Bibliothek Zeugniß, in deren Einbände eine Abbildung jener Gottesdienste im Hof eingeklebt ist.

Man muß von diesen Kämpfen wissen, um den Eifer zu begreifen, mit dem man in Augsburg allezeit darüber wachte, daß niemand die Grenze verrücke zwischen dem, was katholisch, und was evangelisch ist. Draußen lachte man vielfach über diese Scheidung; und mit Recht, wenn man die Engherzigkeit verlachte, in die ein in seinem innersten Grunde edles Rechtsgefühl vielfach im bürgerlichen Leben ausartete; aber mit großem Unrecht, wenn man den Sinn selbst gering schätzte, dem das ein theures Gut geworden war, was im heißen Kampfe so oft mit aller Aufopferung vertheidigt und wieder errungen war. Der paritätische Zopf, der später daran hieng, ist etwas anderes, als die Werthschätzung der Güter der Reformation; den ersteren kann man verspotten, die zweite muß man ehren. Sie hat sich nicht bloß in Worten bewährt, sondern in der That, auch wenn sie die schwersten Opfer kostete, und sie hat herrliche Blüthen getrieben in der werkthätigen Liebe, die in einer Fülle von Stiftungen sich bethätigt hat, wie sie wohl keine andere Stadt des deutschen Reiches aufzuweisen hat. Der schwäbische Volkscharakter ist an sich schon ein tief religiöser; in Augsburg hat der Kampf dafür gesorgt, daß auch das kirchliche Leben nie ganz erschlaffte; und wenn ich einen Wunsch für meine Vaterstadt im Herzen trage, so ist es der, daß das Interesse für die höchsten und edelsten Güter unseres Lebens auch in Zukunft so lebendig bleibe, wie es in der Vergangenheit war und in der Gegenwart glücklicher Weise noch ist.

In die Reihe der Ephoren dieser Anstalt also trat mein Vater mit der Uebernahme des Rectorats ebenfalls ein. Denn nach dreißigjähriger Unterbrechung war sie im Jahre 1829 wieder eröffnet worden, freilich in ganz anderer Gestalt, die dem Gedanken der Stifter wenig entsprach, — obwohl in der

königlichen Entschließung, die ihre Wiederherstellung befahl, ausdrücklich darauf hingewiesen war, „daß die in dem alten Statutenbuch gegebene Einrichtuug möglichst wieder hergestellt werden solle“. Es fröstelt einen, wenn man die Mittheilungen liest, mit welchen der Mann, in dessen Hände die Aufgabe der Neugestaltung zumeist gelegt war, Bericht davon gibt. Die Worte Dr. Müllers von 1580 und die Hofrath Wagner's von 1835, sie gleichen sich etwa wie Frühlingswehen und Novemberwind, wie der lebenweckende Hauch, der die Knospen zu Blüthen entfaltet, und der Geist und Herz verstimmende Luftzug, der den grünen Baum dem kahlen, starrenden Besenreis ähnlich macht. Wie kläglich nimmt sich der Phrasenschwall aus, mit dem jetzt die Anstalt wieder in's Leben gerufen wurde, die selbst eine Frucht bekenntnißfreudiger, opferwilliger Liebe zur Reformation war und bestimmt, diese Liebe fortzupflanzen und zu erhalten! Das ist nicht eure Sprache, ihr Hainzel, Wolf und Zobel! Doch weg über dieses erste Decennium des reorganisierten Instituts; es ist vergangen und soll vergessen sein. Der Mann hat sich gefunden, der euch wieder die Hand gereicht hat, ihr alten Ephoren, Dr. Müller und M. Meyderlin, und dir, standhafter und gelehrter M. Ehinger, der du den Geist, welchen du in Wittenberg genährt, in Augsburg so herrlich bewährt und unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, verjagt, aber nicht gebeugt, nach Schulpforte getragen hast!

Es hat Jahre lange, wiederholte Anstrengungen gebraucht, bis es meinem Vater gelang, die Genehmigung einer der Stiftungsurkunde mehr entsprechenden Organisation durchzusetzen; aber er ließ nicht davon ab, bis er an das Ziel kam. Nicht als ob er auf die Form und äußere Einrichtung ein großes Gewicht gelegt hätte. Er dachte gerade in diesem Stücke sehr frei, und wenn irgend einem, so war es ihm Grundsatz des Lebens und Handelns, daß der Buchstabe tödtet, der Geist lebendig macht. Aber wenn auch ihn selbst das Gefühl der Pflicht, im Sinne der Stifter zu wirken, ganz beherrschte, und daher,

so lange er an der Spitze war, keine Verkümmerung des Stiftungszweckes zu fürchten war, so sah er doch in der veränderten Organisation einen Eingriff in die Absichten der Stifter und ihr Recht, und in einer stiftungsgemäßen Wiederherstellung eine Bürgschaft für die Zukunft, auch wenn einmal andere Männer am Ruder wären. Er für seine Person hätte am Ende unter jeder Organisation jenen Geist zur Geltung gebracht; sein früheres Wirken als Professor bezeugt es ja. Auch war er frei von der Engherzigkeit und Beschränktheit, die ein Stück alter Zeit wieder hätte aufleben lassen wollen, das glücklicher Weise überwunden ist. Von einer Scheidung der zahlenden und nichtzahlenden Zöglinge über Tisch, wo die einen vor ihrem Wasserglas zusehen durften, wie die andern Wein tranken; von dem Unterschied beider in der Kleidung; von der Vorschrift, in der Anstalt nur lateinisch zu sprechen; von einer Benützung der Zöglinge zur Hebung des Kirchengesangs und anderen derartigen Anachronismen konnte bei ihm keine Rede sein. Er wäre der erste gewesen, der solche Dinge beseitigt hätte, wenn er sie vorgefunden hätte, und er hätte es gethan gerade im Sinne der Vorgänger, die jene Einrichtungen getroffen hatten. Denn „die Form kann man zerbrechen"; und jene, die in den Formen ihrer Zeit ihre Ziele verfolgten, würden, wenn sie aus dem Grab wieder aufständen, an die neue Zeit die nämliche Anforderung stellen. Aber mit der veränderlichen Hülle darf der unveränderliche Inhalt nicht geschädigt werden.

Er stellte sich also die Frage so: Wie würden heute die Stifter ihre Anstalt organisieren? Die Zeiten sind vorüber, wo die Jesuiten eine gewaltsame Gegenreformation erstreben und durchsetzen konnten; ein fester geordneter Rechtszustand sichert der evangelischen Kirche ihren Bestand. Auch die Zeiten erbitterter gegenseitiger Anfeindung zwischen den protestantischen Kirchengemeinschaften, den Töchtern einer Mutter, haben wir glücklich hinter uns, und wo das Gelüste sich regt, sie wieder heraufzubeschwören, da stößt es auf den Widerstand des reli-

giösen Bewußtseins der Gegenwart, das nach einer Einigung, nicht nach verschärfter Trennung strebt. Wir sind freier geworden in unsern socialen Verhältnissen; es beengen uns nicht mehr die Schranken reichsstädtischer Vorurtheile und nicht mehr der Zwang zunftartiger Abgrenzung auch der Gebiete wissenschaftlicher Forschung. Wir sind herausgetreten aus dem engen Gesichtskreis, der im nationalen Leben nur Sonderinteressen kannte, und haben uns fühlen gelernt als Glieder eines großen Organismus, in dem das Blut nur frisch pulsieren kann, wenn die einzelnen Glieder ihre Schuldigkeit thun, um dann von dem Ganzen wieder nährende und belebende Säfte zugeführt zu erhalten. Unsere staatlichen Einrichtungen sind liberaler, unsere Anschauungen toleranter und humaner, unsere Bestrebungen vielseitiger, unsere Bildungsmittel reicher, unsere Aufgabe im Leben ist eine universalere geworden. Aber der Grund, auf dem wir stehen, ist der nämliche geblieben, und muß es bleiben; denn die neue Zeit ist das Kind der Reformation. Aus ihr sind die Keime herausgewachsen, durch welche die Zeit regeneriert worden ist; in ihr liegen die Wurzeln unserer Bildung, unserer wissenschaftlichen Forschung, unserer religiösen Erneuerung, unserer fortgeschritteneren Humanität, unserer nationalen Wiedergeburt. Und wer müßte sich dessen mehr bewußt sein, als der Erzieher! Würden jene Gründer des Collegiums bei Sct. Anna heute leben, so würden sie wohl Forderungen fallen lassen wie die, daß keine Knaben aufgenommen werden dürften, „sie seien dann der Augspurgischen Evangelischen Confession und Lehr, wie dieselb anno 1530 von dem Churfürsten zu Sachsen und Mitverwandten Kaiser Carolo dem Fünften auf dem Reichstag allhie präsentirt worden und jetziger Zeit in den Pfarrkirchen allhie öffentlich gelehrt und gepredigt wird, (ausschließlich der Zwinglischen, Calvinischen und andern dergleichen Irrthumben, so darunter mit nichten gemeint oder begriffen) zugethan“. Aber sie würden gewiß auch heute nicht verzichten auf das, was sie als Hauptzweck bezeichneten: „Damit kein herrlich ingenium, re-

luctante vel invita Minerva, zu dieser oder jener Facultät abstringirt und gezwungen werd, so soll man aus diesem seminario jeder Zeit Personen nit allein zu den studiis heiliger göttlicher Schrift, welches doch der Principalscopus sein soll, sondern auch zu andern facultatibus halten und erziehen, damit der evangelischen Religion zugethanen Personen halben, in ecclesia et extra, jeder Zeit ein Vorrath werden müge.“ Es liegt das volle Verständniß der Reformation in dieser Bestimmung, welche die Pflege der evangelischen Wahrheit nicht den Geistlichen allein, sondern allen Ständen als ihren Beruf zuweist. Denn das „allgemeine Priesterthum“ der evangelischen Kirche sucht die Versöhnung mit Gott nicht durch einen zwischen den übrigen Christen und Gott eingeschobenen Stand, sondern will den Altar im Herzen jedes Einzelnen aufrichten. Und darnach bemißt sich auch die evangelische Erziehung.

Wenn ein Fremder etwa in das Collegium bei Sct. Anna kam, sah er keineswegs besondere äußerliche Einrichtungen, die anderen Instituten fehlten; es geleitete ihn kein Lehrer der Anstalt durch die Räume, um ihm zu zeigen, wie richtig, wie zweckmäßig und praktisch hier alles eingerichtet sei, im Schlafsaal, in der Küche, im Garten, auf dem Turnplatz; wie vortheilhaft und geregelt die Hausordnung, wie sorgsam die Aufsicht, wie vielseitig die Ausbildung sei, was für Erfolge erzielt würden, und wie unbesorgt die Eltern sein könnten, ihre Söhne einst ausgerüstet mit trefflichen Kenntnissen, guten Sitten und feinem Anstand daraus hervorgehen zu sehen. Es ist vielmehr manchem verzogenen Muttersöhnchen das Essen zu einfach vorgekommen; manchem bot der Garten zu wenig Schatten und der Studiersaal zu wenig Bequemlichkeit; mancher Vater vermißte es, daß man das musikalische Talent seines Sohnes zu wenig pflege und für das künftige Auftreten in gesellschaftlichen Kreisen zu wenig sorge, manche Mutter, daß ihr Kind, des Einflusses der Familie noch so sehr bedürftig, zu sehr sich selbst überlassen oder dem Zwange, den ältere Schüler über die

jüngeren zu üben pflegen, anheimgegeben sei. Andere, die aus Grundsatz jeder derartigen „Bildungskaserne“ abhold sind, sehen ohnedies schon in ihr die Verkümmerung der nothwendigen freien Entwickelung des Charakters. Es mischt sich in solchen Vorwürfen Wahres und Falsches; man sollte aber bei dem Wahren nie vergessen, daß vernünftige Leiter solcher Erziehungsanstalten die mit ihnen verbundenen Mißstände ebenso gut, vielleicht noch besser einsehen, als die, welche sie ihnen zum Vorwurf machen. Aber sie sind außer Stande, ihnen ganz abzuhelfen; denn Vater und Mutter und das Familienleben überhaupt läßt sich eben nie vollständig ersetzen. Man sollte also lieber dafür ein Auge haben, wie sie die unvermeidlichen Uebel zu verringern bestrebt sind, und ob die Zöglinge nicht auch manches gewinnen, wovon sie, wenn sie ihren Familien überlassen blieben, keine Ahnung bekämen, und ob sie nicht vor manchem Abweg behütet werden, dem sie sonst folgen würden.

Was zunächst in der Erziehung des Collegiums auch dem Fernerstehenden auffallen mußte, war die Einfachheit und Anspruchslosigkeit des äußern Lebens. Natürlich; denn überall, wo wirkliche Erziehung da ist, richtet sie sich zunächst nach der Eigenart des Erziehenden. Der Vater sucht seine Eigenthümlichkeit, bewußt oder unbewußt, auf die Kinder fortzupflanzen, und vom Erzieher fließt sie ebenso über auf den Zögling. Nicht sowohl die Lehre und der Befehl, als das Vorbild wirkt. Jede Erziehung nach Programmen, nach Statuten und Paragraphen ist nur eine Scheinerziehung, eine Dressur. Nun lag gerade in der Bedürfnißlosigkeit des äußern Menschen das, worin mein Vater die Grundbedingung für das Sammeln eines Reichthums des innern Menschen in seiner eigenen Lebenserfahrung gefunden hatte. Sie suchte er auch seiner Jugend als ein kostbares Gut anzuerziehen. Nicht als ob er blind dagegen gewesen wäre, daß nicht jeder, zumal wenn er in behaglicheren Verhältnissen die Kindheit durchlebte, der Entsagung fähig ist, deren er selbst fähig war, oder die sittliche Kraft und Festigkeit besitzt, mit der

er selbst alle Entbehrungen ertragen hatte. Es war auch gar nicht seine Meinung, der Jugend solche harte Entbehrungen aufzuerlegen. Aber vor jeder Weichlichkeit sollte sie sich hüten lernen, mit dem Einfachen vorlieb nehmen und ihren Sinn nicht auf eitle Dinge richten, die vom Höheren abziehen. Er konnte unerbittlich sein gegen alle gegentheiligen Zumuthungen. Er war zwar ein zu einsichtsvoller Menschenkenner, als daß er nicht den Unterschied der Bedürfnisse, welche die einzelnen Zöglinge aus ihren Familien mitbrachten, beachtet und, soweit es möglich war, dafür gesorgt hätte, daß dem weniger bedürfnißlos Erzogenen der Uebergang zu der strengeren Zucht und Ordnung erleichtert worden wäre; aber innerhalb der Anstalt durfte es insbesondere keinen Unterschied des Reichen und des Armen geben; da waren alle Ansprüche gleich. Wollte einmal eine auf das Aeußerliche gerichtete Gesinnung sich geltend machen, so stieß sie nicht bloß auf sein Verbot, sondern sie erfuhr von ihm eine ironische Behandlung, die in der Regel die beste Remedur war. Und der Geist der Anstalt, wenigstens so weit meine Erfahrung reicht, gab Zeugniß dafür, daß sein Sinn auch in den Zöglingen Wurzel schlug; die Genußsucht und geckenhaftes Wesen waren unter ihnen verachtet; ich glaube nicht, daß unter meinen Mitschülern einer, der in der Kleidung oder im Benehmen über die Grenze der Einfachheit hätte hinausgehen und frühzeitig den jungen Herrn hätte spielen wollen, auf etwas anderes, als auf den Spott seiner Mitschüler zu rechnen gehabt hätte. Den Gedanken an Tanzstunden, Theilnahme an Gesellschaften und Vergnügungen Erwachsener u. drgl. hätte sich ohnedies keiner auszusprechen getraut. Daß es mit dem Geflunker von Schaustellung der Leistungen der Anstalt in Concerten, Productionen, Prüfungen oder Lobpreisungen in der Presse, wie es bei Erziehungsanstalten leider nicht selten der Fall ist, hier von vornherein nichts war, versteht sich von selbst.

Ebenso wenig drängte sich das Christenthum, auf dessen offenes Bekennen vor aller Welt doch die Pädagogik meines

Vaters einen so großen Nachdruck legte, an die Oeffentlichkeit. Die Kennzeichen, welche die Frömmelei überall anzubringen pflegt, wie Kreuze über dem Eingang, religiöse Bilder an der Wand, besondere Betsäle u. s. w. fehlten vollständig. Sentimentale Erbauungsbücher und jene krankhafte, süßliche Literatur, mit welcher eine ungesunde Richtung in neuerer Zeit schon die zarteste Jugend übersättigt, hätte man ebenfalls vergeblich hier gesucht. Dieses Spielen mit dem Heiligen bringt es zwar auf die Lippen, verbannt es aber um so gründlicher aus dem Herzen, das durch das beständige im Munde Führen nur gleichgiltig und stumpf gegen seine Hoheit und seinen Ernst gemacht wird. Mit commandierten Hausgottesdiensten und sonstigen „religiösen Uebungen" wurden die Zöglinge ebenfalls verschont. Was die Anstalt that, gieng nicht über die Pflicht eines jeden christlichen Hausvaters hinaus. Das Morgengebet, das ein Inspector, das Tischgebet, das einer der Zöglinge sprach, die einfache Abendandacht, die vor dem Schlafengehen die Zöglinge noch einmal im Speisesaal versammelte, der zu diesem Zwecke eine kleine Orgel enthielt, waren die selbstverständlichen gemeinsamen Akte, welche in christlichen Familien die Angehörigen vereinigen. Am Sonntag hatten die Zöglinge die Wahl, ob sie die Studienkirche bei Sct. Anna oder die Jakobskirche, in welcher Bomhard predigte, besuchen wollten. In letzterer standen sie nicht einmal an besondern Plätzen; das ostensible Hineinführen der Zöglinge in geordnetem Zuge gab es natürlich auch nicht. Nach der Zurückkunft aus der Kirche hielt einer der Inspectoren einen Vortrag über das Sonntagsevangelium oder aus der Kirchengeschichte oder über einen andern verwandten Stoff, — eine Einrichtung, welche schon die Stifter des Collegiums getroffen hatten. Alle Jahre zweimal war in der Studienkirche Abendmahlsfeier für diejenigen Schüler, welche sich betheiligen wollten. Da hielt dann mein Vater darauf, daß die confirmierten Collegiaten alle Theil nahmen, wenn nicht etwa ein gegentheiliger Wunsch der Eltern vorlag. Denn er wünschte, daß hier die

Anstalt als eine Familie auftrete. Aber er vergaß dann auch nicht die Pflicht des Hausvaters. Am Abend zuvor versammelte er die Zöglinge und legte ihnen in warmer Ansprache an das Herz, was der Akt zu bedeuten habe. Außer diesen in christlichen Familien selbstverständlichen Dingen blieben die Zöglinge von allen religiösen Zumuthungen frei. Wenn sie selbst sich getrieben fühlten, etwas für irgend einen christlichen Zweck, sofern er kein verkehrter oder extravaganter war, zu thun, ließ man sie natürlich gewähren; aber niemals wurde zu dergleichen Dingen aufgefordert oder angeregt; noch weniger durfte die Meinung aufkommen, als sehe man sie gerne oder könne sich dadurch bei dem Vorstande einen guten Namen machen. In diesem Stücke den richtigen Takt zu beweisen, gehört unter die schwierigeren Aufgaben eines Pädagogen. Im Collegium gab sich die Sache eigentlich ganz von selbst. Die Gesinnung, die gepflegt wurde, behütete davor, ein Verdienst der Werke in solcher Bethätigung des Christenthums zu suchen. Weder der Vorstand, noch die Inspectoren mischten sich darein oder nahmen überhaupt Notiz davon, ob etwas, oder wie viel geschah; und wenn einmal ein Inspector so taktlos gewesen wäre, den Rath, den er auf etwaige Anfragen den Zöglingen schuldig war, zu benützen, um sie hierin unter seine Aufsicht oder seinen Einfluß zu stellen, so bin ich überzeugt, daß mein Vater energisch dagegen eingeschritten wäre. Ich weiß, daß während meiner Schulzeit und später eine Büchse für die Heidenmission unter den Zöglingen bestand; mein Vater hat nie erfahren, wer in sie einlegte, und wie viel sie enthielt; durch seine Hände ist auch ihr Inhalt nie gegangen. Er hätte sie sicherlich beseitigt, wenn er einmal hätte Verdacht haben müssen, daß Heuchelei oder unlautere Nebenzwecke sich damit verbänden; die Werke sind ja nach evangelischer Anschauung nicht an sich, sondern nur dann etwas werth, wenn sie die reifen Früchte des Glaubens sind, die von selbst vom Baume fallen müssen.

Es war daher in der Erziehung des Collegiums weder

etwas zu sehen von dem ungesunden Pietismus, der sich in unklarer Gefühlsschwärmerei gefällt, noch von einer bestimmten confessionellen Parteirichtung. Sie setzte sich auch nicht einseitig die Vorbildung künftiger Theologen zum Ziel. Das künftige Fachstudium blieb bei der Aufnahme ganz außer Frage, und ebenso bei der Vertheilung der Stipendien, welche die ehemaligen Zöglinge aus den Mitteln der Anstalt auch auf der Universität noch erhielten. Und doch war die Zahl der Theologen, die aus dem Collegium hervorgiengen, ohne daß jemand darauf hinarbeitete, immer eine verhältnißmäßig große, und die evangelische Kirche in Bayern hat aus dieser Zahl nicht die schlechtesten Diener bekommen. Der Same des Christenthums, der hier in ihre Herzen gesenkt wurde, hat sie zur Wahl ihres Berufes bestimmt, und so hat die Anstalt unter meinem Vater den Stiftungszweck erfüllt, treue Diener der evangelischen Kirche vornehmlich, aber auch in weiteren Kreisen überzeugte Bekenner derselben zu bilden. Man hört jetzt aller Orten die Klage, daß so wenige mehr Theologie studieren wollen, und die einen schieben die Schuld der todten Orthodoxie zu, die andern der Anfeindung des geistlichen Amts durch den Liberalismus oder den Nihilismus und Materialismus oder was sonst, noch andere der prekären äußern Stellung. Nein, das thut es alles nur theilweise; pflanzt wahren christlichen Sinn in die Herzen der Jugend, tränkt sie mit dem edlen Inhalt, erfüllt sie mit der Begeisterung für die hohe Aufgabe des Christenthums; dann wird es nicht nur an Theologen nicht fehlen, sondern auch in den andern Gebieten nicht an Männern, welche weder als Eiferer für eine todte Orthodoxie erstarrt, noch in die Kläglichkeit nihilistischen Dünkels versunken, noch von der Niedrigkeit materieller Vortheile bestimmt, sondern die gegründet sind in dem freudigen Glauben, der die Welt erneuert hat, in manchfaltigem Wechsel der Formen noch immer aufwärts führt und die einzige Bürgschaft für eine glückliche Zukunft der Menschheit ist.

Dieser hohe Ernst des Christenthums war es nun auch,

der die Disciplin der Anstalt bestimmte. Schon in der strengen Handhabung der Hausordnung zeigte sich, was für ein Gewicht auf die Gewöhnung an gewissenhafte Pflichterfüllung gelegt war. In der Zeit seiner noch ungebrochenen Kraft waren die Zöglinge gewohnt, meinen Vater früh Morgens unter sich zu sehen, wenn sie aus dem Bette stiegen, und Abends, wenn sie sich zu Bette gelegt hatten; es vergieng kaum ein Tag, wo er nicht auch beim Mittag- und Abendessen anwesend gewesen wäre, und dazwischen überzeugte er sich in der Arbeitszeit und auf dem Spielplatz, wie sie sich hielten, obwohl er nicht einmal in unmittelbarer Nähe der Anstalt wohnte. Denn zu Pünktlichkeit und Ordnung und zu gewissenhafter Benützung der Zeit sie zu erziehen, war ihm nicht das geringste Anliegen; er war hier ein Anhänger des löblichen Pedantismus, wie jeder echte Schulmann, und ließ sich nicht irre machen durch das banale Gerede, das nur sein Zerrbild, den zopfigen, kennt und verhöhnt. Aus der Ordnung im Kleinen baut sich die Ordnung im Großen auf, und die Treue im Kleinen gebiert die Treue im Großen. Wem dies zu engherzig und kleinlich erscheint, der lasse die Hand von der Jugend; er versündigt sich an ihr und taugt nicht zum Erzieher.

Aber nicht diese strenge Einhaltung der festgesetzten Ordnung war es, die der Disciplin einen Werth verlieh; die haben andere Institute auch; ohne sie kann eigentlich keines bestehen, wenn auch manches hier seine wunde Stelle hat. Sie wird ja gar vielfach übertreten trotz aller strengen Maßregeln: nitimur in vetitum; und wenn man ehemalige Zöglinge solcher Institute später ihre Jugenderinnerungen erzählen hört, so sind es in der Regel zahllose Geschichten, wie man die Gesetze umgangen und die Wächter derselben zum Besten gehabt habe. Auch im Collegium hat es nicht an Uebertretungen gefehlt; und sich in den Traum einzuwiegen, was er nicht sehe, geschehe auch nicht, wäre meinem Vater am wenigsten eingefallen. Aber es ist auch das Maß und die Art der Uebertretung verschieden, und hierin zeigt

sich auch etwas vom Geist einer Anstalt. Ich habe einmal in dem Berichte über das Jubiläum eines Erziehungsinstituts von dem großen Beifall gelesen, den der Toast eines ältern, in Amt und Würden stehenden Mannes, der launig die Verschmitztheit schilderte, mit der man zu seiner Zeit die Lehrer hinter das Licht zu führen pflegte, bei den einstigen Zöglingen und — bei jenen Lehrern selbst fand. Nein! das wäre bei meinem Vater nicht möglich gewesen. Mit der Erzählung eines solchen Gebahrens wäre gewiß keiner auch nach Decennien ihm unter das Gesicht getreten. Das hätte er weder im Ernst, noch im Spaß gewagt. Denn die Falten, in die sich seine Stirn legte, wenn er von Unwahrheit, von Unredlichkeit gegen sich oder andere hörte, hat keiner vergessen, der sie sah. Da war ein zu tiefer Ernst hinter seinem ganzen Thun, als daß er auch dem zum Manne gereiften Zöglinge gegenüber ihn bei Seite gesetzt hätte; er spielte nie mit den Seelen der Jugend, er ließ auch mit sich kein Spiel treiben. Und nicht seine Person war es, sondern sein Werk, das er so hoch und unverletzlich hielt. „Sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft geben sollen; auf daß sie das mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen", steht geschrieben, und der heilige Ernst dieser Worte stand ihm im Herzen, er flammte aus seinem Thun; er war auch seinen Schülern allen wohlbekannt. Wer das Verbot der Anstalt übertreten hat, der hat es mit Herzklopfen gethan; er hat vielleicht gegen Gleichgesinnte damals oder später damit geprahlt, vor ihm selbst gewiß nicht. Ich weiß von keinem solchen Falle, aber ich weiß von mehr als einem, daß Schüler in späteren Jahren Uebertretungen, die unbemerkt und ungeahndet geblieben waren, ihm abbaten, weil das Gewissen seit jener Zeit nicht geruht hatte. Und wenn einmal einer oder mehrere darunter waren, die von dem edleren Geiste, der das Gesetz achtet, nicht, weil er die Strafe fürchtet, sondern weil er vor dem Unrecht Abscheu hat, sich nicht erfassen ließen und auf bösen Wegen giengen, — lange hat es keiner so in der Anstalt getrieben. Er stieß bei

meinem Vater auf eine rücksichtslose Energie, die nicht wartete, bis das Gift in weiteren Kreisen um sich gefressen hatte. Er hatte einen scharfen Blick, und wenn er einmal die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Anwesenheit des Zöglings in der Anstalt schädlich, er selbst nicht auf bessere Wege zu bringen sei, so entfernte er ihn und ließ sich darin durch keine Einsprache hindern. Es bedurfte dann nicht erst eines besonders großen Vergehens; er ergriff die nächste beste Gelegenheit. Er gieng dabei von der Ansicht aus, daß ein Vorstand nicht bloß Verpflichtungen gegen das eine kranke Glied, sondern auch gegen die vielen gesunden Glieder hat, die vor der Ansteckung mit der Krankheit behütet werden müssen. Die Thätigkeit des Erziehers hat überhaupt viel mehr Aehnlichkeit mit der des Arztes, als mit der des Richters. Der Letztere straft die That und betrachtet sie mit der größeren oder geringeren Strafe als gesühnt und weggewischt; der Erzieher muß dafür sorgen, daß es gar nicht zur bösen That kommt; und wenn sie doch hervorbricht, so ist ihm nicht die äußere Erscheinung derselben von Wichtigkeit, sondern die Gesinnung, die sich in ihr kund gibt.

Es ist aber eben deswegen auch ein großer Unterschied zwischen der Pädagogik, die zwar durch äußere Mittel die Verwirklichung des bösen Sinnes niederzuhalten weiß, und zwischen der, welche das Herz zu bilden sucht und die strafbaren Handlungen nur nach dem ganzen Wesen des Menschen bemißt und höher oder geringer anschlägt. Das sogenannte gute Verhalten der Zöglinge ist noch gar kein ausreichender Maßstab für den Werth eines Instituts, so wenig als Probearbeiten für den Erfolg eines Schulunterrichts. Eine rechte evangelische Pädagogik muß die Sache tiefer fassen. Sie stützt sich nicht auf eine casuistische Moral, welche lehrt, was im einzelnen Falle erlaubt, was verboten ist. Sie bleibt bei der einfachen Wahrheit stehen, daß ein guter Baum nur gute Früchte bringen kann, ein schlechter aber nur schlechte. Nicht den Umfang der That schätzt sie, sondern den Sinn, aus dem sie stammt. Von einer Strafscala für

verschiedene Vergehen war darum hier keine Rede. Nach Umständen konnte ein Wirthshausbesuch, auch wenn es der erste war, oder etwas dergleichen, zur Entfernung aus der Anstalt führen. Ja es ist einmal vorgekommen, daß mein Vater einem Schüler, der die Absolutorialprüfung bereits bestanden hatte, das Zeugniß verweigerte, weil er zu spät zu dem Schlußakte kam, bei dem er es empfangen sollte. Pochend auf sein vermeintliches Recht nahm jener einen Anwalt zu Hilfe und suchte es sich durch die Regierung zu verschaffen. Aber mein Vater wahrte sein Recht als Schulvorstand so energisch, daß die Entscheidung der höchsten Stelle es ihm freigab, ob er die Prüfung nun ganz cassieren oder den Schüler mit einer Strafe belegen und ihm sein Zeugniß aushändigen wollte. Dann allerdings wählte er die mildere Form und gab ihm sein Zeugniß mit zurechtweisender Bemerkung. Wie er hier in einer für das Ansehen keineswegs großen Verschuldung die Mißachtung der Autorität der Schule energisch strafte, so sind mir andererseits Fälle bekannt, wo er Schüler, die wegen schwerer Verfehlungen aus der Anstalt entfernt werden mußten, mit Empfehlungen an andere Rectoren versah und diese bat, sie aufzunehmen und ihnen ihre Fürsorge zuzuwenden, weil er die Verirrung eines in seinem Grunde noch nicht verderbten Herzens nicht auf eine Stufe stellen wollte und durfte mit der Aeußerung eines bösen und gemeinen Sinnes, auch wenn die Thatsünde ganz die nämliche war.

Ein solches Vorgehen hat freilich von vielen den Vorwurf der Willkür zu fürchten, und es trägt ja auch der Pädagog eine große Verantwortlichkeit. Aber wer die Jugend recht erziehen will, muß den Muth haben, diese auf sich zu nehmen nicht sowohl vor Menschen, als vielmehr vor dem Höheren, dem er einst über jede ihm anvertraute Seele Rechenschaft geben muß; und wenn man wirkliche Erziehungsanstalten haben will, so schafft man sie nicht etwa durch Satzungen, nach denen die Strafen zu bemessen sind, sondern dadurch, daß man den rechten Mann an die Spitze stellt, der auf die Jugend sittlich hebenden

Einfluß zu üben weiß, und es ihm überläßt, wie er in jedem einzelnen Falle und jedem einzelnen Charakter gegenüber zu verfahren für gut findet. Wem man überhaupt das heilige Amt eines Erziehers in die Hand gibt, dem muß man auch die nöthige Vollmacht geben, die er braucht, und das nöthige Vertrauen schenken. Zeigt er sich beidem nicht gewachsen, so wird der Mangel nicht ausgeglichen durch erhöhte Bevormundung. Denn es geht nicht an, daß z. B. über die Aufnahme oder Entlassung der Zöglinge die entscheidende Stimme bei einem andern ruht, als bei dem Vorstande, oder über Thun und Lassen derselben eine andere Autorität sich geltend macht, als die seinige. Mein Vater wahrte sich in dieser Hinsicht seine Selbständigkeit jederzeit auf das Kräftigste, und er hat während seiner langen Amtsführung im Collegium die Befriedigung gehabt, daß er es fast nur mit Männern zu thun hatte, die ihm nichts in den Weg legten; wo er auf ein Hinderniß stieß, wußte er es zu überwinden. Aber er legte auch großen Nachdruck darauf, daß über seine Befugniß nicht einmal ein Mißverständniß obwalten konnte. Als ihm nach der lange gewünschten Reorganisation der Anstalt im Sinne der Stiftungsurkunde, wodurch auch die Zusammensetzung der hauptsächlich mit den ökonomischen Angelegenheiten betrauten Administration sich änderte, einmal in einer Zuschrift der Titel „pädagogischer Vorstand" gegeben wurde, drang er mit aller Entschiedenheit auf die Streichung des ersten Worts, das wohl durch ein Mißverständniß gebraucht worden war, so gleichgiltig ihm sonst ein Titel war. Aber wo die Wirksamkeit möglichenfalls eine lähmende Einschränkung durch falsche Auffassung erfahren konnte, war ihm auch dieser von Wichtigkeit. Denn auch über die äußeren Einrichtungen muß der Vorstand einer Erziehungsanstalt bis zu einem gewissen Grade Herr sein.

Auf so ausgedehnte Befugnisse fest zu halten, hat allerdings nur derjenige ein Recht, dem auch seine Verantwortlichkeit immer in ganzer Größe vor Augen steht. Und das Wort

Pflicht übte über meinen Vater eine außerordentliche Macht; er war im Stande, ihr jedes Opfer zu bringen, auch das schwerste; in ihr lebte er. Nicht in selbstabgegrenzter, wie solche, die sich sagen: „Soweit reicht sie, das thue ich pünktlich; mehr aber bin ich nicht schuldig", sondern in dem Umfang, den ihm sein Gewissen beständig vorhielt: „Der Erziehung hast du dein Leben geweiht; was du thun könntest und nicht thätest, wäre Pflichtversäumniß". Ich kann kühnlich sagen, denn alle, die unter seinen Händen waren, werden es mir bestätigen: das Collegium ist ihm seine Sorge und ein heiliges Anliegen bei Tag und Nacht gewesen, für das er nie seine Kräfte geschont hat. Und was andere gesehen und erfahren haben, ist nur ein kleiner Theil; gar manchen Seufzer und manchen Wunsch, doch auch manche stille Freude haben nur die Nächststehenden wahrgenommen; aber von den Anliegen und Gebeten, die aus seinem Herzen quollen, und von der Rechenschaft, die er einem Höheren stets ablegte, wußte nur er selbst. Andere sahen nur ihren Widerschein in der Festigkeit, Freudigkeit und dem Ernste seines Handelns.

Die übten aber auch ihren Einfluß auf die Jugend. Sie folgte seinem unnachsichtlichen Gebot der Pflichterfüllung, weil sie mit Ehrfurcht sah, wie er die seinige that. Aus der Persönlichkeit und dem Wesen des Erziehers muß etwas auf sie überfließen; seine Worte thun es nicht; die verhallen. Es gibt Naturen, vor denen auch der Schlechte sich beugt; er sucht ihnen zu entrinnen; er weicht aus; aber er widerspricht nicht und lehnt sich nicht dagegen auf. Mein Vater war seiner Jugend gegenüber eine solche. Trotz oder Ungehorsam begegneten ihm höchstens einmal von solchen, die ihn noch nicht kannten, und sie hörten schnell auf; denn er verstand sie zu brechen. Nicht etwa durch fortgesetzte, harte Strafen, die zur Verstocktheit oder heimtückischem Wesen führen; sie verstummten vielmehr bald von selbst vor dem Ernst seines Wesens. Das waren nun glücklicher Weise nicht häufige Fälle; im Ganzen aber gieng ein

Zug willigen Gehorsams durch die Anstalt, der sich auch dem Fernerstehenden bemerklich machen mußte. Es ist ein sehr weit verbreiteter, aber gründlicher Irrthum, den leider auch viele Lehrer theilen, daß Strenge verhaßt mache. Nur diejenige Strenge erträgt die Jugend nicht, durch welche sie Uebelwollen durchfühlt. Vor der Strenge des Pflichtbewußtseins beugt sie sich mit Ehrfurcht. Ja sie richtet sich selbst an ihr auf und gewinnt an ihr die Begeisterung, die allein in die Höhe edleren Strebens führt. Erkennt sie auch die Nothwendigkeit ihrer Schranken nicht immer, sie achtet sie doch, auch wenn sie darüber murrt, und sie gewinnt Vertrauen zu dem Führer, der sich nicht irre machen läßt. Auf den augenblicklichen Dank muß jeder Pädagog verzichten; wer darnach hascht, der ist auf falschem Wege. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Dank erst später kommen kann. Wenn ein reiferer Mann zurückschaut, schüttelt er den Kopf über die „Schwachheit" manches einst „beliebten" Lehrers und macht ihm zum Vorwurf, was er ihm einst hoch anrechnete; aber er dankt dem, der ihn gelehrt hat, sich selbst in Zucht zu nehmen, und freut sich, daß verständige Festigkeit auf die Zustimmung des unverständigen Alters verzichtete, um dafür die dankbare Anerkennung des verständigen zu erhalten. Es ist mir nicht bange darum, mit welchen Gefühlen die ehemaligen Schüler und Zöglinge meines Vaters an sein Grab treten oder sein Bild wieder vor ihrem Geiste vorübergehen lassen.

Dieses Pflichtbewußtsein hatte denn unter den Zöglingen auch ein fleißiges Arbeiten zur Folge. Es war nicht etwa der Fleiß des Tagelöhners, der sich bei der Mehrzahl zeigte. Es versteht sich wohl von selbst, daß auch die nicht fehlten, die nur thaten, was sie mußten, oder sich selbst dem zu entziehen suchten. Aber die große Masse war das nicht, und in Achtung unter ihren Altersgenossen standen sie auch nicht. Dagegen wurden von den meisten die Freistunden zu Arbeiten benützt, die über den Schulunterricht hinausgiengen. Die Privatlectüre, die jetzt

in allen bayrischen Schulkatalogen als „controliert" steht, war bei den meisten etwas Selbstverständliches, ohne daß sie befohlen oder controliert worden wäre. Wohl keiner ist bei den Abschnitten der Classiker stehen geblieben, die in seiner Classe gelesen wurden. Nicht ein Gebot, sondern der von der Anstalt gepflegte Geist trug diese Frucht. Manche beschäftigten sich mit neueren Sprachen, mit deren Pflege es am Gymnasium selbst während meiner Schulzeit nicht besonders gut bestellt war; das Französische war damals noch nicht obligater Lehrgegenstand; Englisch wurde gar nicht gelehrt. Keinem aber blieb die deutsche Literatur ein fremdes Gebiet; es strebten alle sich mit ihr bekannt zu machen, und eine Frucht dieses Strebens war es, daß Kränzchen entstanden, für welche die Theilnehmer selbständige Arbeiten lieferten. Auch für die Mathematik zeigte sich großer Eifer. Von dem mechanischen Lernen für einen bestimmten Zweck, als ob die Bildung durch eine Summe eingeprägter Kenntnisse erreicht würde, wußte man glücklicher Weise nie etwas. Mein Vater ließ gerne jeden in seinen Arbeiten, soweit sie über die Pflicht der Schule hinausgiengen, seinen eigenen Weg gehen. Doch beobachtete er alle scharf und hielt auch mit seinem Rathe nicht zurück, wo er ihn für förderlich hielt. Der allzu großen Lesesucht suchte er manchmal zu steuern. Insbesondere sah er es auch nicht gerne, wenn die Zöglinge während der Erholungsstunden sich im Studiersaal aufhielten; er wollte, daß auch die körperliche Erholung nicht zu kurz käme, und freute sich, wenn er an den Turngerüsten im Garten ein reges Leben sah.

Es gibt nicht wenige Erziehungsanstalten, in denen besonderer Nachdruck auf die Pflege der Musik gelegt wird, in der oft auch Vorzügliches geleistet wird. Das Sct. Anna-Collegium gehörte nicht unter diese. Der Musikunterricht war offenbar die am kümmerlichsten bedachte Seite der Ausbildung der Zöglinge. Es ist das wohl auch von manchem als Mangel empfunden worden, und ich will nicht darüber streiten, ob mit

Recht oder nicht. Mein Vater war selbst nicht musikalisch gebildet. Aber nicht daher rührte die untergeordnete Rolle, die jener Kunst zugewiesen war. Er war nicht unempfänglich für eine gute Musik, und ein schöner Choralgesang oder ein erhebendes Oratorium oder sonst ein Concert konnte seine volle Theilnahme gewinnen. Es wurde auch in der Anstalt regelmäßig Unterricht im Clavier-, Orgel-, Violin- und Flötenspielen ertheilt, und zwar einer Anzahl von Zöglingen unentgeltlich; wer sonst auf seine Kosten Unterricht haben wollte, dem war es unverwehrt; die Instrumente der Anstalt standen zur Verfügung. Auch sah er es gerne, wenn die Zöglinge ihre Freistunden zu Gesangsübungen benützten, und ein schönes Quartett konnte ihn erfreuen. Weiter aber gieng die Sache nicht. Als einmal ein paar Zöglinge anfiengen, Guitarre zu spielen, untersagte er ihnen das „weichliche" Instrument. Nicht sowohl letzteres wollte er damit tadeln, als den Sinn derjenigen, die auf diese Wahl gekommen waren; ein süßliches und verschwommenes Gefühl, wie es sich ihm in ihrer Neigung auszuprägen schien, konnte er an der Jugend nicht leiden. Ueberhaupt räumte er der Musik nicht die hohe Stelle für die Bildung des Menschen ein, die ihr Enthusiasten zutheilen. Er erkannte wohl ihren Werth für das Gefühlsleben an, sah in ihr aber nicht einen Factor für die sittliche Veredlung des Menschen; und mit Recht; denn ein Blick auf den Culturzustand derjenigen Völker, die vorzugsweise musikalische sind, müßte die gegentheilige Behauptung widerlegen. Ausschlaggebend aber waren für seinen pädagogischen praktischen Blick andere Dinge. Die Aufgaben unserer Gymnasien liegen anderswo, als in der Musik. Sie kann wohl von einzelnen, dafür begabten Schülern ohne Schaden für das Wichtigere gepflegt werden. Anders aber steht die Sache, wenn man ihrer Pflege an einer Anstalt ausgedehntere Sorgfalt zuwendet. Dann verschlingt sie ein Maß von Zeit, Kraft und Arbeitsfähigkeit der Schüler, das der Entwickelung ihres Geistes und ihrer Persönlichkeit Eintrag thut; der Haupt-

zweck leidet unter der Betonung des Nebensächlichen. Die Erfahrung lehrt sattsam, daß Anstalten, in denen die Musik in Blüthe steht, sonst nicht viel leisten; und unsere Gymnasien sind keine Musikschulen, sondern humanistische Anstalten. Zudem ist die Pflege der Musik eine gefährliche Klippe für die Disciplin. Ihre Förderung bringt den häufigen Besuch von Concerten, die Mitwirkung an musikalischen Aufführungen und ihren Proben mit; sogar die Theilnahme an Vereinen schließt sich leicht an. Das kostet nicht nur Zeit und lenkt den Sinn von den hier wichtigeren Dingen ab, sondern es bringt auch mit Elementen in Berührung, die ganz außerhalb des Bildungskreises stehen, aus dem die Jugend der Gymnasien ihre Anregung holen muß. Was für Neigungen und Gelüste hier etwa geweckt und genährt werden, das entzieht sich der Controle des Erziehers. Daß die Schaustellung in Musikproductionen an sich schon den pädagogischen Grundsätzen meines Vaters ganz zuwider lief, habe ich bereits erwähnt.

Als mein Vater die Leitung des Collegiums übernahm, zählte es etwa dreißig Zöglinge. Es hat sich nach und nach, hauptsächlich durch sein Bemühen, diese Zahl bis auf das Doppelte gesteigert. Er gieng damit bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit der Anstalt sowohl hinsichtlich der verfügbaren Geldmittel, als des Raumes. Die übergroße Zahl der jährlichen Meldungen, von denen meistens nur der kleinere Theil Berücksichtigung finden konnte, hätte ihn ohnedies schon daran mahnen müssen, wie dringend an vielen Orten das Bedürfniß der Unterstützung auch durch die materielle Wohlthat der Anstalt war. Er hat bei seinen Vorschlägen jederzeit gewissenhaft die Würdigkeit geprüft, und wo wirkliche Noth war, hat seine Hilfe nicht gefehlt. Mancher bedrängte Landpfarrer, Lehrer oder Beamte, manche hilflose Wittwe könnte davon erzählen, wie er bestrebt war, ihre Sorgen zu erleichtern, ohne daß er einen Dank dafür erwartete. Es war ihm sogar zuwider, wenn man viel davon redete. Aber den Dank erwartete er von allen, daß

sie sich auch durch ihr Verhalten in der Anstalt der Wohlthat würdig machten. Er hat auch hier im Sinne der Stifter gehandelt, indem er darauf hielt, daß nie die Herkunft aus der Stadt als ausreichender Ersatz für die Würdigkeit gelten, oder wirkliche Noth zu kurz kommen durfte gegen solche, die etwa aus irgend einem Grunde eine Gnade beanspruchten. Er hat übrigens auch hierin so großes Vertrauen genossen, daß seine Vorschläge kaum jemals auf Widerstand stießen. Der hauptsächlichste Grund aber, warum er die Anstalt so sehr als möglich erweiterte, — er erweiterte damit auch seine eigene Sorge und Arbeitslast, — war der, daß er der Disciplin des Gymnasiums einen kräftigen Halt dadurch geben wollte, daß er einen großen Theil der Schüler unter seiner unmittelbaren Aufsicht hatte. Und damit kehren wir zum Gymnasium zurück.

Gleich im ersten Jahresberichte, den Hofrath Wagner veröffentlichte, dem des Jahres 1821, findet sich folgende charakteristische Bemerkung: „Da die an der hiesigen Anstalt bestehenden Schulgesetze sehr unvollständig sind, so hat das Rectorat mit Benutzung der den einzelnen Lehrern abgeforderten Beiträge die Bearbeitung neuer Schulgesetze, mit welcher es noch beschäftigt ist, übernommen, um sie der königlichen Regierung des Oberdonaukreises zur Prüfung und Sanction wo möglich noch vor dem Anfang des neuen Studienjahrs vorzulegen und sie dann öffentlich drucken zu lassen und den Zöglingen zur Befolgung zu publicieren. Vorderhand hat das Studienrectorat im Benehmen mit dem Magistrat der k. Stadt Augsburg zur Verhütung alles Wirthshausbesuchs der Studierenden und zur vorschriftsmäßigen Visitation der Quartier- und Kosthäuser der Schüler solche Maßregeln getroffen, die bis jetzt, wie man zur Ehre der Zöglinge rühmen kann, einen recht guten Erfolg hatten. Für die innere Schulpolizei innerhalb des Gymnasiums hat das Rectorat außer den öfteren, bisweilen täglichen Besuchen, die dasselbe in den Lehrzimmern macht, einen wöchentlichen Termin an jedem Freitage Nachmittag bestimmt, wo es in alle Classen

geht, um theils Schulversäumnisse zu untersuchen, theils Erinnerungen der Lehrer über einzelne Schüler zu vernehmen, theils den Bessern Belobungen oder den Tadelnswürdigen Zurechtweisungen zu geben u. s. w. Auch ordnete das Rectorat eine zweckmäßigere Stufenfolge der Disciplinarstrafen an." — Ganz abgesehen davon, daß nach den Erzählungen damaliger Schüler der Erfolg ebenso wenig zu bedeuten hatte, „wenn das Rectorat in alle Classen gieng", als das Wortgeklingel von „solchen Maßregeln, die bis jetzt einen recht guten Erfolg hatten", so prägt sich schon in dieser Ankündigung die ganze Verkehrtheit der von Wagner eingehaltenen Grundsätze aus. Also Satzungen, Publication zur Befolgung, Visitation der Kosthäuser, Verhütung des Wirthshausbesuchs, innere „Schulpolizei", Belobungen und Zurechtweisungen, und — der Schlußstein des Ganzen — zweckmäßige Stufenfolge der Disciplinarstrafen, — nun haben wir Disciplin! Ich würde es für überflüssig halten, ein Wort dazuzusetzen, wenn zwischen dieser Anschauung und der in der Gegenwart vorherrschenden auch eine Kluft läge, so tief und breit, wie die zeitliche von 1821 bis heute. Aber leider ist von verschiedenen Seiten dahin gewirkt worden, daß diese Anschauung heute allgemeiner ist, als damals. Schulsatzungen an sich zwar kann man noch nicht tadeln; gewiegte Schulmänner haben ihren Schülern Zucht und Ordnung auch in Form feststehender allgemeiner Vorschriften an das Herz gelegt und bestimmte Dinge ausdrücklich darin verboten oder auch mit Strafe bedroht. Aber die haben gewiß nie darin die Disciplin gesucht, und wenn nicht etwa der Auftrag vorgesetzter Behörden, so waren für sie die besonderen Bedürfnisse ihrer Anstalt bestimmend bei der Abfassung. Ueber diese Bedürfnisse einer einzelnen Anstalt hinaus auch Disciplinarsatzungen für ein ganzes Land zu entwerfen, hätte man freilich vor einem Menschenalter wohl noch Bedenken getragen. Denn die wirklich bessernde Zucht beruht wesentlich und allein auf der persönlichen Einwirkung des Lehrers und Erziehers und richtet sich überall nach den persönlichen

Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten, denen er gegenüber steht; es gibt kein Gebiet und keine Aufgabe des Lebens, die sich so wenig in allgemeine Regeln bringen ließe, als gerade sie. Was man dem einen erlauben darf oder muß, muß man dem andern verbieten; denn was bei dem einen unschädlich, vielleicht sogar förderlich ist, ist bei dem andern schädlich.

Mein Vater hielt nun nicht viel auf Schulgesetze; denn für ihn fiel nicht, wie für Wagner, Schulpolizei und Disciplin zusammen. Die vorhandenen Satzungen blieben zwar auch nach 1840 bestehen; denn vorschriftsmäßig mußten ja welche da sein, und er wollte nicht statt eines Paragraphen einen andern, wenn auch vielleicht weniger polizeilich gefaßten, setzen. Ihm kam es nicht auf das, was auf dem Papier steht, sondern auf den lebendigen und wirksamen Geist an. Trotz ihres Bestehens blieben darum jene Satzungen unbeachtet. Man wußte kaum, daß solche existierten; publiciert wurden sie während der acht Jahre meiner Schulzeit ein einziges Mal, nach der Morgenandacht, vielleicht auf ein eingetroffenes Monitorium hin. Dann aber versanken sie sofort wieder in ihr Grab der Vergessenheit. Daß uns nach § so und so viel etwas geboten, nach § so und so viel etwas verboten, und nach Nummer so und so viel der Strafscala eine Strafe auferlegt worden wäre, davon war keine Rede. Der Wille der Lehrer war unser Gebot oder Verbot; der Geist, der gepflegt wurde, sollte unsere Triebfeder zum Guten, der Abscheu vor dem Bösen und Gemeinen unsere Schranke sein, und die Strafe für die Verfehlung bemaß sich nach der Persönlichkeit und den Umständen. Zum Polizeidienst in und außer der Schule ist die Thätigkeit unserer Lehrer nie geworden, und selbst unser alter Pedell Kehr, der die Ehrenzeichen von zehn Feldzügen auf seiner Brust trug, hat nie gewußt, daß er der Aufpasser über unser Thun und Lassen sein müßte. Denn Disciplin ist nicht äußere Ordnung. Diese ist überhaupt nur von untergeordnetem Werth, so lange sie nur in der Befolgung äußerer Vorschriften besteht. Zu verhüten, daß einer

nicht stiehlt, das heißt noch nicht, ihm das siebente Gebot in's Herz pflanzen. Die Pädagogik hat überhaupt andere Ziele als die Polizei. Sorget vollständig dafür, daß ein Schüler nichts übertritt und überall thut, was ihr ihn heißt; gebet ihm dann das Zeugniß musterhafter Aufführung, und — ihr steht doch nur auf dem Standpunkte jenes Jünglings, der sprach: „Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend an", und über den ein heiliger Mund seufzte: „Wie schwerlich werden doch die Reichen in das Himmelreich kommen!" — Wir stehen eben wieder vor dem wesentlichen Unterschied einer evangelischen Pädagogik von jeder andern. Nicht mit einer casuistischen Moral will es unsere Erziehung zu thun haben, sondern das nennt sie Zucht, daß sie den Menschen lehrt, sich selbst im Zaume zu halten, und alles in ihm zu wecken und zu pflegen sucht, was ihm dazu Kraft geben kann. Ihr Gebot heißt nicht: „Laß dir nichts zu Schulden kommen; denn du wirst bestraft; — thue möglichst viel Gutes; denn du wirst belohnt"; sondern: „Suche zu wachsen an dem innern Menschen; vor dem Bösen schaudere zurück; nicht, daß es in deinen Handlungen nicht zu Tage kommt, sondern daß es immer weniger zu Tage kommen kann, das ist deine Aufgabe; gib dich aber auch mit dem scheinbar Guten nie zufrieden; denn alles dein Wissen und dein Wollen ist und bleibt Stückwerk, und alles dein Handeln bleibt noch immer weit hinter der Vollkommenheit zurück; denke, wie der Apostel: Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte." Das waren die ungeschriebenen Disciplinarsatzungen des „evangelischen" Gymnasiums bei Sct. Anna.

Diese zu verwirklichen, dazu reichen nun Paragraphen nicht aus; das muß der persönliche Einfluß thun. Nun ist freilich auch eine große Verschiedenheit unter den Lehrern einer Anstalt. Die Macht der Persönlichkeit, welche die Schüler begeistern muß zu edlerem Streben, ist nicht überall die gleiche; es findet schon das nämliche Gebot aus verschiedenem Munde

nicht den nämlichen Gehorsam bei der Jugend. Um so wichtiger ist es, daß die Anstalt selbst ein lebenskräftiger Organismus ist, an dem auch der gute Wille des schwächern Lehrers seinen Rückhalt findet, wie die Jugend in ihrer Lust zur Ausschreitung ihre Schranke, in ihrem Streben nach dem Edleren ihre Hilfe und Förderung. Ein Ganzes muß sie sein; aber nicht einer todten Maschine, sondern einem grünenden, blühenden und früchtetragenden Baum muß sie gleichen, dessen Lebenssaft aus gesundem Stamme in alle Aeste und Zweige dringt. Eine solche lebendige Einheit herzustellen, sah mein Vater daher als Aufgabe eines Rectors an. Es lag ihm ebenso fern, über die Köpfe der Lehrer weg auf die Schüler wirken zu wollen, als er die Lehrer nach Willkür mit den Schülern schalten und walten lassen wollte. Er hielt sich mit beiden in fortwährendem Zusammenhang. Genaue Kenntniß von allem, was an der Anstalt vorgieng, suchte er durch die gewissenhafte, wenn auch noch so zeitraubende, Durchsicht aller Arbeiten, die gefertigt wurden, dann durch seine regelmäßig wiederkehrende Anwesenheit bei dem Unterricht in allen Classen, sowie durch sorgfältige Beobachtung der einzelnen Schüler, die ihm besonders im Collegium möglich war, zu gewinnen. Jene Besuche in den Claßstunden arteten jedoch nie in lästige und beengende Inspectionen und Prüfungen des Lehrers aus; er verzichtete entweder ganz auf ein Eingreifen in den Unterricht und hörte schweigend zu, oder er übernahm ihn auch selbst ganz und ließ den Lehrer zuhören; das Letztere bei jüngeren Lehrern, die daraus seine Methode kennen lernen sollten. So hinterließen diese Besuche bei den Schülern immer nur den Eindruck, daß hinter ihrem Lehrer auch die Autorität des Rectors stand, und erhöhten daher den Ernst seiner Forderung. Seine eigenen Beobachtungen wurden vervollständigt durch die Mittheilungen, welche ihm die Lehrer machten entweder direct oder durch Einträge in das sogenannte „Signum", das nach altem Herkommen in jeder Classe geführt wurde. Wenn am Samstag in der Freiviertel-

stunde der „Signifer“ — ein Ehrenamt, das nur bessern Schülern anvertraut wird, — in das Rectoratszimmer wanderte, war jedem Schüler bange, dessen Name etwa in dem verhängnißvollen Büchlein stand; denn wenn er darauf hin selbst hinaufgerufen wurde, nahm er einen Eindruck mit fort, der ihn so bald nicht wieder vergessen ließ, daß das Gebot des Lehrers das der Anstalt war, durch die ein tiefer sittlicher Ernst waltete. Ebenso kräftig vertrat mein Vater die Lehrer dem Publikum gegenüber. Es hat sich wohl nie einer darüber zu beklagen gehabt, daß er nicht energisch für alle eingestanden wäre und alles Gehässige auf sich genommen hätte, wenn es galt, die Autorität der Schule zu wahren. Den Lehrern selbst gegenüber war er jedoch ebenso bemüht, sie vor Mißgriffen zu behüten oder, wenn solche etwa einmal vorkamen, sie für die Zukunft unmöglich zu machen. Auf das Sorgfältigste aber nahm er sich in Acht, dies nicht vor den Augen der Schüler oder so zu thun, daß ihr Ansehen bei diesen litt. Nie ist ihm bei seinen häufigen Besuchen in den Classen ein Wort der Mißbilligung, sei es über die Methode oder die erzielten Resultate oder über getroffene Einrichtungen entschlüpft; unter vier Augen aber sagte er seine Meinung über das, was er zu loben oder zu tadeln hatte. Namentlich war es ihm eine aufrichtige Sorge, jüngere Lehrer sich nicht selbst zu überlassen. Es ist ja ein zwar häufig beklagter Uebelstand, gegen den aber noch niemand ein ausreichendes Mittel der Abhilfe hat nennen können, daß ein Lehrer das Unterrichten erst im Laufe der Jahre durch seine eigene Praxis lernen muß. Was durch sein Experimentieren und durch seinen Mangel an Takt verfehlt wird, geht aber auf Kosten der ihm anvertrauten Jugend. Mein Vater rechnete es zu seinen ersten Pflichten, Lehrer zu bilden, und ließ sich nicht etwa dadurch abhalten, daß es oft gerade dem angehenden Lehrer weniger zusagen will, als dem älteren, sich unter die Leitung einer reiferen Erfahrung zu stellen. Den inneren Zusammenhang der Anstalt zu befestigen, dazu dienten auch die regelmäßig

alle Monate abgehaltenen, oft sehr ausgedehnten Lehrerconferenzen. Es wurde darin nicht bloß über den Stand der einzelnen Classen ausführlich referiert, sondern auch allgemeine Fragen der Pädagogik und Didaktik wurden eingehend besprochen. Dadurch sollte auch die Individualität der einzelnen Lehrer zu ihrem Rechte kommen und verhütet werden, daß nicht durch getroffene Einrichtungen der ihnen nothwendige Spielraum so sehr beengt würde, daß ein gedeihliches Zusammenwirken unmöglich würde. Denn die Einheit eines todten Mechanismus herstellen wollen, der nur von oben her in Bewegung gesetzt wird, wäre noch verkehrter, als die Auflösung des Zusammenhangs der einzelnen Theile einer Anstalt.

Diese Einheit des Lehrercollegiums ermöglichte nun auch die Einheit des Unterrichts. Ich habe damit ein gefährliches Wort ausgesprochen, das mich nöthigt, vor allem einen großen Irrthum abzuwehren, der leider schon vielen Nachtheil gebracht hat. Einheit des Unterrichts, aber nicht an einer, sondern an sämmtlichen Anstalten des Landes herzustellen, ist ein Hauptbestreben der Gegenwart, in das man sich von vielen Seiten mit ganzer Macht hineinwirft. Gleiche Lehrbücher, gleiche Vertheilung des Lehrpensums, gleiche Methode, gleiche Disciplinarsatzungen u. s. w., — davon hofft man Aufschwung und Besserung unserer Schulen. Man scheint ganz vergessen zu haben, wie einsichtige Pädagogen darüber dachten, deren vollendetes eigenes Lebenswerk als das beredteste Zeugniß vor uns liegt, ob sie Recht hatten oder nicht. Unsere bayrischen Anstalten hätten alle Ursache, z. B. Roth's Schrift über unser Schulwesen, wie er es im J. 1842 verließ, sich bei dieser Gleichmacherei als einen Spiegel vorzuhalten. Aber um wie viel tiefer noch ist man in alles das seitdem hineingekommen, wovor er einsichtig warnte! Und wie sehr ereifert man sich vollends in der Gegenwart für diesen Irrthum! Ich will nicht verkennen, daß es vielfach aus guter Meinung geschieht; aber dennoch ist man auf einem Irrwege; denn die Einheit, die man sucht, ist nur Gleichförmigkeit;

und je strenger man auf diese durch das ganze Land hält und hinwirkt, um so mehr lähmt man die Persönlichkeiten und die Anstalten und tilgt aus ihnen den belebenden Geist aus. Von allen dahin zielenden Bestrebungen fühlte sich mein Vater auf das Höchste abgestoßen.

Die Individualität einer Anstalt ist etwas ebenso Beachtenswerthes, wie die eines Menschen. Nicht daß dieser andern gleich sieht, sondern daß er in sich eine harmonische Einheit gestaltet, darauf kommt es an. Und bei Sct. Anna bestand eine solche durchgängige Harmonie des Ganzen. Was dort als gut sich bewährte, braucht deswegen noch nicht als allgemeine Vorschrift empfohlen zu werden; ja es verträgt die Verallgemeinerung nicht einmal durchgängig. Denn es gibt keine unfehlbare Methode, und die meines Vaters war auch nur zweckmäßig, wo man sie zu handhaben wußte, und wo man in seinem Geiste wirkte. Was er als das Resultat der ganzen Gymnasialbildung ansah, darauf wurde schon vom ersten Jahre an hingewirkt. Es handelte sich da nicht um Einzelnheiten, die vom Ganzen hätten losgelöst und ohne dieses erfaßt werden können. Das Lateinlernen der zehnjährigen Schüler schon war ebenso wenig ein Abrichten für lateinische Regeln und ihre Anwendung oder ein Ansammeln todter Kenntnisse im Gedächtniß, als das Lesen der Classiker in den obersten Classen ein Vorübergehen an ihnen mit den Augen, und die Beschäftigung mit ihrer Sprache ein Ausrüsten mit gewissen Sprachfertigkeiten war. Hineinführen wollte er die Schüler in das Heiligthum der Classiker, daß Herz und Geist darinnen eine liebe Wohnung fänden; die Augen wollte er ihnen öffnen für den Wunderbau der Sprache, daß sie an den alten ihre eigene lernten; ein anderer, ein edlerer und höherer Mensch sollte herauskommen aus dem Gymnasium, als hineingekommen war. Das waren ihm die Ziele der Gymnasialbildung.

Bei dem Unterricht in den Sprachen war es die Bildung der schriftlichen und mündlichen Rede durch freie Reproduction,

die ihm auf allen Stufen seine Besonderheit gab. Er unterschied sich schon in seinem ersten Beginn ganz wesentlich von demjenigen, in welchem die Gedächtnißthätigkeit entweder alles verschlingt oder wenigstens im Vordergrunde steht. Hier war es das Nachdenken, worauf man hinzuwirken suchte. Doch durchaus nicht in dem Sinne, wie etwa jetzt eine weit verbreitete Richtung, die immer mehr an Boden gewinnt, schon die Formenlehre „wissenschaftlich" behandeln will und schon den kleinsten Knaben die Entstehung von Wortformen durch Zergliederung ihrer Bestandtheile erklären will, ehe sie auch nur entfernt im Stande sind, zu begreifen, was denn alle diese Weisheit soll. Es liegt dieser Art, in die sich unsere Schulgrammatiken immer mehr verirren, eine vollständige Verkennung des geistigen Entwickelungsganges eines Menschen zu Grunde. Die Wahrnehmung und die einfache Kenntniß einer Thatsache ist das Erste, das Begreifen kann immer erst nachfolgen; es ist auch gar nicht einmal nothwendig, daß es unmittelbar nachfolgt. Es ist daher ganz verkehrt, einer Altersstufe etwas zuzumuthen, wofür sie noch nicht reif ist. Was für den Sprachforscher von höchstem Interesse ist, hat für den Knaben nicht einmal etwas Anregendes. „Nicht über den Horizont der Jugend hinaus!" das war die goldene Regel, die man daher in dem Unterricht bei Sct. Anna nie vergaß. Ich halte es nicht für überflüssig, dies ganz besonders zu betonen. Denn es ist auch ein Grundzug fast unserer sämmtlichen jetzigen Schulgrammatiken, daß sie nach Vollständigkeit trachten. Damit ist unser Unterricht mit einer erdrückenden Last von Kleinigkeiten von untergeordnetem oder gar keinem Werthe überschüttet worden; ähnlich, wie unsere Schulcommentare zwischen der Jugend und den alten Classikern die Berge ihrer oft höchst kleinlichen Gelehrsamkeit aufthürmen, angeblich um zu erklären, in Wirklichkeit aber mit dem Erfolge, daß über allen diesen Zuthaten der Schüler nie in die entzückende Welt der Alten hineinkommt.

Wie ich bei den pädagogischen Anschauungen meines Va-

ters als das Wesentlichste die Anspruchslosigkeit hervorheben mußte, die auf glänzenden äußeren Anstrich verzichtete, um die sittliche Forderung dafür um so mehr zu vertiefen, so war es auch in didaktischer Hinsicht der Verzicht auf jene sich breit machende Vielwisserei, welcher dem Unterricht sein Maß und seine Richtung gab, ihn aber um so gründlicher und fruchtbringender machte. Nicht mit einer Menge unwichtiger Kleinigkeiten war der Unterricht vollgestopft, die doch nur gelernt werden, um wieder vergessen zu werden, sondern die eine Frage war überall die entscheidende: Was braucht der Schüler? Mit dem, was nicht nothwendig ist, verschonte man ihn; das Nothwendige aber erließ man ihm nie; mit allem Nachdruck wirkte man darauf hin, daß dies wirklich sein Eigenthum werde. Der Unterricht stand im schärfsten Gegensatz zu dem jetzt so häufigen, ich kann wohl sagen, vorherrschenden, der vor lauter unwesentlichen Dingen, die angeblich „gut lateinisch“ oder „besser lateinisch“ oder „allein lateinisch“ sind, nie zu der Hauptsache kommt, was überhaupt lateinisch ist, und es vor lauter Methodik und rationeller Behandlung nie zu einer Methode bringt.

Schon auf der untersten Stufe war Leben und Anregung in dem lateinischen Unterricht. Die Schüler begannen mit dem Declinieren auch schon das Conjugieren und lernten an dem einfachsten Satze nachdenken über das Verhältniß seiner Worte zu einander, indem sie ihn construierten. Man hat sich dieser früher durchaus nicht allgemeinen Behandlung des Sprachunterrichts in neuerer Zeit in immer weiteren Kreisen zugewandt. Es wäre das eine erfreuliche Wahrnehmung, wenn nicht schon ein Blick in manche vielverbreitete Uebungsbücher lehrte, daß durch das Umgießen in ein besseres Gefäß der Stoff selbst doch nicht besser wird. Wem der Sprachunterricht nichts weiter ist, als das Erzielen von gewissen Sprachfertigkeiten, der geräth eben auch auf dieser neuen Bahn ebenso in das mechanische Einüben von Regeln hinein, wie er sich zuvor in dem mechanischen Einlernen von Wörtern und Wortformen bewegte. So

verstand man nun den Sprachunterricht bei Sct. Anna nicht. Die Ausbildung des Sprachgefühls und die allmähliche Entwickelung eines Sprachverständnisses, das sich des Unterschieds der Sprachen immer deutlicher bewußt wird, war hier erstes Ziel und letztes; die Herrschaft über die Sprache ergibt sich dann in dem Maße von selbst, in dem man dem Ziele nahe kommt. Schon der Anfänger war gehalten, den Satz, den er übersetzt hatte, frei vom Buche deutsch und lateinisch wiederzugeben, und eine Aenderung, die der Lehrer etwa in der einen Sprache vornahm, sofort auch in der andern vorzunehmen. Mit der zunehmenden Fähigkeit lernte er mehrere Sätze in freier Reproduction zusammenfassen, sie wieder in ihre Bestandtheile auflösen und sich ihres Baues bewußt werden. Daneben erweiterte sich die Kenntniß der Formenlehre; aber nie durfte der Unterricht weiter schreiten, ehe der Lehrer sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß die Sache von den Schülern auch richtig verstanden sei. So ergab es sich von selbst, daß schon leichtere Regeln der Syntaxis hereinflossen, während man noch mit der Formenlehre sich beschäftigte. Aber nicht jenes mechanische Einüben durch eine Anzahl von Beispielen aus einem Uebungsbuche, die von den Schülern ohne jede Geistesthätigkeit, wie im Schlafe, nach einander fortübersetzt zu werden pflegen, galt hier für Unterricht, sondern was vom Lehrer vorgelegt, was aus dem Uebungsbuche entnommen, was an der Tafel angeschrieben wurde, hatte alles den Zweck, daß der Schüler nachdenken lernte, wie ein richtiges Deutsch zu einem richtigen Latein wird. Was ein unverständiger Unterricht mühsam einpaukt und doch nicht zum Verständniß bringt, ergab sich da von selbst. Daß traditum est Homerum caecum fuisse, ebenso gut heißen kann: „es ist überliefert worden, daß Homer blind gewesen sei", als: „er sei blind gewesen", oder: „von Homer ist überliefert worden, daß er blind gewesen sei", oder: „Homer war, wie überliefert worden ist, —" oder „— nach der Ueberlieferung blind", — daraus machte man auch dem Anfänger keine mechanischen

Regeln, sondern es verstand sich für die Knaben, denen man es vom ersten Beginn an nie erließ, wiederzugeben, was sie gehört oder gelesen hatten, und zwar in beiden Sprachen, und nur sprachrichtig, und nur so, daß sie auch Rechenschaft darüber geben konnten, warum es so sein konnte oder mußte, ganz von selbst. Von der geisttödtenden Art, wie sie durch ein in Bayern hauptsächlich verbreitetes Uebungsbuch immer mehr sich einbürgert, die z. B. in § 78 den Genitivus qualitatis einübt, und nachdem etwa dreißig andere Regeln durchgenommen sind, in § 115 den Ablativus qualitatis; oder die in § 76 lehrt, daß bei memoria der Genitivus objectivus steht, und nach Einschaltung von einem halb Dutzend anderer Regeln in § 83, daß bei memor der nämliche Genitiv steht, und nach Einschaltung wieder einiger anderer in § 86, daß bei memini ebenfalls der Genitiv steht u. s. w., war keine Rede. So die Denkfähigkeit der Jugend abzustumpfen, hätte mein Vater für eine Sünde gehalten, und ein Lehrer, der es so getrieben hätte, wäre die längste Zeit am Sct. Anna-Gymnasium gewesen. Es ist mir öfter, auch von Lehrern, die nicht jene Wege der Abrichtung giengen, gesagt worden, die Arbeiten, welche den Augsburger Schülern auf der untersten Stufe gegeben würden, seien zu schwer. Sie mögen dem Fernerstehenden, der den Weg nicht kannte, auf dem man von selbst zu diesen Leistungen kam, so vorgekommen sein; aber vor einer Ueberlastung hütete man sich hier gerade ganz besonders. Ungesunde Treibhauspflanzen wollte man nicht ziehen. Es war nur ein natürliches Ergebniß der ganzen Methode, wenn Schüler etwa schon im zweiten Jahre mit derselben Leichtigkeit in indirecter Rede lateinisch niederschrieben, was ihnen in directer deutsch dictiert war, oder wenn sie sich sonst freier bewegen konnten, als andere, die rathlos dastehen, wo sie die anzuwendende „Regel noch nicht gehabt haben“.

Daß Lehrbücher, wie überhaupt im ganzen Unterricht, so auch in dem der alten Sprachen, nur eine untergeordnete Rolle

spielten, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Natürlich fehlten sie nicht; aber in der Auswahl war mein Vater, soweit den Anstalten in Bayern überhaupt noch ein Spielraum hierin gestattet ist, sehr sorgsam. Eine Grammatik, welche nur ein Conglomerat von Regeln ist, aber kein Sprachgebäude, — ein Vorwurf, der manche unter den jetzt verbreiteten trifft, — hätte er nicht brauchen können. Es ist zwar von Werth, daß der Schüler ein Buch in der Hand hat, in dem er so weit heimisch geworden ist, daß es ihm während der ganzen Schulzeit ein Rathgeber sein kann; aber die Hauptrolle spielte die gedruckte Grammatik auf keiner Stufe des Unterrichts. Es war vielmehr eine lebendige Grammatik von Beispielen, die der Schüler im Kopfe hatte. Sein praktischer Blick ließ meinen Vater daran festhalten, daß für den Knaben nicht das Abstracte, sondern das Concrete etwas taugt, weil es für ihn einen Reiz hat und faßbar ist. Er hielt daher von Anfang an darauf, daß Sätze eingeprägt wurden, an denen das im Unterricht Behandelte sich festklammern konnte, aber ebenso, daß diese Sätze auch einen passenden Inhalt hatten, der als ein locus memorialis auch für spätere Zeit, wo er vielleicht sich erweitern konnte, blieb. Diese Sammlung im Gedächtniß, auf die der Unterricht bei jeder Gelegenheit wieder zurückgieng, war das Gerüste, an dem sich der ganze übrige Bau erhob. Was in der einen Classe von Bausteinen gesammelt war, übernahm der nächste Lehrer und baute darauf weiter. Die Schüler hatten es zugleich in Hefte eingetragen; für die Lehrer bestand außerdem eine sehr praktische Einrichtung, welche die Conformität des Unterrichts erleichterte. Von den sämmtlichen in allen Classen während des Jahres gefertigten Probearbeiten wurde am Schlusse immer die eines bessern und eines schlechtern Schülers zur Aufbewahrung zusammengebunden. Ueber dreißig solcher Jahrgänge standen zuletzt den Lehrern zur Verfügung, um frühere und spätere Leistungen oder den Gang des Unterrichts in den einzelnen Classen zu vergleichen.



War der Unterricht so weit vorgeschritten, daß man zu der Lectüre der Classiker übergehen konnte, so wurde auch hier die nämliche Methode eingehalten, daß die fortwährende mündliche Reproduction, die in keinem Falle erlassen wurde, Rechenschaft darüber gab, ob der Inhalt des Gelesenen den Schülern in allen seinen Theilen klar, und ob sie im Stande waren, den Gedankengang in guter deutscher, aber den lateinischen oder griechischen Worten entsprechender Form wiederzugeben, und auch hier steigerten sich die Forderungen in fortschreitendem Grade. Von einem Schüler der vierten Lateinklasse z. B., in der man Xenophon und Cäsar las, verlangte man, daß er ein Kapitel des letzteren oder einen kürzeren Abschnitt des ersteren sofort nach der Lectüre in gewähltem, gutem Deutsch und dann ebenso in der alten Sprache wiedergeben konnte. Daß nichts zum sachlichen oder grammatischen Verständniß Nothwendiges unerörtert blieb, dafür suchte man ebenso schon bei dem Uebersetzen zu sorgen, wie dafür, daß nichts Unnöthiges das Verständniß trübte und den Genuß des Schriftstellers hinderte. Von jener thörichten Art, die unter der Erklärung des Schriftstellers die Benützung desselben zur Einübung der Grammatik oder zum Anbringen überflüssiger Gelehrsamkeit versteht, hielt man sich fern und suchte zu vermeiden, was nur einen Widerwillen gegen das Alterthum bei der Jugend zurückläßt, gewiß aber nie die Liebe zu ihm pflanzt. Dafür bestrebte man sich, die Schüler daran zu gewöhnen, selbst dem Schriftsteller nachzugehen, seinen Gedanken nachzudenken und seine Form nachzubilden und in sich aufzunehmen.

Was die Schüler aus der Lectüre gewonnen hatten, konnten sie in den regelmäßigen Schul- und Hausaufgaben auch verwerthen. Denn man hielt fest darauf, daß der stilistische Unterricht auch strenge an die Lectüre sich anschloß; wenn er ein richtiger ist, so ist er unlöslich mit ihr verbunden. Der Schatz, den sich aus ihr der Schüler selbst sammelt, ist es, von dem er zehren muß, nicht ein paar eingeprägte Phrasen und Rede-

wendungen. Man hielt daher darauf, daß die Lehrer auch die Entwürfe zu den Uebersetzungsaufgaben selbst ausarbeiteten und nach dem jeweiligen Bedürfniß und dem Stand der Classe einrichteten. Man sah das als unumgänglich nothwendig an, und mit Recht; das Gegentheil hätte man nur der Bequemlichkeit und Nachlässigkeit eines Lehrers zugeschrieben.

Je höher die Classen wurden, um so rüstiger konnte man auf der allen Schülern längst vertrauten Bahn vorschreiten. Weil sie gewöhnt waren, alles zu reproducieren, fiel es ihnen nicht schwer, auch größere Abschnitte zu überschauen, ihre Gliederung zu erkennen und ohne wesentliche Lücken wiederzugeben. Und weil durch die gleichmäßige Berücksichtigung beider Sprachen auch das nothwendige sprachliche Rüstzeug gewonnen war, um über die Form Herr zu werden, so konnte die Lectüre einen weitern Umfang haben, als es außerdem möglich wird. In meinen eigenen Schuljahren habe ich z. B. in den beiden obersten Classen fünf Tragödien des Euripides und Sophocles, die Rede des Demosthenes über den Kranz (in der dritten Gymnasialklasse, wo dieser Schriftsteller jetzt nicht mehr erlaubt ist), Plato's Apologie, Crito und Phädo, die Rede Cicero's für den Sestius (die der catilinarischen Reden war schon vorausgegangen), seine Bücher über die Pflichten und eines der tusculanischen Untersuchungen, Tacitus' Germania, Agricola und mehrere Bücher der Annalen, Horaz's Oden, Episteln und Satiren, soweit sie für die Schule geeignet sind, kennen gelernt, und die Homerlectüre, die in allen vier Gymnasialclassen besonders gepflegt wurde, konnte so weit vorschreiten, das wir die Ilias ganz, die Odyssee wenigstens zur Hälfte gelesen hatten. Und zwar stand das nicht etwa bloß in den Katalogen, die vielmehr bei Sct. Anna immer sehr bescheiden aussahen, war auch nicht etwa „controlierte Privatlectüre", sondern es wurde, mit Ausnahme von ein paar Gesängen des Homer, die der Privatlectüre überlassen waren, und höchstens etwa des Schlusses der zuletzt gelesenen Stücke bei dem einen oder andern Schriftsteller, wenn

das zu Ende gehende Schuljahr die Vollendung nicht mehr ganz gestattete, alles in der Classe gelesen, und daß dies nicht oberflächlich geschah, dafür bürgt der Name der Claßlehrer; denn die dritte Gymnasialclasse hatte mein Vater selbst, die vierte unser pflichteifriger Professor Schmidt. In jeder dieser Classen wurde je ein Schriftsteller lateinisch erklärt, und zwar sprach in der dritten der Lehrer immer lateinisch, den Schülern verargte man es nicht, wenn sie deutsch antworteten, in der vierten waren auch sie gehalten, lateinisch zu sprechen. Jeder Schüler könnte zu dieser Claßlectüre noch ein Stück Privatlectüre, die bei uns eine freiwillige und darum eine wirkliche war, auf das Verzeichniß setzen. Aber davon machte man nicht viel Wesens; denn es galt auch hier der Grundsatz: „Die Sache, und nicht den Schein!"

In innigem Zusammenhange mit der Lectüre der Classiker stand auch der deutsche Unterricht. Ein Lehrbuch der Stilistik oder sonst ein Hilfsbuch ist dabei nie gebraucht worden und hätte auch keinen Zweck gehabt; denn jene Lehrer, die sich einen Unterricht nicht anders denken können, als nach Regeln und Paragraphen zugeschnitten, gab es bei Sct. Anna glücklicher Weise nicht; sie hätten hier auch mit ihrer unfruchtbaren Weisheit kein Glück gehabt. Wo der Unterricht nicht Leben ist, da ist er nichts werth, sondern nur Zeitvergeudung. Größeren Werth kann man an einer Anstalt auf den deutschen Unterricht nicht wohl legen, als es bei Sct. Anna geschah; nirgends aber würde er dem Fernerstehenden regelloser erschienen sein; und doch war er gerade hier geregelter von unten auf bis oben, als irgendwo. Schon von der untersten Stufe an war die Bildung der mündlichen und schriftlichen Rede der Hauptgesichtspunkt, nicht etwa grammatische Kenntnisse und mechanische Uebungen nach eingelernten Mustern. Wie bei den alten Sprachen, so war es auch hier die freie Reproduction, auf die der Nachdruck gelegt wurde. Ueberall schloß sich der Unterricht an einen Lesestoff an. Schon das Lesen mußte zeigen, ob der Inhalt

mit dem Geiste durchdrungen war. Dann folgte das nie erlassene freie Wiedergeben, und ohne daß das Buch weiter benützt wurde, schlossen sich grammatische und logische Uebungen an; erstere nicht über das unumgänglich nothwendige Maß hinaus; letztere darauf abzielend, den ganzen Gedankengang auch zum Bewußtsein zu bringen. Denn mein Vater gieng von dem gewiß richtigen, aber leider so vielfach verkannten Gesichtspunkte aus, daß „auch schon auf der untersten Stufe der Lateinschule eine Einsicht in die künstlerische Composition eines Stückes verschafft und die ästhetische Bildung angestrebt, der Sinn für das Schöne in der Form gepflegt werden soll und kann", wie er in einer mir vorliegenden Instruction für die Lehrer einer isolierten Lateinschule es ausdrückt. Wen es befremdet, hier Gesichtspunkte betont zu sehen, die ihm bisher nur in Lehrbüchern für die obern Classen aufgestoßen sind, dem möge eben dieses sein eigenes Befremden zum Beweise dienen, daß der Unterricht bei Sct. Anna einheitlicher gestaltet war, als man sonst es findet. Daß man irgendwie über das Maß der Kraft und Fähigkeit einer Altersstufe hinausgegangen wäre, den Schluß aber möge er nicht daraus ziehen. Denn man kann für das Schöne auch an dem einfachsten, faßlichsten Stoff schon die Augen öffnen. Wie die mündliche Rede, so wurde die schriftliche auf das Sorgfältigste und Fleißigste gepflegt, aber nie in dem Geiste mechanischer Abrichtung, die etwa nach Art der lateinischen Formenlehre oder Syntaxis eine deutsche einüben will und mit dem Verständniß auch das Wohlgefallen an der Muttersprache erstickt, oder die an der Hand eines Lehrbuchs oder einer Aufgabensammlung der Reihe nach Erzählungen, Briefe, Schilderungen, Betrachtungen, Charakteristiken u. s. w. abfassen läßt, oder die etwas erreicht zu haben glaubt, wenn sie die Worte eines Gedichtes durch Umstellung in Prosa verwandeln läßt. Der Unterricht wuchs vielmehr auch hier aus dem Gesammtunterricht heraus. In der erwähnten Instruction ist den Lehrern neben der Warnung, nie über die Fassungskraft und den

Horizont der Jugend hinauszugehen, besonders eingeschärft, daß „durch die schriftlichen deutschen Arbeiten der Schüler eine Veranlassung bekommen muß, das, was er in dem Unterricht der verschiedenen Fächer gelernt hat, unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenzufassen.“

In den Gymnasialclassen war der deutsche Unterricht innig mit der Lectüre der Classiker verwoben. Sie lieferte den Stoff zu den schriftlichen Aufgaben, welche hier seinen Mittelpunkt bildeten. Denn an ihre Besprechung lehnte sich der Unterricht hauptsächlich an, nicht an Lehrbücher. Man ließ es nicht bei der schriftlichen Correctur, auf die übrigens eine sehr große Sorgfalt verwendet wurde, beruhen; sondern die Hefte aller Schüler giengen dem Lehrer in der Classe noch einmal durch die Hand, und die Mängel der einzelnen Aufsätze boten die Gelegenheit zur Belehrung. Das, was man leider vielfach deutschen Aufsatz heißt, ein seichtes Gerede, aus einigen Phrasen zusammengewebt und angeschmiegt an eine Disposition, die entweder den Schülern an die Hand gegeben wird, oder die sie nach eingeübten Mustern sich selbst zusammenstoppeln, fand hier keine Statt. Schon in der Wahl der Themata war man sehr behutsam. Solche Stoffe, die zu einem oberflächlichen Moralisieren oder einem überstiegenen, unreifen Philosophieren veranlassen, oder die zu unwahren und heuchlerischen Herzensergüssen verleiten, vermied man sorgfältigst. Als die Einrichtung getroffen wurde, — sie besteht erst seit 1854, — daß die Arbeiten der Maturitätsprüfung für das ganze Land gleichmäßig von dem Ministerium gegeben werden, und eines der ersten deutschen Themata lautete: „Ueber die Bescheidenheit“, sprach mein Vater in einem Briefe an den damaligen Minister rückhaltslos und offen seine Unzufriedenheit über eine solche Wahl und die schweren Bedenken, die er dagegen hatte, aus. ‚Reflexionen über ein solches Thema wird nur der machen, dem die Sache selbst nur auf den Lippen, aber nicht im Herzen sitzt; der edleren Natur wird Scham und Unwille das Wort hemmen; er wird es demjenigen

gerne überlassen, bei dem, wie bei jenem alten Philosophen, aus den Löchern des Mantels die Eitelkeit herausschaut. Einer Erziehung aber, deren innerstes Wesen es ist, jene kostbare Tugend wirklich in das Herz einzupflanzen, muß es widerstreben, sie als prunkendes Schaustück von den Schülern feiern zu lassen. Und so dachte man über alle andere derartigen Paradestücke.

Was der Unterricht selbst an die Hand gibt, das ist der rechte Stoff für Schüler. Es spricht ein Lehrer selbst das Todesurtheil über seinen Unterricht, wenn ihm daraus nicht jederzeit Stoff in Hülle und Fülle für die deutsche Stunde zur Verfügung steht. „Der deutsche Aufsatz sei ihm der Prüfstein, was die ganze Gymnasialbildung für ein Resultat gehabt habe,“ pflegte mein Vater zu sagen, wenn von der Absolutorialprüfung die Rede war. Und er drückte damit seine ganze Anschauung vom deutschen Unterricht aus. Das Erfassen und Verarbeiten des gebotenen Inhalts, sein Wiederaufleben in eigener Reproduction, die Bildung des Geschmackes an ihm und durch ihn, die Anregung zu eigener Geistesthätigkeit, die Erfüllung mit hohen Idealen, die Begeisterung für sie, das war das Ziel bei allem, was man trieb; — hier ist dir nun ein Stoff gegeben, Schüler, und ein Standpunkt bezeichnet, von dem aus du ihn ansehen und darstellen sollst; nun zeige, was du gewonnen hast! Gib einen Beweis, daß du klar aufgefaßt hast, daß du richtig denken, gut und schön deine Gedanken vortragen kannst, daß die Classiker nach Inhalt und Form dir Lehrmeister geworden sind! So sah man den deutschen Aufsatz an.

Was sonst noch im deutschen Unterricht zu behandeln ist, wie Literaturgeschichte, altdeutsche Grammatik u. drgl., waren nicht besonders ausgeschiedene Theile desselben. Letztere insbesondere fand keine weitere Berücksichtigung, als die Lectüre des Nibelungenlieds, das in der dritten Gymnasialclasse gelesen zu werden pflegte, unbedingt erfordert. Denn für ein eigentliches, sachgemäßes Betreiben des Altdeutschen hat ja das Gymnasium keinen Raum, und vor jeder Schein- und Halbwisserei,

die mit ein paar dürftigen, aufgefangenen Kenntnissen den Dünkel in sich nährt, sie könne jetzt etwas, wollte mein Vater seine Schüler behüten. War es nicht möglich, ihnen ein gründliches Verständniß zu geben, so sollten sie sich auch nicht einbilden, sie wüßten etwas; es wäre das ganz gegen seine Grundanschauung von der Erziehung gegangen. Die Literaturgeschichte aber schloß sich innig an die allgemeine Geschichte an, oder bildete vielmehr einen Bestandtheil derselben; besondere Stunden des deutschen Unterrichts ihr zuzuweisen, fand mein Vater nicht für nöthig. Dagegen ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, wo er auf das Wissenswürdige hinweisen, ganze Richtungen oder ihre einzelnen Vertreter charakterisieren, Einzelnes herausheben und besonders behandeln konnte. In dem allgemeinen Geschichtsunterricht bekam das alles seinen Zusammenhang und seine richtige Stelle; jener aber auch seinen richtigen Hintergrund und seine nothwendige Ergänzung. Wo er konnte, ermöglichte er auch die Lectüre von solchen Literaturproducten, auf welche die Jugend sonst nicht aufmerksam wird, und von Zeit zu Zeit führte er seine Schüler auf die Stadtbibliothek und zeigte ihnen auch ihre Schätze aus alter und neuer Zeit. Sie bekamen dadurch einen bessern Einblick in die Literatur, als aus einem dürftigen Leitfaden. Ueberhaupt suchte er ihnen auch Bücherkenntniß zu geben, und was ihm zu Gebote stand, vorzuzeigen. Die Privatlectüre anregender literaturgeschichtlicher Werke suchte er zu befördern; daß jeder mit den deutschen Classikern möglichst genaue Bekanntschaft machte, setzte er ohnedies voraus. Doch suchte er die Jugend zurückzuhalten von einem planlosen Lesen und warnte nicht nur vor solchen Autoren, die entweder für ihr Alter noch nicht paßten, oder auch in der Meinung des großen Publicums einen bessern Namen haben, als sie verdienen, sondern untersagte sie auch. Manches nahm er da den Schülern aus der Hand, was andere Pädagogen, die auch nicht ohne Einsicht sind, ihnen gestatten. Doch war das nicht Engherzigkeit; sondern er wollte ihnen nur gesunde Nahrung

geben für Geist und Gemüth und sie nicht zu früh an die zweifelhafte lassen, die sie verderben konnte. Selbst die für einen erstarkten und ausgebildeten Organismus stärkende kann ja für den noch in der Ausbildung begriffenen schädlich, unter Umständen sogar tödliches Gift sein.

Ich muß noch auf eine Seite des deutschen Unterrichts kommen. Ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit, daß Freunde, die von andern Schulen gekommen waren, und die es befremdete, daß die Augsburger mit manchem aus der Logik und Rhetorik vom Gymnasium her schon bekannt waren, was jene nun erst aus den Vorlesungen erfuhren, deshalb bei ihnen einen besonderen Unterricht, den sie genossen hätten, voraussetzten. Aber auch das war nur das Ergebniß der Art, wie man uns überhaupt unterrichtete. Das eingehende Besprechen der Arbeiten gab zu so mancherlei Bemerkungen Anlaß, die, durch das Bedürfniß des Einzelnen, welcher Belehrung brauchte, hervorgerufen, sich zum Unterricht für alle erweiterten. Und da der Unterricht in allen Fächern in so innigem Zusammenhange stand, und man uns auch die Classiker nicht durch einseitige grammatische Behandlung verkümmerte, so kam auch hier manches zur Besprechung, worauf wir entweder selbst aufmerksam geworden waren, oder wozu wir hingeführt wurden. Was man neuerdings auf den bayrischen Anstalten durch die Einfügung einer besondern philosophischen Propädeutik in das Pensum der obersten Classe zu erreichen sucht, das fiel hier als reife Frucht des Ganzen größtentheils von selber zu.

Daß mein Vater kein Anhänger des Fachlehrersystems war, brauche ich nach dem Gesagten kaum mehr hinzuzufügen. Es ist nicht meine Absicht, die Gründe für und wider jenes hier abzuwägen; mein Vater hat sich ihre gewissenhafte Prüfung nicht erspart; aber diejenigen, die zu Ungunsten desselben sprechen, schienen ihm die gewichtigsten. Denn seine Anschauung vom Unterricht lief auf eine erziehende Thätigkeit an dem ganzen Menschen hinaus. Das war ihm der maßgebende Gesichts=

punkt, nicht die möglichste Ausbildung in den einzelnen Fächern, die vielleicht gerade durch ihre Vertheilung an verschiedene Lehrer eine ganz ungleichmäßige wird und Schaden leidet. Denn höher als die einzelnen Theile stand ihm immer und überall das Ganze. Man braucht, um das Fachlehrersystem zu vertheidigen, gerade noch nicht den niedrigen Gesichtspunkt derer zu theilen, welche den Unterricht ungefähr wie eine Fabrikindustrie beurtheilen, in der jeder dasjenige Stück zur Bearbeitung erhält, welches er am besten zu fertigen versteht, damit man dann das Ganze aus möglichst gut gearbeiteten Theilen zusammensetzen kann. Aber auch diejenigen, welche es von einem höhern Gesichtspunkt aus empfehlen, können gefährliche Klippen nicht ganz vermeiden, an welchen man, auch wenn einem der vollständige Schiffbruch erspart bleibt, nie ganz ungeschädigt vorbeikommt: das Gleichgewicht und die Harmonie des Unterrichts ist und bleibt dadurch gestört. Der Lehrer, welcher mit der meisten Energie die Kraft des Schülers packt, dem gehört sie, auch wenn sein Fach vielleicht das untergeordnetere ist. Und wer verhütet, daß nicht vielleicht von mehreren Seiten zugleich solche Anforderungen an den Schüler gemacht werden, daß seine Kraft ihnen nicht gewachsen ist, und die Sehne des fortwährend überspannten Bogens erschlafft? Der Claßlehrer aber kann, was dem Fachlehrer nicht möglich ist, die Kraft in dem einen Fache schonen, wenn er sie in dem andern anspannen muß, und er kann eine Wechselwirkung herstellen, wobei ein Fach dem andern dient. In meines Vaters ganzer Anschauung nun war der pädagogische Gesichtspunkt überall der erste, der didaktische erst der zweite; und das bestimmte seine Stellung zu der Frage. Nicht daß man nach einem Jahre mehr lateinische, mehr griechische, mehr geschichtliche, mehr mathematische, mehr Kenntnisse in der Literatur u. s. w. habe, sah er als Ziel an, sondern daß durch dieses alles ein besserer, edlerer, geistig und sittlich geförderterer Mensch aus der Classe herauskomme, als hineingekommen war. Er wurde schon unwillig, wenn er überhaupt nur von der Auf=

fassung des Unterrichts, welche in unserer Zeit leider immer mehr die tonangebende wird, hörte, als könnte im Gymnasialunterricht ein einzelnes Fach losgeschält werden vom Ganzen. Das war ihm so undenkbar, als daß ein Zweig blühen und Früchte tragen kann ohne seinen natürlichen Zusammenhang mit dem Baum. Daher kam auch seine gründliche Abneigung gegen das viele Reden über die beste Behandlung, Abgrenzung und Vertheilung des Unterrichtsstoffes in jedem Fache, wovon jetzt die Versammlungen und Vereine widerhallen, und die Zeitschriften voll sind, sowie über jene zahllosen Detailbestimmungen, deren dringende Empfehlung zur allgemeinen Nachahmung an jene glücklich überwundene Geschmacksrichtung erinnert, welche die Bäume nur schön fand, wenn ihnen die Scheere gleiche Gestalt gab. Man hat die Natur von jener Zwangsgestalt, die man ihr einst auferlegt hat, wieder befreit und hat erkannt, daß sie selbst die schönsten und vollkommensten Formen schafft, wenn man sie walten läßt; wird man auch in unseren Schulen den Weg wieder zurück finden von jener jetzt immer mehr gepriesenen gleichförmigen Abrichtung zu der Erziehung von Menschen und Individualitäten, von dem man in der Gegenwart immer weiter abirrt? Ist ja in neuster Zeit nicht einmal die Privatlectüre der Schüler mehr sicher vor diesem allgemeinen Zuschnitt. Schon verhandelt man in Directorenconferenzen, Lehrerversammlungen und Zeitschriften darüber; wie lange wird es also wohl noch dauern, bis selbst hier allgemein bindende Vorschriften ihre lähmende Wirkung üben?

Wer dagegen das Heil der Schulen da sucht, wo es allein zu finden ist, in der persönlichen Wirksamkeit begeisterter Lehrer, denen ihr Beruf ein Herzensanliegen, nicht aber bloß ein Geschäft oder gar nur „die Kuh ist, die sie mit Butter versorgt", der wird auch vor allem darauf bedacht sein, daß ihre Persönlichkeit sich auch voll und ganz geltend machen und von allen Seiten auf die ihnen anvertraute Jugend anregend, belehrend, begeisternd, veredelnd einwirken kann. Was er selbst als Rector für die

ganze Anstalt sein wollte, das sollte daher nach der Ansicht meines Vaters auch der Claßlehrer in dem engeren Kreise seiner Classe sein können. Nun kann man allerdings nicht voraussetzen, daß jeder Lehrer jedem Unterrichtsfach gleich gewachsen ist, und einzelne Fächer, wie die Mathematik, scheiden sich ja schon von selbst aus und verlangen einen besonderen Lehrer. Mein Vater, der nirgends als Doctrinär unfruchtbare Theorien zur Wirklichkeit machen wollte, verschloß sein Auge auch keineswegs dagegen, daß z. B. der Fall eintreten kann, daß ein Lehrer, der dem Geschichtsunterricht nicht gewachsen ist, mit einem andern Lehrer tauschen muß. Aber er würde eine solche Nothwendigkeit nur als einen Nothstand angesehen und bedauert haben. Ihm galt das Umgekehrte als Regel, dieses nur als Ausnahme. Gerade auf den Geschichtsunterricht legte er einen großen Nachdruck, und einen humanistischen Lehrer, der ihn nicht ertheilen kann, sah er als nur einseitig ausgebildet an. Das Alterthum zumal, — wer kann es verstehen, der in der alten Geschichte nicht zu Hause ist? Ihm selbst aber war auch die mittlere und neuere Geschichte ein durch fortwährendes Studium lieb gewordenes und vertrautes Gebiet. Einzelne Perioden, in denen er sich mit Vorliebe umsah, waren ihm so bekannt, daß ihm auch alle Einzelnheiten stets gegenwärtig waren, in keiner aber war er fremd. Bis in das Alter suchte er sich in der historischen Literatur immer auf dem Laufenden zu erhalten, und es fiel ihm nicht schwer, als nach Sybel's Abgang von München in der philologischen Prüfungscommission dieses Fach ersetzt werden mußte, weil für jenen noch keine neue Berufung erfolgt war, als Examinator in die Lücke einzutreten, obwohl ihm erst bei seiner Ankunft in München davon Mittheilung gemacht worden war.

Kein Wunder, daß ihm die Geschichte auch im Gymnasialunterricht nicht die letzte Stelle einnahm. Aber vor dem Geschichtsunterricht, wie er ihn an manchen andern Anstalten ertheilt sah, — glücklicher Weise drang diese Anschauung auf die

protestantischen nie ein, — daß ein Lehrbuch der Geschichte auswendig gelernt und abgefragt wurde, schauderte er zurück. Leider schien das Uebel unausrottbar; denn auch bei dem philologischen Examen blieb ihm die schmerzliche Wahrnehmung nicht erspart, daß es nicht wenige gab, die auch auf der Universität nicht über diese Art von Geschichtsstudium hinausgekommen waren. Er hielt mit seiner Entrüstung über dieses Unwesen nie zurück und hat es dagegen mit großer Freude begrüßt, als mit der Errichtung des historischen Seminars in München auch für eine tüchtige Ausbildung künftiger Geschichtslehrer gesorgt wurde. An seiner Anstalt war er aber von Anfang an bestrebt gewesen, den Geschichtsunterricht auch wirklich fruchtbar zu machen.

Die eingehaltene Methode war auch hier die des freien Vortrags durch den Lehrer und der freien Reproduction durch die Schüler. Eine halbe Stunde wurde zur Repetition des Pensums der vorigen Stunde verwendet; an die Wahrnehmungen, die der Lehrer da machte, knüpfte er an, berichtigend, ergänzend, weiterbauend. In den untern Classen sah man nicht auf Vollständigkeit, sondern darauf, daß die Personen und Ereignisse, die das Gemüth des Knaben ergreifen, seinen Geist erheben und die Bewunderung des Guten und Schönen, den Abscheu vor dem Bösen und Gemeinen wecken, in fesselnder Weise und in passender Auswahl vorgeführt wurden. So wurde in der dritten Lateinclasse die griechische und römische Geschichte, in der vierten die deutsche vor der Reformation behandelt. Zusammenhängender Geschichtsunterricht begann erst in den Gymnasialclassen. Man ließ keine Gelegenheit unbenützt, ihn mit den übrigen Fächern in Verbindung zu setzen und zu erhalten. Die fortwährende Reproduction in der Geschichtsstunde diente ebenso sehr der Uebung des freien Vortrags, wie umgekehrt der deutsche Unterricht des gewonnenen Stoffes für die schriftlichen Arbeiten sich bediente. Bei den geschichtlichen Probearbeiten sah es mein Vater nicht gerne, wenn sie nur Fragen nach Einzelnheiten stellten; er selbst richtete die seinigen immer so ein, daß die

Schüler zeigen konnten, ob sie eine Anschauung vom Ganzen gewonnen hatten, größere Abschnitte überschauen und das Wesentliche herausheben konnten. Denn wenn auch der Geschichtsunterricht immer auf ein gewisses Maß dem Gedächtniß einzuprägender Kenntnisse sich stützen muß, zur reinen Gedächtnißsache durfte er ihm doch nie heruntersinken. Das nur in dem Gedächtniß Haftende ist, wenn es verloren wird, unwiederbringlich verloren; was mit dem Verstande aufgefaßt ist, bleibt nicht nur fester, sondern es läßt sich auch die Lücke, die etwa entsteht, durch Combination wieder ergänzen.

Höher aber noch stand ihm das ethische Moment im Geschichtsunterricht. Er gab sich Mühe, so gewissenhaft, gerecht und unparteiisch, als nur möglich, vorzutragen; schon sein wissenschaftliches Gewissen hätte ihm jede tendenziöse Darstellung untersagt. Aber von einem farblosen Geschichtsunterricht war deswegen keine Rede. Es ist ein großer Irrthum, in den sich aber mancher gerne einwiegt, daß es eine Geschichte gebe, die von jeder Befangenheit frei sei, weil sie nur die Thatsachen reden lasse. Diese Thatsachen sieht sich eben jeder mit seinen Augen an; er kann sich selbst keine anderen einsetzen, so wenig als er aus seiner Haut herauskann. Und er kann sie sich nicht ansehen außer von dem bestimmten Standpunkte aus, auf den er sich gestellt hat; — und auf irgend einem muß er stehen; — wenn er darum, was er sieht, auch noch so gewissenhaft wiedergibt, er sieht und gibt es eben immer nur so wieder, wie es ihm erscheint. Und daraus ergibt sich, daß, wer die Reformation für ein Werk menschlicher Leidenschaft ansieht, wie der Katholik, nothwendig eine andere Anschauung von der Geschichte und ihren Thatsachen haben muß, als derjenige, welcher sie als eine Folge innerer geschichtlicher Nothwendigkeit, das Brechen der Fesseln Roms als eine Wohlthat für das deutsche Volk und die ganze Menschheit ansieht, wie der Protestant. Und zwar gilt das nicht bloß von der Geschichte, welche auf die Reformation folgte, sondern auch von der, die ihr vorausgieng, weil die Reforma-

tion das Resultat der letzteren ist. Das Urtheil über einen Gregor VII., Innocenz III., Bonifacius VIII., über das große Ringen der Kaisermacht mit der päpstlichen, oder über die Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts wird bei Katholiken und Protestanten ein ebenso verschiedenes sein, wie das Urtheil über Luther, die Jesuiten und ihr Werk, die Gegenreformation, und die daraus hervorgewachsenen Schrecken des dreißigjährigen Kriegs, durch den der Riß, der heute noch unser Vaterland in zwei kämpfende Lager spaltet, zum unheilbaren geworden ist.

Der Zwiespalt des religiösen Bekenntnisses ist nun einmal da; die Augen dagegen verschließen, das beseitigt ihn nicht; das Recht des andern nicht achten, das verschärft ihn nur. Mein Vater war Protestant im innersten Herzen; er machte nie ein Hehl daraus; sein Geschichtsunterricht war daher auch ein protestantischer durch und durch, wie die evangelische Freiheit der Grundton seiner Pädagogik war. Und trotzdem hat sich nie ein Katholik, der in seinem Unterricht gesessen ist, zu beklagen gehabt, daß er ein gehässiges oder verletzendes Wort gehört hätte. Die größte Errungenschaft, welche die Reformation der Welt erobert hat, ist die Freiheit der Gewissen. Je mehr die Begeisterung für dieses hohe Gut flammt, die sich dessen freut, was damit dem eigenen Herzen wieder errungen ist, um so wahrer und reiner wird auch der Wunsch sein, daß auch der Andersdenkende frei in seinem Herzen und Gewissen sei. Wer diesen Sinn nicht theilt, der verleugnet den Boden der Reformation, auch wenn er sich einen Protestanten heißt. Dieser echt protestantische Gesichtspunkt gab dem Geschichtsunterricht meines Vaters seine Farbe und seine Weihe. Es war nicht der mattherzige, der, wie es in manchem für Katholiken und Protestanten gleich brauchbar sein sollenden Geschichtslehrbuch der Fall ist, zwar überall zu verdecken sucht, aber doch nur unter trügerischer Asche den glimmenden Brand birgt. Er wollte nicht farblos, sondern er wollte protestantisch sein; und darum haben ihm auch Katholiken ohne Mißtrauen und mit Theilnahme an=

gewohnt. Es lag in meines Vaters ganzem Wesen, daß er nichts thun konnte, wenn nicht sein ganzes Herz dabei war, und so fühlte man auch seinem Geschichtsvortrag an, daß er aus dem innersten Herzen quoll. Daß darum auch in diesem Fache das Lehrbuch, auch wenn ein solches eingeführt war, so gut wie nicht vorhanden war, brauche ich kaum beizufügen; man merkte auch in den übrigen Classen kaum etwas von einem solchen. Doch pflegte er in früherer Zeit seinen Breyer mit in den Unterricht zu nehmen, in den er sich seit seiner ersten Zeit Notizen gemacht und zahlreiche Blätter eingelegt hatte. Selten jedoch zog er sie zu Rathe, etwa wenn er einmal sich versichern wollte, daß seinem Vortrage nichts entgangen sei, was er zu berücksichtigen pflegte, oder um rasch einen Ueberblick über den Stoff zu gewinnen, den er sich dann zum freien Vortrage im Geiste gruppierte. Er hielt auch sonst etwas auf dieses nun leider längst beseitigte Lehrbuch, dem er nur eine neue Auflage wünschte. Sein eigenes Handexemplar davon ist ebenso sehr ein Beweis seines fleißigen Studiums, wie des Lehrgeschicks, mit dem er sich das für den Unterricht Nothwendige zurechtzulegen verstand. Später verzichtete er auch auf diesen Anhaltspunkt bei seinem Unterricht und trug ganz frei vor; jedoch niemals, ohne daß die gewissenhafteste Vorbereitung für jede einzelne Unterrichtsstunde vorangegangen wäre, für die er es sich meistens viel längere Zeit kosten ließ, als ihn der Unterricht selbst in Anspruch nahm.

Diese Grundzüge mögen genügen, um anzudeuten, welches das Ziel, der Gang und der Geist des Unterrichts war. Mir sind bei dem Niederschreiben hauptsächlich die Zustände meiner eigenen Schulzejt, die in die Jahre 1842 bis 1850 fiel, vorgeschwebt; es war die Zeit der vollen Kraft meines Vaters. Wer seine Ansichten weiter begründet sehen will, findet seine eigene Darstellung der eingehaltenen Unterrichtsweise in dem Gymnasialprogramm von 1867.*) So eigenartig ausgeprägte

*) Ueb. d. Unterricht an der St.-Anst. bei Sct. Anna in den letzten 25 Jahren.

Anstalten sind in der Gegenwart, wo man alles Heil von dem Buchstaben des Schulplanes erwartet, nicht mehr möglich. Man thut darum nichts Ueberflüssiges, wenn man aus der Periode der Schulregulative und Uniformitätsbestrebungen auch wieder einmal den Blick rückwärts lenkt in jene Zeit unseres Schulwesens, wo ein Lehrer noch Lehrer sein, und eine Anstalt sich noch selbständig gestalten durfte.

6.

Die Reife der Saat.

Wir kehren aus der Schulstube zurück in das, ich weiß nicht, soll ich sagen, Studier- oder Rectoratszimmer meines Vaters. Denn beides war eines, seit er die Rectoratswohnung im Sct. Annahofe bezogen hatte, als hätte auch der gewöhnliche Aufenthaltsraum ein Abbild seines Wesens sein sollen, in dem sich Amt und wissenschaftliches Studium ebenso innig durchdrangen, als Beruf und persönliches Leben eines waren. Stunden, in denen mein Vater nicht dem Berufe gehörte, gab es eigentlich nicht. Aus ihm trug er seine Sorgen in die wenigen Pausen, die er sich selber gönnte, und die Auffrischung, welche er sich im Familienkreise holte, wo ihm die hingebende Sorge unserer Mutter seine schwere Bürde zu erleichtern suchte, war nur ein kurzes Kräftesammeln zu erneuter Anstrengung. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gieng diese unausgesetzt fort, und es blieb ihm zu Zeiten kaum eine Viertelstunde für das Mittagessen und die kurze Pause darnach, in der er auf dem Sopha ruhte und die Zeitung las.

Aber der Erfolg war auch sichtbar und bald weiteren Kreisen bemerkbar. Noch nicht drei Jahre waren seit seinem Rectoratsantritt verstrichen, da bekam er einen wohlthuenden Beweis davon. Die Universität Erlangen feierte ihr hundertjähriges Jubiläum. Zu Reisen, selbst zu kleinen, hatte bisher die beengte äußere Lage die Mittel nicht geboten. Nicht einmal

seine Geschwister, von denen der nächstälteste Bruder jetzt als Architekt in Fürstlich Taxis'schem Dienste in Regensburg lebte, die einzige Schwester in Nürnberg verheiratet war, hatte er besuchen können. Höchstens ein kurzes Wiedersehen der Mutter in Wassertrüdingen, wohin er dann zu Fuße wanderte, war ihm hie und da vergönnt. Aber nach Erlangen gestattete er sich den Aufwand einer Reise; dort hätte er nicht fehlen dürfen. Es hatte überdies dort ein anderer Bruder als Maurermeister sich niedergelassen, den er nach langer Trennung nun wieder sehen konnte. Es waren Freunde, die er seit der Erlanger Zeit erst gewonnen hatte, welche mit ihm in die Universitätsstadt reisten, sein College Schmidt, Pfarrer Krauß und Bomhard. Zu ihnen gesellte sich der Genosse der fröhlichen Universitätszeit, Dr. Hertel, der noch einmal den Studiengenossen als M. Reimlein sich vorstellte, mit einer prächtigen Festgabe: „Unser Erlangen". Das war das rechte Wort; nicht Erlangen, „unser Erlangen" war es, was auch meinen Vater wieder hingezogen hatte. Hier sah er sie wieder, die Freunde seiner Studentenzeit; mit Stolz sah er sie wieder; denn die Jugendsaat war aufgegangen; und nicht bloß in ehrenvollen Aemtern standen sie; nein, Ehre hatten sie dem Vaterland und dem Berufe gemacht, dem sie sich gewidmet hatten; die begeisterten Jünglinge waren treffliche Männer geworden, und mancher war auch darunter, der sich kräftiger und bedeutender entwickelt hatte, als sich einst erwarten ließ. „Gib mir die Hand", rief ihm einer entgegen, „ich bin nicht mehr der Alte; seitdem habe auch ich etwas gelernt." Mit Freude hat mein Vater noch nach einer Reihe von Jahren von dieser Begegnung erzählt; denn es war volle Wahrheit, was jener sprach; sein Name hat einen guten Klang gewonnen und behalten in weiteren Kreisen. Mehrere von den Freunden sah er in den Reihen der seitdem berufenen Professoren der Universität, neben Nägelsbach seinen Höfling; und von seinen eigenen Lehrern konnte er so manchen noch begrüßen; auf dem Höhepunkt seiner akademischen Wirksamkeit sah er Döderlein, unter dessen

ersten Zuhörern er einst gesessen war. Welche erhebenden Erinnerungen giengen an ihm vorüber in dem kleinen Stübchen in den „drei Husaren", das er einst bewohnt hatte, dann, als die alten Burschen sich wieder zusammenfanden in der „Oppelei", und insbesondere, als der engere Kreis der nächsten Freunde sich wieder vereinigt sah! Es waren vornehmlich sieben, die einst das Band brüderlicher Liebe umschlungen hatte; sie galten als der Kern der damaligen Burschenschaft und sahen sich jetzt vereint zum ersten Male alle wieder; es war leider auch die letzte Begegnung für den ganzen Kreis; einen oder zwei davon hat mein Vater überhaupt nie wieder im Leben gesehen. Hohe Freude war es für ihn, als auch Bomhard sich zu ihnen gesellte. Seine Universitätszeit war vor die Stiftung der Burschenschaft gefallen, und er hatte einer Landsmannschaft angehört. Jetzt aber fühlte er, daß das Leben, das auch das seinige war, in einem andern Kreise pulsierte, und auch die Freunde erkannten, daß der Freund meines Vaters zu ihnen gehörte.

Aber es wartete meines Vaters noch eine Ueberraschung, die ihm in der Seele wohlthat. Seine Lehrer hatten ihn auch nicht vergessen und ihm eine Anerkennung zugedacht. Er war unter den Ehrendoctoren, welche die philosophische Facultät bei dieser Gelegenheit ernannte. Alle andern Auszeichnungen, die er in seinem Leben erhielt, waren ihm von untergeordnetem Werthe, und er hat nicht viel Aufhebens davon gemacht; aber auf diese war er immer stolz, und besonders, weil sie von Erlangen kam. Ob indefessum laborem, quo difficillimo juventutis doctrina et exemplo instituendae muneri satisfacit, — diese Worte seines Diploms sprachen eine Wahrheit aus, die er von keiner andern Seite lieber hätte anerkannt wissen wollen, als von dieser.

Mit welchen ganz anderen Gefühlen konnte er diesmal Erlangen verlassen, als vor zwanzig Jahren, wo er, niedergedrückt von der verletzenden Behandlung, die er bei der Prüfungscommission in Würzburg hatte erfahren müssen, einer un-

gewissen Zukunft entgegengieng. Die Universität war es damals gewesen, die sich ihres beeinträchtigten Studenten annahm; die Universität war es auch jetzt, die ihm mit der ertheilten Auszeichnung neue, freudige Zuversicht mit auf den Weg seines weitern Wirkens gab. Doch brachten die nächsten Jahre manches Leid. Zunächst häusliches; zweimal sah er Söhne in schwerer Krankheit, dem Tode nahe; drei andere Kinder nahm ihm der Tod wirklich, zwei davon im zartesten Alter; das dritte, ein sanftes, unglückliches Kind, das, ohne blöde zu sein, nie reden und nie frei gehen lernte, war sieben Jahre der Eltern besondere Sorge gewesen. Im gleichen Jahre noch starb auch der jüngste Bruder unserer Mutter, der von unsern Eltern erzogen und jetzt eben im Begriffe war, sich seinen eigenen Hausstand zu gründen.

Aber auch im übrigen Leben stieg manche trübe Wolke auf. Es war die Zeit, wo das Abel'sche Regiment auf seinem Höhepunkt stand. Die Erinnerungen, die es in der protestantischen Bevölkerung Bayerns zurückgelassen hat, sind unerfreulich genug; besonders fühlbar machte es sich aber auf dem Gebiete der Schule. Es ist jetzt verurtheilt auch in dem Bewußtsein vorurtheilsfreier Katholiken, und nur mit Beschämung denkt man an jenen Zeitabschnitt zurück, wo eine solche Mißachtung der Gewissensfreiheit möglich war. Wer aber aus eigener Erfahrung oder aus den Mittheilungen derer, welche jenen Druck empfinden mußten, die Geschichte des damaligen bayrischen Schulwesens kennt, wird sich doppelt glücklich preisen, daß jene Zeiten hinter uns liegen, obwohl drei Jahrzehende noch nicht hingereicht haben, ihre Spuren vollständig zu vertilgen. Die leidenschaftslose Schrift, welche K. L. Roth bei seinem Weggehen aus Bayern über unser Schulwesen veröffentlichte, ist durch den einfachen Bericht der Thatsachen, die da allein sprechen, eine vernichtende Kritik des eingehaltenen Systems, und sie war noch dazu geschrieben, lange ehe die Sache ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Nicht jeder war, wie Roth, in der Lage, solchen Zuständen den

Rücken zu kehren; wie mußte es aber den Lehrern der protestantischen Anstalten zu Muthe sein, die zum Ausharren genöthigt waren! Zwar war mein Vater nicht der Mann dazu, sich in seinem bisherigen Streben irre machen zu lassen; er gehörte nicht unter diejenigen, die „sich beugen, wo die Gewalt sich regt“. Das Werk der Neubelebung seiner Anstalt schritt trotzdem kräftig vorwärts, wenn sich auch seiner Brust, wie mancher andern, schwere Seufzer entrangen über das, was über das Schulwesen und über die protestantische Kirche ergieng. Aber nun schlugen die Blitze auch in seinen nächsten Freundeskreis ein; das gieng ihm tief zu Herzen. Der ihm so innig verbundene Freund Redenbacher war seit mehreren Jahren Pfarrer in Sulzkirchen in der Oberpfalz. Als Verweser des Dekanats Pyrbaum, zu dem seine Pfarrei gehörte, hatte er sich in einer Synodalrede über jene das Gewissen der Protestanten so schwer verletzende Verordnung ausgesprochen, welche die protestantischen Soldaten zwang, bei Processionen das Knie zu beugen. Es folgte die Entfernung vom Amte und die Verurtheilung zu einjähriger Festungshaft. Zwar ließ König Ludwig I. ohne Redenbacher's Ansuchen Begnadigung eintreten, und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen suchte den freimüthigen Bekenner, dessen Proceß weithin Aufsehen gemacht hatte, durch die Verleihung einer Pfarrei in seinem Lande zu entschädigen. Aber ein richtiges Gefühl sagte der protestantischen Bevölkerung, daß in Redenbacher's Person das protestantische Gewissen verurtheilt worden sei. Wie schmerzlich mußte es erst diejenigen berühren, die sich nicht nur im Geiste mit dem muthigen Manne eins wußten, sondern ihm auch durch ihre persönlichen Beziehungen so nahe standen! Nicht ohne die ernsteste Prüfung, ob sein Vorgehen auch recht war, wagten die nächsten Freunde ein Urtheil darüber zu fällen. „Es will mir vorkommen“, schrieb Höfling auf die erste Kunde von Redenbacher's mannhaftem Auftreten an meinen Vater, „als dränge sich Redenbacher zum Martyrium hin.“ Daß er in den Worten über das Maß hinausgegangen sei,

trauten sie dem besonnenen und ernsten Manne nicht zu; in der Sache selbst waren sie vollständig mit ihm eines Sinnes; aber ob gerade er den Beruf dazu gehabt habe, zu reden, darauf bezog sich dieses Bedenken. Als nähere Nachrichten und der Verlauf der Sache ihnen vollständigen Einblick gewährten, freuten sie sich ihres tapfern Freundes, so schmerzlich auch der Gedanke an die bedrängte Lage war, in die er dadurch mit seiner zahlreichen Familie gekommen war. Die Zeiten sind entschwunden, und was an der beklagenswerthen Sache noch gut zu machen war, hat König Maximilian II. durch die Zurückberufung Redenbacher's wieder ausgeglichen. Und auch Redenbacher's milder und christlicher Sinn, von dem noch lange seine schriftstellerischen Leistungen Zeugniß geben werden, hat über das Geschehene den Schleier der Vergessenheit fallen lassen. In friedlicher Stille hat er in zwei Landpfarreien seiner Heimat noch mit Segen gewirkt, bis er im vorigen Jahre, in weiten Kreisen geachtet und betrauert, zu Grabe getragen wurde. Seine Geschichte füllt ein Blatt der Zeitgeschichte, das man nur mit Wehmuth liest; seine Gestalt aber wird eine Zierde unserer evangelischen Landeskirche bleiben. Möge sie recht viele Männer immer haben, wie er gewesen ist, so wahr, so ernst, so fest, aber auch so versöhnlich und mild!

Ich durfte von Redenbacher's Auftreten hier nicht schweigen; denn die Erinnerung an den tiefen Eindruck, den seine herben Erfahrungen auf meinen Vater damals machten, ist mir aus meinen Knabenjahren noch lebendig genug. Es war nicht bloß der treue Freund, es war seine gute Sache, die ihn so sehr bekümmerte. Er konnte überhaupt in jenen Jahren seines Lebens nie recht froh werden. Denn auch die Sorgen im häuslichen Kreise wuchsen und drückten hart. Unsere gute Mutter fieng nach der Geburt unseres jüngsten Bruders an zu kränkeln, und ein Jahr lang schien es, als wanke sie dem Grabe zu. Auch der kurze Besuch eines Bades, zu dem sie sich nur schwer entschloß, schien ihr keine Heilung bringen zu können. Wie ein

damals von ihr in den einsamen Vormittagsstunden, welche sie auf den Rath des Arztes unter den Bäumen des Apostelgartens zubrachte, geführtes Tagebuch zeigt, hatte sie sich schon ganz für den Tod fertig gemacht, so wehmüthig ihr auch der Gedanke an die Familie war, die sie zurücklassen sollte, und die ihrer Sorge noch so sehr bedurfte. Denn ihr ältester Sohn war nun eben so weit, daß er auf die Universität abgehen sollte, und von den sieben andern Kindern, welche sie von zwölfen noch übrig hatte, lag das jüngste noch in der Wiege. Ihr in Gottes Willen ergebener Sinn hat die Freude erlebt, daß sie allmählich wieder erstarkte. Noch für zehn Jahre hat sie Gott den Ihrigen wieder geschenkt.

Den Vater bekümmerte das Leiden der Mutter sehr. Im Herbste des nächsten Jahres trieb ihn dazu die Sehnsucht, seine eigene Mutter im Leben noch einmal zu sehen, nach Wassertrüdingen. Denn sie war erblindet und bettlägerig geworden und harrte der Erlösung von ihren Leiden durch den Tod. Bald nachdem er ihr zum letzten Male die Hand gedrückt hatte, kam die Nachricht aus Nürnberg, wohin sie sich zuletzt noch hatte bringen lassen, daß sie im Hause ihrer Tochter gestorben sei.

Solche trübe Erfahrungen half der Beruf vergessen und überwinden. In seiner treuen Erfüllung suchte sich mein Vater immer wieder aufzurichten, wenn ihn etwas beugte. Und die von ihm in der Schule gestreute Saat prangte jetzt in der Schönheit ihres Hochsommers. Wenn nun das Schuljahr zu Ende gieng, und der Ministerialcommissär zur Absolutorialprüfung kam, wie ganz anders sah es an der Studienanstalt aus, als früher! Zwei Jahrzehende hindurch war es immer Thiersch, der zu diesem Zwecke von München geschickt wurde; ein einziges Mal, als er das Rectorat der Universität bekleidete, 1847, ersetzte ihn Professor Neumann; und so wenig man damals Ursache hatte, mit seinem Stellvertreter unzufrieden zu sein, so war es doch allen, Lehrern wie Schülern, als fehle der Anstalt etwas, weil Thiersch nicht da war. Denn es hatte sich unver-

merkt ein Band mit ihm geknüpft, dessen Werth man zwar immer hochschätzte, dessen Festigkeit man aber erst dann recht erkannte, als man Thiersch nicht mehr hatte. Es hat dieses sein Verhältniß zu dem Sct. Anna-Gymnasium in seiner Biographie durch seinen Sohn keine Erwähnung gefunden. Die Darstellung eines so vielseitig schaffenden Lebens auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und in der Zeitgeschichte bot keinen Raum für die stille Thätigkeit in anspruchsloseren Verhältnissen. Um so weniger darf ich sie hier übergehen.

Der Name Thiersch hat für die ehemaligen Schüler des Sct. Anna-Gymnasiums einen so wohlthuenden Klang, wie für die Lehrer, welche seine Visitationen noch erlebt haben. Ich selbst habe sie siebenmal als Schüler gesehen, und dreimal habe ich als junger Lehrer die Freude gehabt, ihm am Ende des Schuljahrs meine Schüler zeigen zu dürfen. Denn eine Freude war es für alle, wenn er kam. Bei diesen Visitationen war nichts zu spüren von jenem kleinlichen und peinlichen Suchen nach etwas, was der Inspicient besser wissen und tadeln konnte. Thiersch sah sich seine Aufgabe von einem höhern Standpunkte aus an, als etwa ein überweiser Recensent, der den Glanz seiner Gelehrsamkeit um so mehr zu erhöhen glaubt, je tiefer er das Werk seines Opfers heruntersetzt. Jene verletzende Art, die unter der Form einer Prüfung der Schüler den Lehrer selbst eine solche vor den Schülern bestehen läßt, ihn vielleicht auch vor jenen tadelt, lag ihm auch fern. Er brauchte eine solche zweifelhafte Stütze seines Ansehens nicht; denn die bessere und stärkere, die es hatte, war die wissenschaftliche Ueberlegenheit und die wirkliche Einsicht in die Bedürfnisse des Schullebens. Er war nicht der einsichtsvollere Schulmann durch das Decret, das er mitbrachte, sondern durch die Achtung und das Vertrauen, das er jedem einflößte. Nie hatte man sich bei ihm über Anordnungen zu beklagen, die man widerwillig hingenommen hätte, weil sie verkehrt oder hindernde Fesseln der freien Bewegung des Einzelnen oder der ganzen Anstalt gewesen wären. Es

kann ja der Schule nicht frommen, wenn der redliche Wille sich überall durch beengende Vorschriften gelähmt sieht, für die er keinen andern Grund findet, als den, daß sie befohlen sind. Thiersch hütete sich ebenso sehr, solche zu geben, als in Dinge einzugreifen, über die nur die Praxis der fortwährend mit dem Jugendunterricht Beschäftigten sich ein Urtheil bilden kann. Er übersah sich die Leistungen und die Art, wie man sie erzielte; in humaner Weise erkannte er an, was er Gutes fand; ebenso human und taktvoll sprach er über das, was ihm etwa nicht gefiel; nie verfiel er in den Ton des Befehlenden gegen den Untergebenen. An dem Tage, den er für die Inspection einer Classe ansetzte, wurde von dem Claßlehrer ein Thema zur Uebersetzung in das Lateinische oder Griechische dictiert. Eine Stunde später etwa fand sich Thiersch in Begleitung meines Vaters ein, und die Arbeit wurde dann durchgesprochen; an der Art, wie der Lehrer das angriff, konnte man Methode und Lehrgeschick, an den Antworten der Schüler die Leistungen der Classe sehen. Manchmal wurde dann noch ein Classiker herausgenommen, und Thiersch versäumte dann nicht, wenn die Schüler ihm gezeigt hatten, daß er nicht umsonst in ihren Händen gewesen sei, ihnen seinerseits ein hübsches Gastgeschenk zurückzulassen, etwa die Beschreibung einer griechischen oder italischen Oertlichkeit, die er aus eigener Anschauung kannte, wenn das Gelesene zur Anknüpfung Anlaß bot, oder sonst eine sachliche Belehrung, die für die Schüler interessant und neu war, oder seine eigene Ansicht über die Stelle des Schriftstellers. Immer verstand er das in fesselnder Weise zu thun, und die Schüler hatten dabei das Gefühl, daß er doch nur eine kleine Perle aus dem reichen und kostbaren Schatz, über den er verfügte, ihnen als Andenken zurückließ. Sein Vortrag trug dabei nie das Gepräge eines vorbereiteten, wie er es ja auch nicht war; um so stärker wirkte der Ausdruck unmittelbarer Empfindung, und es ist mir neben anderem namentlich die herrliche Exposition der VII horazischen Epistel des ersten Buchs in Erinnerung geblieben, die er uns

bei solcher Gelegenheit gab. Ehe er schied, hielt er dann in jeder Classe noch eine Ansprache an die Schüler, die sich ebenfalls immer über der Sphäre gewöhnlicher und stets wiederholter Redensarten hielt. Es hob sich auch das Gefühl der Schüler, wenn er erschien, und sie setzten etwas darein, vor ihm nicht schlecht zu bestehen, sondern zu zeigen, daß man etwas gelernt hatte, und da er durch seine regelmäßig wiederkehrenden Besuche nicht nur den Stand der Jahrescurse überhaupt kannte, sondern auch viele einzelne Schüler, so war man ebenso sehr darauf bedacht, ein von ihm erhaltenes Lob nicht wieder zu verlieren, als sich neues zu erwerben. Wenn vollends einmal bei solcher Gelegenheit mein Vater ihm seine Zufriedenheit mit einem Jahrescurse bestätigte, — eine Anerkennung, mit der er sehr sparsam war, — so galt das für das höchste Lob, das man sich erwerben konnte. Als wir unsere Absolutorialprüfung bestanden hatten, traf mich mein Vater zu Hause bei dem Durchlesen meines Maturitätszeugnisses. „Das, worauf ihr am meisten stolz sein dürft, ist, daß Thiersch's Name darunter steht", sagte er zu mir. Ich kann es seitdem nicht ansehen, ohne daß mir diese Worte in den Sinn kommen, und das Bild des greisen Gelehrten vor die Erinnerung tritt, der uns unsere Prüfung zur Freude gemacht hat.

Auch Thiersch war nach und nach so sehr an die Anstalt gewöhnt, daß er es vermißt hätte, wenn er am Ende des Jahres nicht mit der Leitung der Absolutorialprüfung betraut worden wäre. An andere Anstalten gieng er meines Wissens in späteren Lebensjahren nicht mehr. Als ihn das hohe Alter nöthigte, auch in Augsburg die gewohnten Herbstbesuche einzustellen, fügte er der Mittheilung von seiner Ablehnung, die er meinem Vater zugehen ließ, die Bitte bei, ihm dennoch den Termin der Absolutorialprüfung mitzutheilen; er gedenke, wie gewöhnlich, einige Tage unter den Augsburger Lehrern zuzubringen. Ob er diesen Vorsatz wirklich ausgeführt hat, weiß ich nicht, da ich damals nicht mehr in Augsburg war.

Zwischen Thiersch und meinem Vater bestand stets das beste Einvernehmen. Zwar häuften sich gerade um die Zeit jener Visitationen die Rectoratsgeschäfte besonders, und mehr noch griff meinen Vater die Absolutorialprüfung selbst an. Denn da er sehr reizbare Nerven hatte, so setzte ihn die Sorge um seine Schüler jedesmal in die höchste Aufregung, und die Theilnahme des Gemüths machte sich seinem Körper fühlbarer, als die erhöhte Anstrengung selbst. Dennoch war es ihm eine Freude, wenn er Thiersch möglichst eingehend zeigen konnte, wie es mit seiner Anstalt stand. Denn sie verstanden sich in ihren beiderseitigen Aufgaben. Mein Vater verehrte in ihm ebenso den großen Gelehrten und den einsichtigen, um das Wohl unserer Schulen besorgten Mann, als Thiersch ihm das vollste Vertrauen entgegenbrachte und sich auch hütete, den Meister spielen zu wollen, wo die größere Erfahrung auf der Seite meines Vaters war. Daß der Geist, aus dem er die Regeneration unseres Schulwesens hoffte, bei Sct. Anna waltete, wußte und sah er; ihn nicht in der Art walten zu lassen, wie er sich bethätigte, wäre so viel gewesen, als ihn wieder verbannen. Mein Vater verlangte von ihm keine Nachsicht; Thiersch brachte kein Mißtrauen mit. In der freiesten Weise besprachen sie die Themata, die sie den Schülern zur Bearbeitung vorlegen wollten; sie waren damals den Prüfungscommissionen noch ganz freigegeben. Ferne von jedem Großthun mit eingelerntem Wissen suchte mein Vater dabei Thiersch die Leistungsfähigkeit seiner Schüler zu zeigen und hatte es gerne, wenn die Wahl auf solche Stücke fiel, welche große Anforderungen an sie stellten. Ich erinnere mich, daß er einst während des Absolutoriums etwas erregt zum Mittagessen kam. Ich fragte ihn, was ihm wäre. „Ach, Thiersch hat gesagt, der Abschnitt, den wir gewählt haben, ließe sich gar nicht in das Lateinische übersetzen", erwiderte er mir, „nun haben wir ausgemacht, jeder von uns beiden soll selbst bis morgen eine Uebersetzung liefern". Obwohl mir erinnerlich ist, daß sie es

auch gethan haben, kann ich doch nicht mehr angeben, woher der Abschnitt genommen war.

Ein einziges Mal trübte sich dieses Verhältniß, und ich theile den Vorfall mit, weil er Thiersch's Charakter Ehre macht; er hat damit ein schönes Beispiel gegeben, wie man begangenes Unrecht wieder gut machen muß. Die Absolutorialprüfung und die Visitation des Gymnasiums war vorbei, und nur noch die Inspection des Collegiums übrig. Thiersch muß nicht guter Laune gewesen sein; denn er tadelte die Stellung der Pulte, die doch durch die Localität bedingt war, und anderes in verletzendem Tone und noch dazu so, daß es Schüler hörten. Mein Vater war tief verwundet; so etwas war ihm von Thiersch noch nicht begegnet; er war auch entschlossen, es nicht hinzunehmen. In der größten Erregung gieng er heim und schrieb sein Entlassungsgesuch. Die Lehrer der Anstalt erfuhren davon; sie kamen und baten ihn, es nicht abzuschicken; er war für keine Vorstellung zugänglich; sein Entschluß stand fest. Ich weiß nicht, ob Thiersch davon Kenntniß hatte; aber als am andern Morgen mein Vater bei der Sitzung des Kreisscholarchats im Regierungsgebäude erschien, das letzte Mal, wie er glaubte, waren die andern Mitglieder schon anwesend. Sofort erhob sich Thiersch, schritt auf ihn zu und sprach: „Es ist etwas zwischen uns beiden vorgefallen; sehen Sie an meinen Thränen, wie leid es mir thut!" und drückte ihm die Hand. Es versteht sich, daß mit dieser Genugthuung alles Vorhergegangene vergessen war. Seitdem ist das Verhältniß nie wieder getrübt worden. Als Thiersch sein Jubiläum feierte, hielten es die Schüler des Gymnasiums bei Sct. Anna für natürlich, daß auch sie ihm einen Beweis ihrer Verehrung geben müßten. Es war ein Album mit selbstgefertigten Arbeiten, das sie ihm schickten. Thiersch nahm es auf, wie es gemeint war, und zeigte, wie innig er sich selbst mit der Augsburger Schule verbunden erachtete. Denn als ihn kurze Zeit darauf mein nun verstorbener Bruder, der damals Studienlehrer bei Sct. Anna

war, besuchte, führte er ihn an den Tisch, auf dem die ihm zugekommenen Festschriften lagen. Er nahm die oberste weg und sagte: „Danken Sie in meinem Namen Ihren Schülern und fügen Sie bei, sie mögen den Platz, den ich ihrer Schrift angewiesen habe, als ein Zeichen ansehen, daß ich Werth darauf lege.“

Doch sind wir damit in der Zeit vorangeeilt und müssen nun noch einmal zurückkehren in das fünfte Decennium des Jahrhunderts. Es hat einen bewegteren Abschluß gefunden, als man kurz zuvor noch dachte. Hoch giengen draußen die Wogen des öffentlichen Lebens, als der Sturm des Jahres 1848 sich erhob; konnte ein Herz, dem Deutschlands Ehre und Größe auch in trüber Zeit nie gleichgiltig geworden war, ruhig und kalt bleiben? Als jene Fluth kühner Hoffnungen, unklarer Programme, verworrener Ideen und überstürzender Thaten, deren Grundzug doch ein wohlthuender Patriotismus war, welcher selbst den bedauernswerthen Ausschreitungen einen mildernden Ton beimischte, über Deutschland hinbrauste, und überall die Geister, edle und unedle, wachrief, lebten auch in meinem Vater die seit der Jugendzeit treu bewahrten und gepflegten Hoffnungen neu auf. Er hätte nicht der alte Burschenschafter sein müssen, wenn nicht der Gedanke an Kaiser und Reich, an Freiheit der deutschen Nation und Wiederauferstehen der alten Größe die Flamme der Begeisterung in ihm neu hätte auflodern lassen. Er war in seinen Freistunden damals mit den Vorarbeiten zu einem Horazcommentar beschäftigt gewesen; einen solchen zu schreiben, war ein lange gehegter Lieblingswunsch von ihm. Jetzt räumte der alte Dichter anderen Gedanken das Feld. Später hat die Arbeitsüberhäufung gehindert, daß die Sache wieder aufgenommen wurde; das Programm von 1855*) ist das Einzige, was mein Vater von seinen Horazarbeiten veröffentlicht hat. Daß es den Beifall des competentesten Beurthei-

---

*) Expositio epistolae Horatii ad Pisones.

lers, Döderlein's, fand, der es in seiner Ausgabe der Episteln einer besondern Empfehlung für werth hielt, war ihm die wohlthuendste Anerkennung, die er wünschen konnte.

Die Bewegung verlief anders, als die Begeisterung des ersten Augenblicks hatte hoffen lassen. Aber auch in seinen persönlichen Beziehungen machte es sich für meinen Vater dabei sehr fühlbar, daß zwischen der Studentenzeit und dem Auf- und Niederwogen der Gegenwart der Unterschied von fast drei Jahrzehenden lag. Denn der Blick auf einst nahestehende Freunde brachte nur zu sehr zum Bewußtsein, daß man von demselben Centrum aus sich immer weiter entfernen und zuletzt auf ganz verschiedenen Punkten der Peripherie ankommen kann. Er fühlte das am meisten an seinem Universitätsfreunde, dem Freiherrn von Bernhard.*) Mit ihm hatte der persönliche Verkehr nie aufgehört, und sie glaubten beide, trotz mancher Meinungsverschiedenheit gemeinsamen Boden unter den Füßen zu haben. Wenn Bernhard sich in Augsburg aufhielt, wo er ein Haus besaß, suchte er meinen Vater auf, und sehr häufig begleitete er ihn am Sonntag von der Kirche nach Hause, wo es dann in stundenlangen Gesprächen zu manchfachen Erörterungen kam. Aber gerade hier zeigte sich, daß der Spalt, der insbesondere in ihren religiösen Anschauungen sie trennte, immer weiter und weiter klaffte. Später, als der Verkehr längst ganz aufgehört hatte, soll Bernhard zum Katholicismus übergetreten sein. Als nun das Jahr 1848 beide veranlaßte, auch innerhalb der politischen Parteien Stellung zu nehmen, trat auch hier der Zwiespalt zu Tage. Es sammelte sich auch in Augsburg die Linke in dem „Märzverein", die Rechte in dem „constitutionellen", welchem Bernhard angehörte. Mein Vater dagegen stand mit an der Spitze des „deutschen Vereins", der die gemäßigten liberalen Elemente vereinigte. Aus der Reihe dieser letzteren giengen

*) Es ist der Schwiegervater des bekannten Reichstagsabgeordneten von Mallinkrodt.

auch der damalige Parlamentsabgeordnete für Augsburg und sein Ersatzmann hervor, Advocat von Paur, und Advocat Fischer, beide ebenfalls mit meinem Vater aus der Universitätszeit befreundet. Doch nicht lange litt es ihn in jenem Verein; das viele Reden und die oft unklaren Tendenzen und Anträge behagten seinem Sinne wenig; je weniger der Verlauf auch der Ereignisse draußen seinen idealeren Wünschen und Hoffnungen entsprach, um so mehr fühlte er sich enttäuscht und abgestoßen. Den deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen im Frankfurter Parlament jedoch folgte er mit der wärmsten und gespanntesten Theilnahme. Das Gagern'sche Programm einer Einigung Deutschlands unter einem preußischen Erbkaiserthum entsprach ganz seinen eigenen Ansichten und Hoffnungen. Seine Herkunft aus dem Stammlande des preußischen Königshauses und die innige Pietät, welche er ihm zeitlebens bewahrte, die Begeisterung für die Großthaten Preußens in den Freiheitskriegen, seine seit den Universitätsjahren treu bewahrten Eindrücke aus dem Burschenkreise, seine Lebenserfahrungen, die so oft die Sehnsucht nach einem schützenden Damm gegen den Ultramontanismus in ihm geweckt hatten, und dazu sein protestantischer Sinn, der ihn zu dem Hohenzollern'schen Stamme ebenso hinzog, wie er ihn von dem Habsburgischen abstieß, — das alles wirkte zusammen, um ihn auf jenem Wege die Zukunft Deutschlands suchen zu lassen. Bis zum völligen Scheitern mit Friedrich Wilhelm's IV. Ablehnung der Kaiserkrone gab er die Hoffnung nicht auf, und auch nachher hat er an ihr festgehalten, bis ihn das Alter noch ihre Erfüllung sehen ließ. Der Freund, mit dem er sich auf diesem Gebiete am besten verstand, war Dr. Mebold, mit dem er darum auch am liebsten seine Gedanken austauschte.

Doch auch noch eine besondere Aufgabe brachte ihm jene bewegte Zeit. Wie auf allen Gebieten, so wurden ja auch im Schulwesen die weitestgehenden Forderungen laut. Mit gewohnter Sicherheit, die mit dem Urtheile über die schwierigsten

Probleme fertig ist, wo die Sachkundigen mit dem ihrigen vorsichtig und behutsam sind, regte sich die Presse. Berufene und Unberufene sprachen von den Mängeln der humanistischen Schulen, von den berechtigten Ansprüchen der Neuzeit auf eine Umgestaltung; die kühnsten Projecte tauchten auf, in denen besonders die Bedeutung der Naturwissenschaften für die moderne Bildung und die Ebenbürtigkeit der zurückgesetzten und stiefmütterlich behandelten neueren Sprachen mit den alten betont wurden. Und es lag ja schon in den Zeitverhältnissen, die an allem Bestehenden rüttelten und mit Fug und Recht so manches unhaltbar Gewordene wegschafften, eine eindringliche Mahnung auch für die Schule, das, was sie hatte und brauchte, einer genauen Revision zu unterziehen und auf der einen Seite dafür zu sorgen, daß die hochgehenden Wogen nichts von dem zur glücklichen und sichern Fahrt Nothwendigen ihr über Bord spülten, auf der andern, daß sie überflüssigen und hindernden Ballast beseitigte und ihre wirklichen Schäden besserte. Eine neue Zeit schien anzubrechen; die Schule mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Es ist ein Glück gewesen, daß die Wahl der Regierung auf so besonnene und erfahrene Männer fiel, als sie im Jahre 1849 eine Commission zur Ausarbeitung eines neuen Schulplans nach München berief. Unter ihnen war auch mein Vater. Sie waren fern von dem Wahne, daß man mit dem Buchstaben auf dem Papier Schulen bessern könne; aber jetzt stand man wirklich wieder an einem Zeitpunkt, wo man sich fragen mußte, ob der Rahmen, den man dem Jugendunterricht gegeben hatte, nicht zu enge war. Gewissenhaft haben jene Männer geprüft, was die Zeit von den Schulen verlangte, und haben sich nirgends engherzig gegen berechtigte Forderungen verschlossen, wo es geschehen konnte, ohne die Hauptsache zu verkümmern. Man räumte ebenso gerne den modernen Sprachen ihr Recht in dem Umfange ein, wie es das humanistische Gymnasium braucht und vertragen kann, als man die Frage der Berechtigung der Naturwissenschaften eingehend erwog. Es

waren zu diesem Zwecke der Commission auch fachkundige Berather beigegeben. Mit Befriedigung hat mein Vater erzählt, wie auch ihre Ansichten der Anschauung der übrigen Mitglieder entgegengekommen seien. Sie drangen nicht auf eine übermäßige Betonung, sondern warnten im Gegentheil vor einer solchen Einfügung dieses Unterrichtsstoffes, die entweder zur Beeinträchtigung des Hauptzweckes führen muß oder zu einem oberflächlichen Scheinwissen, das ebenso unnütz als schädlich ist. Am nächsten unter allen Commissionsmitgliedern stand Nägelsbach meinem Vater nicht nur durch die den seinigen so verwandten Ansichten, sondern auch durch sein für die Schule gleich warm fühlendes Herz.

Dieser im Jahre 1849 ausgearbeitete Schulplan erschien jedoch nicht; erst 1854 kam er an das Tageslicht, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern überarbeitet. Den Eingang, mit dem er nun versehen war, welcher von den ungenügenden Leistungen der (d. h. aller) Gymnasien sprach, hat Döderlein in einem Briefe an Held einen impertinenten genannt.*) In rascher Folge lösten sich dann Zusätze und Abänderungen, die sich zumeist auf die Berechnungsart der Fortgangsplätze, welche man an maßgebender Stelle als eine hochwichtige Frage zu betrachten schien, in solcher Fülle ab, daß schon im Jahre 1861 ein diese zusammenfassender Nachtrag erschien, welcher dem Schulplan an Umfang nicht viel nachsteht. Daran hatte weder Nägelsbach, noch mein Vater Antheil. Es bemißt sich darnach, welche Berechtigung es hatte, wenn sowohl im Landtag, als in officiösen Zeitungsartikeln ihre Namen auch mit jener veränderten Gestalt ihres Werkes, die man immer noch den Schulplan von 1854 nannte, in Verbindung gesetzt wurden.

Das Jahr 1849 gieng nicht zu Ende, ohne meinem Vater noch eine ungesuchte Anerkennung zu bringen. Am 3. December, ehe noch die Schatten der Nacht dem Sonnenlicht gewichen

---

*) Fries, Dr. Joh. Christ. Held. Ein Lebensbild. II. 2. Abth. S. 41.

waren, tönten die Klänge des Chorals: „Nun danket alle Gott“ von dem gegenüber liegenden Thurme des Bibliotheksgebäudes in sein Zimmer herüber. Schüler der Anstalt hatten ihn angestimmt, um einen Ehrentag ihres Vorstandes damit zu begrüßen, den er still hatte vorübergehen lassen wollen. Es waren fünfundzwanzig Jahre, daß er bei Sct. Anna als Lehrer eingetreten war. Im Laufe des Vormittags versammelten sich Lehrer und Schüler in einem Schulzimmer und holten ihn dahin ab. Schmidt überreichte ihm im Namen der Collegen eine von ihm abgefaßte Festschrift mit herzlichen Worten; ein Schüler der Oberclasse hielt im Namen der Schüler eine lateinische Ansprache an ihn. Vertreter des Verwaltungsausschusses des Collegiums, der protestantischen Geistlichkeit und der städtischen Behörden hatten sich eingefunden, ihn zu beglückwünschen; selbst der Regierungspräsident war erschienen und überreichte ihm den Michaelsorden. Mein Vater war tief gerührt; er hatte das nicht erwartet. Er erwiderte allen in Worten, denen man anfühlte, daß sie aus dem Herzen kamen; aber am wärmsten wurde er, als Bomhard eine von ihm verfaßte Gratulationsschrift im Namen der Geistlichen überreichte. Die Thränen, die er bei seiner Antwort nicht zu unterdrücken vermochte, und die Herzlichkeit, mit der er ihn umarmte, zeigten auch den Fernstehenden, wie innig die Freunde mit einander verbunden waren. Im Laufe des Tages kam noch manches Zeichen der Theilnahme von nah und fern, das ihn wohlthuend empfinden ließ, daß er dankbare Schüler und treue Freunde habe.

Hätte es noch einer Aufmunterung für sein Wirken bedurft, solche Wahrnehmungen hätten sie ihm geben müssen. Aber er that ohnedies längst mehr, als die Körperkraft gestattete. Zwar zeigte sein Aeußeres keine Spur von Ermattung. Er stand nun am Ende des fünften Jahrzehends seines Lebens; noch verrieth kein graues Haar die Annäherung des Alters; die feste, energische Haltung, die Beweglichkeit des Körpers, der rasche und sichere Gang, das feurige Auge ließen auf körper-

liche Gesundheit schließen. Aber die Seinigen allein wußten, daß auf die Mühen des Tages schlaflose Nächte folgten, und die überreizten Nerven einen andern längst veranlaßt hätten, sich Ruhe zu gönnen. Es war nur die Gewalt des Willens, welche die bereits erschütterte Gesundheit aufrecht erhielt. Er wurde ärgerlich, wenn man in ihn drang, sich zu schonen; denn er sah es als Weichlichkeit an, sich nachzugeben. Er achtete es nicht, daß die Verdrießlichkeiten, die keinem Lehrer, zumal keinem Vorstand einer Erziehungsanstalt, erspart bleiben, ihn viel mehr angriffen, als früher. Je mehr zudem die Familie sich zerstreute, — denn sein ältester Sohn hatte nun die Universität verlassen und bekleidete eine Hofmeisterstelle zuerst in München, dann in Göttingen; dafür waren zwei andere Söhne nach Erlangen abgegangen, — um so mehr sorgte er sich auch um diese ab und wollte auch in der Ferne überall berathen und leiten. Es kamen dazu neue Arbeiten, welche das wachsende Vertrauen ihm zutrug. Bei der theologischen Prüfung war in der Regel ein Mitglied der Prüfungscommission aus der Reihe der Gymnasiallehrer gewählt worden. Mehrere Jahre hatte der durch seine Gelehrsamkeit trefflich geeignete Rector Elsperger in Ansbach diese Stelle bekleidet. Nun fiel die Wahl im Jahre 1853 auf meinen Vater. Er hielt es für seine Pflicht, dem ehrenvollen Auftrag sich nicht zu entziehen, obwohl die Prüfung die Ferienzeit ausfüllte, die ihm gerade diesmal besonders nothwendig zur Erholung gewesen wäre. Die Mutter hatte lange mit Besorgniß der Ueberanstrengung des Vaters zugesehen und vergebens alles aufgeboten, um zu verhüten, was sie voraussah. Da brach seine Kraft mit einem Male. Der Arzt rieth ihm dringend, sich für einige Zeit seiner Arbeitslast zu entledigen, und erklärte einen Badebesuch für unumgänglich nothwendig. Er konnte sich aber weder auf seinen Rath, noch auf das Zureden der Freunde und Collegen entschließen, seine Thätigkeit einzustellen, bis endlich mit dem Schlusse des Schuljahrs seine Kraft völlig erschöpft war. Man sah sich selbst von

Seite der Regierung veranlaßt, ihn zur Mäßigung seiner Arbeit zu nöthigen. Unter dem 15. August erhielt er eine Regierungs-Entschließung folgenden Inhalts: „Der unterfertigten Stelle sind zu ihrem großen Bedauern Nachrichten über den durch übergroße Anstrengung angegriffenen Gesundheitszustand des k. Studienrectors Dr. Mezger zugekommen. Da dem Staate daran gelegen sein muß, daß ein so ausgezeichneter Studienvorstand und im höchsten Grade achtungswürdiger Staatsdiener dem Staate in ungetrübter Gesundheit möglichst lange erhalten werde, so sieht sich die unterfertigte Stelle veranlaßt, denselben aufzufordern, in seinen Arbeiten Maß zu halten und zu seiner eigenen Erhaltung für seine Familie und den Staat sich die nöthige Erholung durch eine entsprechende Reise und allenfallsigen Gebrauch einer Badekur zu gönnen; daher es keinem Anstand unterliegt, wenn heuer die Preisevertheilung und der Schluß des Studienjahrs früher gehalten wird, sowie die unterfertigte Stelle es für nothwendig erachtet, daß derselbe das Commissorium als Examinator bei der theologischen Anstellungsprüfung ablehne." Erst dieser ihm aufgedrungene Urlaub wirkte. Es war aber auch höchste Zeit. Denn er vermochte kaum mehr die Reise in das Bad Reichenhall zu ertragen, so sehr auch unsere Mutter, die ihn begleitete, bemüht war, ihm jede Anstrengung zu ersparen. Aber schon in München, als er in dem überfüllten Gasthaus nur ein Zimmer im dritten Stockwerk erhalten konnte, kostete es ihn so große Anstrengung, selbst mit Unterstützung dahin zu gelangen, daß er es nun selbst einsah, wie weit es schon gekommen war. Der vierwöchentliche Aufenthalt in der reinen Gebirgsluft und der Gebrauch der Bäder in Reichenhall verfehlten indessen ihre Wirkung nicht. Neu gekräftigt kehrte er zurück und konnte mit dem Anfang des neuen Schuljahrs seine Arbeit wieder vollständig aufnehmen. Eine Warnung, in ihr Maß zu halten, hat er sich aber leider nicht daraus genommen; und wenn es auch in der Folgezeit nie mehr zu so totaler Abspannung der Kräfte kam, so führte doch die beständige

Anstrengung eine bis an sein Lebensende immer wachsende Ungeduld und Reizbarkeit herbei, die ihn selbst die kleinsten Verdrießlichkeiten, welche gesunde Menschen gar nicht oder nur obenhin berühren, auf das Peinlichste empfinden ließ. Da geschah es denn auch wohl, daß seine Empfindlichkeit sich in einer Weise äußerte, daß anderen, die ihn nicht kannten, seine Reden heftiger erscheinen mußten, als sie gemeint waren und ihm selbst erschienen.

Als vollends unsere gute Mutter heimgieng, war niemand mehr da, der so viel Gewalt über ihn gehabt hätte, seinem Pflichteifer das nothwendige Maß zu setzen. Und diese schwere Stunde nahte nun auch heran. Ihr Tod war der härteste Schlag, den er im Leben erlitten hat; er hat sich nie wieder davon erholt. Mit ihrem Leben war auch das seinige geknickt. Ein leichtes Unwohlsein, das wohl kaum mit der Ursache ihres Todes zusammenhieng, hatte sie einige Tage an das Bett gefesselt. Sie fühlte sich wieder wohl und wollte am Morgen des 15. December 1855 aufstehen. Während des Ankleidens überfiel sie plötzlich heftiges Herzklopfen. Sie fühlte ihr nahes Ende und nahm Abschied von uns. Der schnell herbeigerufene Arzt, der sogleich erschien, kam eben, als sie die letzten Athemzüge that. Sanft endigte ihr Leben, als müßte ihr Tod von dem gottergebenen Frieden ihrer Seele ein Ausdruck sein. Mein Vater war wie vernichtet. Als ich am Abend bei ihm in seinem Zimmer stand, drückte er mir die Hand und sagte: „Wollen wir alle recht treu in unserem Berufe sein!“ Darin fand er seine Ruhe wieder.

Seit jener Zeit hat er nie wieder eine Gesellschaft besucht und außer dem Familienkreise nur mehr mit den nächsten Freunden verkehrt. Mehrmals kamen in den folgenden Jahren Stunden, wo er den Zeitpunkt gekommen glaubte, daß auch er der Mutter folgen dürfte. Zweimal hat er mich selbst an sein Bett gerufen und mir für diesen Fall Aufträge gegeben. Ich weiß, wie bereit er gewesen wäre. Und doch war er Gott dankbar

dafür, daß er ihn noch bei seinen Kindern ließ; ja Gott hat ihm über sein Hoffen noch eine große Sorge vom Herzen genommen. Wie mancher Seufzer wegen der ungewissen Zukunft der noch unmündigen Kinder hatte sich bei der beengten äußeren Lage seinem und der Mutter Herzen entrungen; seitdem ist es ihm bei seiner eigenen Genügsamkeit möglich gewesen, ihnen die Zukunft sorglos zu machen in den bescheidenen Grenzen, für die er sie erzogen hatte. „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Gute Mutter, wenn auch du das Ende deiner treuen Sorge erlebt hättest!

Kaum ein halbes Jahr gieng hin, da kam ein neuer Schlag; der älteste Bruder meiner Mutter gieng in's Grab. Er war kaum ein Jahr in München gewesen, wohin er als Oberappellationsgerichtsrath befördert worden war, als ein rasch sich entwickelndes Lungenleiden seinem Leben ein Ende machte. Er war dem Vater mehr gewesen, als Schwager; denn sie waren befreundet von Jugend auf. Und wie hatte sich die Mutter gefreut, ihren liebsten Bruder, den sie in langen Jahren nur spärlich gesehen hatte, nun so nahe zu haben! Die erste Gelegenheit zum Wiedersehen hatte sich geboten, als mein Vater im Herbste 1855 bei dem philologischen Examen war. Die Mutter begleitete ihn nach München wegen seines noch immer leidenden Zustandes. Man freute sich, als in meines Onkels Hause mit zwei andern nahen Verwandten und ihren Familien ein frohes Fest der Wiedervereinigung gefeiert werden konnte; es sollte der Anfang regelmäßiger Zusammenkünfte sein. Da schreckte plötzlich ein wohlgemeintes Telegramm, das sich nach meines Vaters Befinden erkundigte, alle auf und störte die Freude des Abends, über den eine bange Stimmung sich lagerte. Die erste Zusammenkunft war wirklich auch die letzte; ehe ein Jahr vergieng, trauerten drei der versammelten Familien um den Vater oder die Mutter.

Nicht lange zuvor hatte mein Vater noch einen anderen schmerzlichen Verlust erlitten. Sein Freund Höfling, als Ober-

consistorialrath nach München berufen, hatte ebenfalls seine neue Stelle nur kurze Zeit bekleidet, und auch hiemit war eine schöne Hoffnung auf oftmaligen Verkehr vernichtet worden. Das Andenken an ihn aber war es hauptsächlich, das meinen Vater bestimmte, auch trotz der schlimmen Erfahrungen, die er mit seiner Gesundheit machen mußte, seine Ferien der theologischen Prüfung zu opfern. Denn ihm hatte er das Versprechen gegeben, daß er auf die Aufforderung dazu annehmen würde, und er hielt sich dem Todten gegenüber gebunden. Im Jahre 1854 zwar wollte er noch ablehnen, weil er zwei Söhne unter den Examinanden hatte. Ein Brief, der ihm aus der Mitte des Oberconsistoriums daraufhin zukam, legte ihm indessen den Wunsch noch einmal dringend an's Herz; man traue ihm auch in dieser Hinsicht vollste Unparteilichkeit zu und werde ihn, wenn er dieses Bedenken nur ausspreche, auch officiell darüber beruhigen; was dann auch geschah. So nahm er denn an, natürlich mit Verzicht auf jedes Urtheil über die Arbeiten seiner Söhne. Drei Jahre nach einander war er bei jener Prüfungscommission; doch war er davon nie recht befriedigt. Zwar achtete er die Männer, mit denen er sich in die Prüfung theilen mußte, persönlich sehr hoch; es war auch nicht ihr theologischer Standpunkt, der ihn abgestoßen hätte; die Art der Prüfung selbst wollte ihm nicht behagen. Er vermißte an ihr die breitere Grundlage, die nicht bloß theologisches Wissen, sondern gründliche Durchbildung des ganzen Menschen auf dem Boden allgemeiner Bildung verlangt hätte. Er konnte sich die Theologie nur innerhalb des Rahmens der Wissenschaft überhaupt, aber nicht losgelöst von ihr denken. So faßte er insbesondere auch die beiden Fächer auf, die ihm selbst bei der Prüfung zugefallen waren, die Kirchengeschichte und die neutestamentliche Exegese. In der ersteren war er gründlich zu Hause, wie in jedem Zweige der Geschichte. Aber sie war ihm eben nur Zweig am großen, grünenden Baum, nicht etwas für sich; und er vermißte so sehr in den Wahrnehmungen, die er machte, die freiere

und größere Auffassung, welche die Kirchengeschichte aus der Weltgeschichte zu begreifen sucht und wieder in jener die Seele dieser sucht. Nicht anders gieng es ihm bei der Exegese. Mit jenem befangenen Standpunkt, in den die Theologie so gerne verfällt, daß sie das dogmatische Gebäude fertig hat und seine Resultate in den Worten der heiligen Schrift wieder finden will, so daß die Exegese zur Eisegese wird, konnte er sich nicht befreunden. Er wollte, daß man mit dem Rüstzeug des Philologen hintreten und finden könne, was geschrieben steht, aber auch sich hüte, hineinzutragen und wieder herauszuerklären, was nicht geschrieben steht, sondern was die Speculation gefunden hat. Zudem schmerzte es ihn, wenn er sehen mußte, wie viel mancher Candidat aus seinem Schulsack schon verloren hatte, den er vier Jahre früher wohlgefüllt vom Gymnasium weggetragen hatte. Umgekehrt war es ihm eine rechte Freude, wenn er sah, daß es da noch gut bestellt war, und ein Candidat nicht bloß specielles Fachwissen zeigte, sondern in freieren Bahnen sicher gieng. Aber er hätte dies gerne als den Hauptgesichtspunkt betont gesehen. „Ich wünschte, daß es mir gelänge, dieses Examen umzugestalten", sagte er mir schon, nachdem er das erste Mal beigewohnt hatte. Die Hindernisse liegen aber tiefer, als daß sie eine Prüfungscommission beseitigen könnte; sie liegen auch nicht bloß in der Einseitigkeit einer einzelnen Universität, sondern in der Zeit selbst, und es hat keine einzelne Richtung innerhalb der Theologie das Recht, die andere dafür verantwortlich zu machen.

Dreimal betheiligte sich mein Vater bei dieser Prüfung; als im Jahre 1857 die Aufforderung an ihn wieder ergieng, lehnte er ab. Es war auch wirklich zu viel für ihn. Wenn das Schuljahr zu Ende gieng, harrten seiner jedesmal amtliche Arbeiten, die er unter dem Drange des Semesterschlusses hatte zurückschieben müssen, in Fülle. Wenigstens die ersten Wochen mußte er den Berichten, der Rechnungsstellung seiner Kassen, den Anträgen wegen des Collegiums u. s. w. opfern. Dann

kam die Reise nach Ansbach zu jener Prüfung, die drei Wochen dauerte. Kam er zurück, so begann schon das neue Schuljahr, und kaum war hier wieder alles im Gang, so mußte er auf drei oder vier Wochen nach München; denn der philologische Concurs wurde gewöhnlich im October abgehalten. Und der letztere war ihm wichtiger, als die theologische Prüfung. Seit 1853 war die Einrichtung beseitigt, daß an jeder der drei Landesuniversitäten eine besondere Prüfungscommission bestand. Als zum ersten Male die Candidaten gemeinschaftlich in München geprüft wurden, war von den Gymnasialrectoren der schon sehr bejahrte Schulrath Held in Baireuth einberufen worden; vom folgenden Jahre an trat mein Vater an seine Stelle bis zum Jahre 1866, wo auch er wegen zunehmender Kränklichkeit sich veranlaßt sah, zurückzutreten. Nur zweimal lehnte er ab, beidemal, weil er Söhne bei der Prüfung hatte; in beiden Fällen ersetzte ihn Elsperger von Ansbach. Die Theilnahme an dieser Prüfung war ihm von großem Werth, nicht bloß, weil er die künftigen Lehrer unserer Schulen dabei kennen lernte, sondern auch, weil er an seinem Theile dabei mitwirken konnte, daß die Ziele ihrer Vorbildung so gesteckt wurden, wie er sie zum Heile unserer Schulen für nothwendig hielt. Es war ihm deshalb eine besondere Freude, daß auch Nägelsbach in der Commission war, mit dem er sich so sehr verstand. Leider hatte schon im Jahre 1859 die Universität Erlangen und unser bayrisches Schulwesen seinen Tod zu beklagen, — ein unersetzlicher Verlust für beide. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der mein Vater eine Aufgabe erfüllte, die über das Lebensglück manches jungen Mannes entschied, strengte ihn die Prüfung immer sehr an. Weniger die immerhin große Arbeit, deren Last er nicht achtete, aber — „Wenn die Aufregung nicht wäre!" hat mir Nägelsbach seufzend gesagt, als er zum letzten Male dieser Obliegenheit nachkam; und von meinem Vater galt das in noch höherem Grade; bei ihm war überall das Gemüth hauptsächlich betheiligt.

In die Mitte der Fünfziger Jahre fällt jener bekannte Sturm, der sich in der protestantischen Kirche Bayerns erhob, als das Oberconsistorium entweder aus großer Unbekanntschaft mit der herrschenden Ansicht in den Gemeinden oder aus verhängnißvoller Ueberschätzung der streng confessionalistischen, sogenannten altlutherischen Richtung mit jenen unerwarteten Erlassen über Kirchenzucht, Liturgie u. s. w. hervortrat. Auch das kurz zuvor eingeführte neue Gesangbuch, das in seiner ersten, der Synode vorgelegten Gestalt, wo es das spätere archaistische Sprachgewand noch nicht erhalten hatte, gewiß ein erfreulicher Fortschritt gegen das vorher gebrauchte, aus der Zeit des nun glücklich überwundenen Rationalismus stammende war, wäre fast dem sonst berechtigten Widerwillen gegen eine mit der politischen Reaction sich vielfach berührende Strömung zum Opfer gefallen. Mit der vorläufigen Zurücknahme jener Erlasse und der Regelung der Sache durch die darauffolgende Synode kam die Bewegung in ein ruhigeres Geleise. Mein Vater war Mitglied jener Synode, wie er auch schon denen von 1840 und 1853 als Abgeordneter angehört hatte*). An der für unsere Landeskirche wichtigen Beilegung jener Bewegung hatte er aber einen noch weiter gehenden Antheil, von dem ich jetzt, nach seinem Tode, wohl reden darf. Nach dem, was ich über seine religiöse Gesinnung bereits gesagt habe, kann die Stellung nicht zweifelhaft sein, die er zu der Sache einnahm. Für ihn lag der Schwerpunkt in allen religiösen Fragen nicht in der confessionellen Form, also auch nicht in der Kirchenverfassung und äußeren Einrichtungen, sondern im christlichen Leben. Das evangelische Christenthum aber war ihm zu sehr Herzenssache, als daß er nicht mit ganzer Kraft eingetreten wäre, wo er es wirklich gefährdet sah. Das Resultat einer durch heiße Kämpfe dreier Jahrhunderte sicher gestellten geschichtlichen Entwickelung

*) 1848 war er als Ersatzmann gewählt zu der im folgenden Jahre abgehaltenen Synode.

der unklaren Aufwallung einer vielköpfigen Menge, von der ein Theil gegen das Christenthum selbst sich kehrt, ein anderer, verständnißloser, die Tragweite seines Verlangens überhaupt nicht ermißt, und nur ein verhältnißmäßig kleiner die Schale und den Kern zu scheiden versteht, preiszugeben, konnte ihm nicht einfallen. Religiöse Angelegenheiten waren ihm überhaupt eine zu ehrwürdige und heilige Sache, und seine Achtung vor der Freiheit der Gewissen war eine zu große, als daß er sie in der oberflächlichen Discussion von Volksversammlungen und Artikeln der Tagespresse hätte abgemacht wissen wollen. Eine solche Behandlung setzt doch nur an die Stelle eines Zwanges einen andern, gefährlicheren und drückenderen. Auf der andern Seite aber schien es ihm höchst bedenklich, daß das Oberconsistorium mit Bestrebungen hervortrat, welche unsere Gegenwart auf einen überwundenen Standpunkt zurückschrauben wollten, und einem engherzigen Confessionalismus seinen Willen that, welcher die Form mit dem Inhalt für gleich wesentlich ansieht. Von einer solchen Verkümmerung der evangelischen Freiheit wollte er ebenso wenig etwas wissen. Als nun die Adressen*), die gegen das Oberconsistorium gerichtet waren, nach München kamen, sah man sich dort in einer um so schwierigeren Lage, als die Entscheidung von Männern ausgehen mußte, die der evangelischen Kirche gar nicht angehörten. In dieser mißlichen Lage wandte sich der damalige Minister von Zwehl an meinen Vater und bat ihn, ihm offen und rückhaltslos seine Meinung zu sagen. Mein Vater zögerte nicht; er fühlte die volle Verantwortung, die damit in seine Hand gelegt war. Unumwunden sprach er sich über den gemachten Mißgriff aus, rieth aber auch, die Sache nicht in eine Bahn kommen zu lassen, wo sie Gefahr lief, daß die hochgehenden Wogen der Agitation auch das Gute und Berechtigte wegschwemmten, und deswegen nicht das Oberconsistorium der Bewegung zum Opfer fallen zu lassen, die Entscheidung vielmehr

*) Der Nürnberger war auch eine von Augsburg gefolgt.

der besonneneren Berathung der Generalsynode anheimzustellen. Kaum war sein Brief nach München gelangt, so erfolgte die Bescheidung jener Adressen. Mein Vater war in jenen Tagen sehr unwohl; er mußte sogar, wozu er sich nur im äußersten Falle entschloß, das Bett hüten. Bomhard und Puchta kamen, um ihm die vermeintliche Neuigkeit mitzutheilen. Lächelnd zeigte er ihnen den Brief des Ministers und das Concept seiner Antwort, aus deren Wortlaut sie entnehmen konnten, daß sie auf jenes Resultat nicht ohne Wirkung gewesen war.

Ganz anderer Art war die Aufgabe, welche ihm das Jahr 1862 brachte. Die Philologenversammlung tagte in Augsburg und hatte ihn zum Präsidenten erwählt. Er gehörte nicht zu den regelmäßigen Theilnehmern dieser jährlichen Zusammenkünfte; denn die weiten Reisen verboten sich ihm von selbst; nur der zwanzig Jahre früher in Ulm abgehaltenen und der Erlanger im Jahre 1851 hatte er angewohnt. Um so mehr machten ihm die ungewohnten, umständlichen Vorbereitungen mit ihren Correspondenzen, Comitesitzungen, Einladungen u. s. w. zu thun; aber er setzte eine Ehre darein, der Versammlung einen würdigen Empfang zu bereiten. In seiner Begrüßungsrede sprach er über die Förderung, welche die Alterthumswissenschaft durch Augsburger Gelehrte erfahren hat, und er hatte Namen von gutem Klang vorzuführen, Konrad Peutinger, Marcus Welser, Hieronymus Wolf, David Höschel, Georg Henisch, die beiden Occo. Dem an dritter Stelle genannten Amtsvorgänger widmete er noch eine besondere Schrift in lateinischer Sprache, welche den Theilnehmern als Festschrift überreicht wurde.

Die Memoria Hieronymi Wolfii war eigentlich nicht erst jetzt entstanden, sondern dreißig Jahre früher; sie hatte bei der dreihundertjährigen Jubelfeier des Gymnasiums die Ehrenpflicht erfüllen sollen, welche die Augsburger Schule gegen ihren berühmtesten Lehrer und Rector hatte, ihm das verdiente Denkmal zu setzen. Allein mein Vater war damals gegen einen andern Collegen, welcher als Festschrift eine philologische Abhandlung

bieten wollte, zurückgetreten. In drei Abtheilungen war dann ein Theil der Schrift in den Schulprogrammen von 1833, 1834 und 1841 veröffentlicht worden. Seitdem war er zwar öfter aufgefordert worden, auch das Uebrige herauszugeben, hatte aber nie die Zeit dazu finden können, die Arbeit, die er nun nach der langen Unterbrechung gerne einer erneuten Durchsicht unterworfen hätte, für den Druck fertig zu machen. Als ihm nun Rector Ameis in Mühlhausen, der ihn auf einer Ferienreise besuchte, wieder den Wunsch aussprach, und bald darauf auch Karl von Raumer, der für die Geschichte der Pädagogik Aufschlüsse wollte, deshalb an ihn schrieb, entschloß er sich im Jahre 1858, als Thiersch's Jubiläum gefeiert wurde, die alte Arbeit wieder vorzunehmen, und die Philologenversammlung gab ihm nun willkommenen Anlaß, auch die früheren Abtheilungen einer Revision zu unterwerfen und alle zu einer Schrift zu vereinigen. Er that das mit um so größerer Liebe, als die Persönlichkeit Wolf's für ihn etwas ganz besonders Anziehendes hatte; ja ich kann wohl sagen, in Wolf's Leben hatte er einen Spiegel seines eigenen vor sich. Es bleibt mir unvergeßlich, was ich schon als Knabe aus seinem Munde darüber hörte. Auf einer Fußwanderung nach Wassertrüdingen, wohin er uns Knaben mitnahm, kamen wir nach Harburg, über dem auf herrlichen Jurafelsen das schöne Schloß der Fürsten von Wallerstein thront, einer der schönstgelegenen Reste des Mittelalters in Süddeutschland. Hier bog mein Vater, der Gegend aus seiner Jugend wohl kundig, gerne von der Straße ab und schritt an der Burg vorbei den sie überragenden Höhen zu, von denen man eine weite Aussicht hat über das lachende Ries mit seinen hundert Dörfern um die alte Reichsstadt Nördlingen herum, seinen fruchtbaren Gefilden und den schön geformten Bergen am Rande, von denen andere Burgen herübergrüßen. So that er auch diesmal. Hinter uns lag die altersgraue, thürmereiche Burg, vor uns in blauer Ferne die Geburtsstadt Wolf's, Oettingen. Unser Standort war die Veranlassung, daß mein Vater, indem er sich

auf einen der Felsblöcke niederließ, uns die Geschichte zu erzählen anfieng von dem Schreiber, der hier auf dem Harburger Schlosse, um den Püffen und Mißhandlungen der Junker auszuweichen, nach seinen Amtsstunden in der rauchigen Küche saß und sich abmühte, für sich Lateinisch und Griechisch zu lernen; wie ihn dann seine Genossen auch daraus vertrieben, und er auf diese Höhen flüchtete und mit seinem Homer in der Hand weinend dasaß, weil er die Wörter nicht wußte; wie er dann sich zusammensparte, um sich in Nördlingen ein Lexicon zu kaufen, und wie er krank wurde über sein vieles Studieren; wie er endlich in Tübingen etwas Rechtes wurde und in Wittenberg zu den Füßen Melanchthon's saß und bei ihm das Alterthum verstehen und lieben und das Christenthum im Herzen erfassen lernte; wie er nach wechselvollen Schicksalen nach Augsburg kam und Rector bei Sct. Anna wurde und in dem Hause wohnte, in dem wir selbst damals auch wohnten. „Er war Autodidakt, wie ich auch", setzte mein Vater dazu, und ich fühlte, daß in einem solchen Selbstunterricht eine besondere Kraft liegen müsse. Der Geburtsort Wolf's und der meines Vaters liegen nur zwei Stunden auseinander; mir stieg, obwohl ich noch ein Knabe war, eine Ahnung davon auf, daß auch ihr Lebensgrund, ihr Lebensgang und ihr Lebensziel nicht weit auseinander lagen. Dritthalb Jahrhunderte lagen dazwischen, seit der einstige Oettinger Schreiber die Augen schloß, bis der einstige Wassertrüdinger Schreiber sein Amtsnachfolger wurde, aber ein gemeinsamer Geist schwebte über beiden, und die Jahrhunderte trennten sie nicht. Es war meinem Vater wohl, wenn er die Bücher auf der Bibliothek in der Hand hatte, die einst Wolf gesammelt und geordnet hatte, und die jetzt seiner Obhut anvertraut waren, wenn er die Zeugnisse seines staunenswerthen Fleißes, seine Ausgaben der alten Classiker, ansah, wenn er seinen feinen pädagogischen Takt in den noch von ihm vorhandenen amtlichen Berichten bewundern konnte. Denn er verstand es, was wissenschaftliche Hilfsmittel

werth sind, wenn man seufzend hat entbehren müssen, was andere nicht schätzen, die es haben; er wußte, auf welchem Boden Wolf's Sprachkenntniß erwachsen war, und warum er die Classiker so lieb hatte; denn er hatte selbst auch einst diesen harten Boden gepflügt; er wußte, wo Wolf sich seine Menschenkenntniß geholt hatte, und verstand seine Klagen, daß man so wenig Einsicht habe in das, was der Jugend noth thue. Ja, Wolf's Leben mußte mein Vater schreiben; für ihn war diese Arbeit aufgespart. Man fühlt es seiner Schrift an, daß sie einem innern Bedürfniß entsprungen ist, und nicht bloß historisches Interesse die Feder geführt hat. Als er einst anfieng, sie zu schreiben, mochte ihm manchmal der Contrast von Wolf's Gymnasium und dem, an welchem er selbst wirkte, zum Bewußtsein gekommen sein. Jetzt, wo er sie veröffentlichte, sah auch die Schule von Sct. Anna wieder anders aus; er war nicht umsonst zwei und zwanzig Jahre ihr Rector gewesen.

7.

Der Lebensabend.

Es gibt aus dem äußeren Leben meines Vaters nur wenig mehr zu berichten. Denn immer einförmiger und immer einsamer floß es dahin, je mehr die körperliche Kraft nachließ. Das Letztere wollte er sich zwar nie gestehen, und vergeblich war es, ihm vorzustellen, daß man mit sechzig Jahren sich nicht mehr die Last auflegen dürfe, die man mit vierzig wohl tragen konnte. Sich von seinem Unterricht etwas abnehmen zu lassen, gieng ihm gegen seine Grundsätze; er beklagte es oft, daß an so vielen Gymnasien der wichtigste Unterricht in die Hände junger, unerfahrener Assistenten gelegt sei, und lehnte für sich selbst eine solche Unterstützung ab, als sie ihm wohlwollend von dem damaligen Ministerial-Referenten angeboten worden war. Erst in den letzten Lebensjahren trat er ein paar Stunden an einen bewährten jüngern Lehrer ab, dem er vollständig vertraute. Ebenso fest hielt er an seinem Religionsunterricht, der ihm noch sechs wöchentliche Stunden über das einem ordentlichen Lehrer bestimmte Maß hinaus zulegte. Auch hier gönnte er sich erst in der letzten Zeit einige Erleichterung. Dafür erwuchs ihm andere Mühe genug, besonders als er nach dem Tode des lange Jahre in diesem Dienst gewesenen Hausmeisters des Collegiums auch noch die ganze Regie dieses Instituts unter seine unmittelbare Aufsicht nahm. Es mag das ein Mißgriff gewesen sein; aber es war die Sorge für das Beste der Anstalt auch hinsichtlich

ihres ökonomischen Vortheils, die ihn denselben machen ließ. Denn wenn ihm einmal etwas anvertraut war, so kam die Frage, ob viel oder wenig Mühe für ihn entstand, gar nicht mehr in Betracht; für ihn gab es dann nur mehr den Gesichtspunkt der Pflicht, die alles auf das Beste besorgen wollte.

Der persönliche Verkehr schränkte sich in immer engere Kreise ein; der große Garten des Collegiums wurde allmählich fast der einzige Ort, wo er in den Freistunden Erholung suchte. Immer seltener wurden Spaziergänge, und höchstens hier geschah es, daß er mit alten Freunden und Bekannten, die ihm etwa begegneten, sich in kurzer Unterhaltung auffrischte. Auch seine Lebensgewohnheiten wurden immer regelmäßiger und richteten sich in den letzten Jahren sogar auf das Pünktlichste nach der Uhr, während er in gesunden Tagen nie eine bestimmte Zeit für das Abendessen oder Schlafengehen u. s. w. gekannt hatte; das Maß der Arbeit hatte ihm da die Zeit vorgeschrieben; jetzt that es der Körper von selbst. Löste er sich so allmählich von der Umgebung des äußern Lebens immer mehr los, so doch nicht von seinem Studium. Auf jeden andern Umgang konnte er verzichten, auf den mit der Wissenschaft nicht. Von den neuesten Erscheinungen in allen den Gebieten, für die er Interesse hatte, nahm er bis in die letzte Zeit Kenntniß, und insbesondere sein geschichtliches Studium hörte nie auf. In seiner Berufsthätigkeit erschlaffte er ebenso wenig. Zwar wurde es ihm immer gleichgiltiger, was andere davon dachten, und wie andere es trieben. Werth hatte das fremde Urtheil für ihn ohnedies immer nur so weit gehabt, als er sich selbst daran prüfen konnte, nicht so weit es der Eitelkeit schmeichelte. Irre hätte er sich auch durch den Widerspruch nicht machen lassen, wo er das Rechte zu haben sich bewußt war. Aber jetzt nahm er immer weniger Antheil an dem, was außerhalb seiner eigenen Anstalt in unserem Schulwesen vorgieng. Er beobachtete es nur, sprach auch, wenn er von maßgebender Seite um sein Urtheil über irgend eine pädagogische Frage angegangen wurde,

dasselbe mit Entschiedenheit aus; aber er hütete sich, namentlich an den Agitationen sich zu betheiligen, wie sie in den folgenden Jahren immer häufiger wurden. Gegen sie sträubte sich sein ganzer Sinn. Wenn ihm die Aufforderung zukam, eine Eingabe um Verbesserung der prekären Lage der Lehrer zu unterschreiben, wies er sie gewöhnlich kurz ab; ja, er wurde unwillig, wenn er dabei etwa von der Pflicht gemeinsamen Auftretens für ein Standesinteresse, oder vollends von Gleichstellung im Range mit andern Staatsdienerclassen hörte. Nicht, weil er anderen eine Aufbesserung mißgönnt hätte, sondern weil es ihm gegen sein innerstes Wesen gieng, überhaupt Pflicht und Bezahlung so mit einander in Verbindung gebracht zu sehen. Eben solches Widerstreben zeigte sich bei ihm, wenn er sah, wie man sich bemühte, die sämmtlichen Lehrer unserer Anstalten zum Zusammenwirken für die Besserung unseres Schulwesens zu vereinigen. Wäre dieses auf dem richtigen Wege geschehen, so hätte der Sache seine aufrichtige Theilnahme und Mitwirkung nicht gefehlt. Je mehr aber diese vermeintliche Besserung in der That darauf hinauslief, jede Eigenart der einzelnen Anstalten unmöglich zu machen und eine Schablone herzustellen, nach der man alle zuschneiden müßte, um so heftiger fühlte er sich abgestoßen. Er hatte früher oft und freimüthig selbst auf fachmännische Leitung unserer Schulen hingedrängt und bei mehr als einer Gelegenheit an maßgebender Stelle seine Ansicht darüber ausgesprochen. Aber dabei schwebte ihm vor, daß diese Leitung in die Hände eines Mannes, wie etwa Thiersch oder Nägelsbach war, gelegt werden sollte, der mit richtigem Blick die passenden Männer für die richtigen Stellen zu finden verstünde und es als seine Pflicht und Hauptaufgabe ansähe, diese zu suchen; daneben schlechten Schulen durch sein Vorbild oder seine specielle Anweisung aufhelfen könnte. Daß aber das individuelle Leben, das doch allein eine Schule hebt, beseitigt werden, und der Ersatz dafür die Gleichheit äußerer Einrichtungen sein sollte, dafür wäre er nimmermehr eingetreten; und daß er

unser Schulwesen immer mehr in diese verhängnißvolle Bahn hineintreiben sah, das stieß ihn so mächtig von diesem Streben ab; die wohlklingende Bezeichnung „gemeinsame Interessen der Schule“ ließ ihn kalt. Und er hatte darin gewiß Recht; denn es wird sicherlich eine Zeit kommen — und ich hoffe, sie hat schon begonnen, — wo diese alles gleich machen wollende Bewegung wieder rückläufig wird, und man wieder daran zu glauben beginnt, daß die ganze Schulfrage eine Personenfrage ist, und Lehranstalten etwas Höheres sind, als Uhrwerke, die nur nach gleichem System zu construieren wären, um sie dann mit einem gemeinsamen Schlüssel aufziehen und durch das ganze Land in Gang setzen zu können.

Daß sich mein Vater gegen alle diese Bestrebungen, in die sich ein großer Theil unseres Lehrerstandes mit aller Macht hineinwarf, — gewiß zum größten Theile in bester Meinung und in der Hoffnung, der Schule wirklich zu nützen, — nur ablehnend verhielt, ist ihm von mancher Seite zum Vorwurf gemacht worden. Daß das Sct. Anna-Gymnasium dadurch eine immer mehr isolierte Stellung unter den bayrischen Schulen bekam, berührte ihn nicht viel; andere haben die Zurückhaltung meines Vaters bedauert, theils, weil sie gerne das Gewicht seines Namens in die eine oder die andere Wagschale gelegt gesehen hätten, theils in der Ueberzeugung, daß jedes sich Abschließen nothwendig zu immer größerer Einseitigkeit führen muß. Ich will die Berechtigung solchen Tadels dahin gestellt sein lassen. Es mag sein, daß ihn manche in höheren Jahren einseitiger, schroffer und für andere Meinungen unzugänglicher gefunden haben, als in früheren. Aber mit seiner Stellung in dieser Sache hat das nichts zu thun. Es war unverbrüchliche Ueberzeugung bei ihm, früher und später, daß, wenn es keine sich frisch und kräftig aus sich selbst heraus gestaltende Anstalten geben darf, es auch ein gutes Schulwesen nicht geben kann. Er hat sich da in seinem Wesen nicht verändert; möglich allerdings, daß er sich früher in anderer Form darüber geäußert

und nicht bloß, wie später, sich auf seine Anstalt zurückgezogen hätte.

Er blieb sich in seiner Wirksamkeit in der Schule ebenso gleich. Seine späteren Schüler haben ihn gewiß als viel reizbarer und heftiger kennen gelernt, als einst meine eigenen Mitschüler vor dreißig Jahren. Aber von Erschlaffung der Geisteskraft haben sie nichts gesehen; denn die blieb ungebrochen, so lange er in der Schule wirkte. Auch sie haben in seinem Unterricht nur den Eindruck des frischen Lebens bekommen, wie es aus einer Persönlichkeit quillt, die von dem, was sie gibt, selbst sich nährt. Es ist mir das durch mehr als eine Mittheilung bestätigt worden. Auch die Sicherheit seines Wissens verlor sich nicht; denn auch sein Gedächtniß blieb ihm treu, wie es bei Männern, bei denen das wissenschaftliche Streben nie aufgehört hat, nicht selten vorkommt. Die beständige Beschäftigung erhält auch die Fähigkeit dazu, und er konnte auch, wie Solon, sprechen: γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. Den Eindruck eines alten Lehrers bekam man wohl, aber nicht den eines verfallenden, der sich überlebt hat.

Schwer allerdings gieng es meinem Vater ein, sich selbst zu gestehen, daß für jeden Menschen eine Zeit kommt, wo er mehr auf das Empfangen, als auf das Geben angewiesen ist. Um so mehr aber strengte er sich an, auch immer geben zu können. Nun muß zwar einer seine Lebensaufgabe schlecht erfüllt haben, wenn er im Alter aus dem Schatze seiner Erfahrung nicht ohnedies der nachwachsenden Generation manches bieten kann, was dieser noch fehlt. Solche erfahrene Greise haben immer etwas Ehrwürdiges, selbst wenn sie sich überlebt haben und nur noch wie eine Reliquie aus der Vergangenheit in der Gegenwart stehen. Bei meinem Vater aber war es mehr als diese Erfahrung, die ihm seine Stellung im Alter sicherte und ihm zugleich seine Haltung vorzeichnete. Ich habe ihn in einem kurzen Nekrolog, aus der Feder eines mir Unbekannten, als den Letzten aus der Reihe jener alten Rectoren, wie Held, Döderlein,

Bomhard, Roth, Elsperger — es hätte auch Nägelsbach's Name beigefügt sein können, wenn dieser sich auch seine Verdienste um die Schule nicht als Rector erwarb, — bezeichnet gefunden. Es ist kein unrichtiges Urtheil, obgleich dem Worte sich einige Wehmuth beimischt. Denn es klang auch in dem eigenen Gefühle meines Vaters etwas davon durch, daß er der Letzte war von einer Vergangenheit, die ihm Stolz und Labung war, und er sah sich als den Wächter einer immer mehr entschwindenden Tradition an; dies ließ ihn den Gegensatz gegen die herrschende Strömung, dessen er sich wohl bewußt war, gering achten. Sie brauchen sich auch nicht zu verkriechen, diese Männer, vor den Epigonen; man mag immerhin an der alten Eiche die dürren Aeste zählen, sie bleibt doch die Eiche und ist etwas anderes, als der junge Nachwuchs um sie herum, der erst noch zeigen muß, ob er zum Baume werden kann, oder gar das Schlinggewächs, das sich an ihr hinaufrankt, und aller Welt zuruft: „Seht, wie groß und schön ich bin", aber nicht daran denkt, daß es seinen Halt nur durch den Stamm hat, den es undankbar zerdrückt. Eben in diesem Blick auf die Vergangenheit lag für meinen Vater aber auch die Zuversicht im Alter. Nicht mit dem wehmüthigen Gefühle, wie so mancher alte Mann, hat er von seinem Werke Abschied genommen: Ich habe es noch so gemacht, weil ich mich in die neue Zeit nicht mehr zu finden vermag; jüngere Männer mögen es nun anders versuchen. Es war vielmehr die Wehmuth des Abschieds, die am liebsten das Werk noch länger selbst gehütet hätte und es nur abgibt, weil eine höhere Hand den müden Arbeiter zur Ruhe verweist. Sie ist begleitet von Sorge und Zuversicht, daß das Werk auch weiter gedeihen wird.

War das nicht Selbsttäuschung? nicht Eigensinn? Nun, jedes Werk trägt das beste Zeugniß seines Werthes in sich selbst. Eine Schule zumal, der vielköpfige Organismus, wird schnell den Kampf des Neuen mit dem Alten zur Erscheinung bringen, wenn der neue Geist der lebenskräftigere, der alte der abster-

bende ist. Auch bei Sct. Anna waren nach und nach die alten Kräfte ausgestorben, die mit meines Vaters Rectorat groß gewachsen waren, und jüngere an ihre Stelle gerückt. Ich meine, es liegt ein starkes Zeugniß für die Lebenskraft des Alten darin, daß auch diese jüngeren Kräfte sich fest hineinlebten in die Besonderheit des Ganzen und gerne als Glieder jenes Organismus sich fühlten, und ein ebenso starkes darin, daß überhaupt mit dem Abtreten meines Vaters nicht der Wunsch sich regte, daß nun etwas Neues beginnen, sondern vielmehr, daß in seinem Geiste fortgearbeitet werden möge.

Noch in weiteren Kreisen hat seine Thätigkeit nachhaltige Wirkung gehabt. Wer die bayrischen „isolierten" Lateinschulen früher kannte, der weiß, was für verlorene Posten in unserem Schulwesen es größtentheils waren. Der wahrhaft kläglichen äußeren Lage der Lehrer selbst, wovon die gegenwärtige Generation glücklicher Weise nichts mehr zu fühlen hat, entsprach leider vielfach der Zustand der Schulen selbst so sehr, daß man sich an den vollständigen Anstalten ganz daran gewöhnt hatte, sie gar nicht als ebenbürtig anzusehen; bei den Schülern, die von daher kamen, war es stillschweigende Voraussetzung, daß sie gar nicht mitbringen konnten, was sie sollten. Im Kreise Schwaben war es anders. Mein Vater hatte es sich von Anfang an ernstliche Sorge sein lassen, die dort seiner Aufsicht unterstellten Schulen auf die gleiche Stufe mit den vollständigen Anstalten zu bringen.*) Er suchte sie ebenso sehr mit tüchtigen

*) Es mag diese Bemerkung auch zur Erläuterung seines Referats über den Antrag auf Wiedereinführung des sogenannten „kleinen philologischen Examens" dienen, dessen Ablehnung er bei der Synode von 1857 durchsetzte. Es wurde ihm das damals von einem Theil der Geistlichen, welche darin fälschlich eine Schädigung der Interessen der evangelischen Kirche sahen, sehr verargt. Er aber glaubte besser für diese und für die Schule zu sorgen, wenn die jungen Theologen, die im Lehramt thätig sein wollen, gezwungen würden, sich auch die dazu nöthigen Kenntnisse anzueignen, als wenn man die Zugehörigkeit zum geistlichen Stand als einen Ersatz dafür gelten ließe.

Lehrern zu versehen, als diese zum Verständniß ihrer Aufgabe anzuleiten und überall mit Rath und That zu unterstützen. Seine oftmaligen, eingehenden Inspectionen hatten weniger den Zweck, die Leistungen zu prüfen, die er an den nach Sct. Anna übertretenden Schülern viel besser sehen konnte, als durch Belehrung und Beispiel die Lehrer selbst mit dem, was er wollte, vertraut zu machen. Daß trotz des loseren Zusammenhangs mit diesen Schulen sein Geist auch hier durchdrang und sie beherrschte, und daß man dort in diesem Geiste heute noch fortzuwirken sucht, ist eben ein Beweis seiner Kraft.

Und worin ruhte diese schließlich? Es war die innere Einheit seines Wesens, die meinen Vater nie planlos herumirren und in das unstäte Experimentieren verfallen ließ, das leider das Kennzeichen des bayrischen Schulwesens zu allen Zeiten gewesen ist. Es waren große und feste Gesichtspunkte, von denen aus er von Anfang an den Unterricht angesehen hatte. Sie waren ihm das Ergebniß seiner ganzen Anschauung vom Leben, seinem Grund, seinem Ziel, seiner Hoffnung; daher die Energie seines Wollens; die Zuversicht seines Handelns. Ob es auch die richtigen wirklich waren? Nun, sein Lebenswerk liegt abgeschlossen vor; es gehört bereits der Geschichte, der unerbittlichen Richterin. Aber nicht sowohl die nächste, als eine spätere Zukunft wird unparteiisch urtheilen können. Es hatte sich noch nicht lange das Grab über der irdischen Hülle meines Vaters geschlossen, da las ich in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung", welcher mehr um seines Verfassers, als um seines Inhalts willen bemerkenswerth war, die Worte: „Es ist auch der Geist Nägelsbachs und Mezgers wieder heraufbeschworen worden." Es hat diese geringschätzige Art zu reden auch bei anderen verletzt, die gleich mir zu den Füßen des Erlanger Professors gesessen sind, dem wir alle die herzlichste Dankbarkeit bewahrt haben, und dessen Bild über meinem Schreibtisch ich nie ansehen kann, ohne daß mir die Worte des Tacitus einfallen: admiratione et immortalibus laudibus et, si natura

suppeditet, imitando te colamus. Meines Vaters Sache aber als die meinige anzusehen, habe ich noch ein näheres Recht und die Pflicht. Man mag sich vielleicht in den Kreisen, aus denen jener Artikel stammte, mit dem Glauben tragen, man habe jenen Geist todt gemacht, sich vielleicht sogar etwas darauf zu Gute thun. Mich hat es seltsam berührt, daß fast zu der nämlichen Zeit — nicht aus Veranlassung jenes Zeitungsartikels — ein ehemaliger Mitschüler an mich schrieb: „Der Geist des ehrwürdigen Rectors von Sct. Anna wird noch lange fortwirken in Schule und Kirche.“ Es wird die Zukunft lehren, wer von beiden Recht hat. Daß zwei verschiedene Geister hier mit einander kämpfen, will ich nicht bestreiten.*)

Aber ein Geist war es allerdings, aus dem Nägelsbach's und meines Vaters pädagogische Anschauung geboren war, so selbständig auch ihre beiderseitige Thätigkeit im Leben verlief. Es war der idealere Geist der Zeit, in die ihre Jugend fiel, an dem sie fest gehalten haben ihr Leben lang. Er dachte von der Aufgabe unserer Schulen höher, er faßte die Pflicht des Schulmanns ernster und tiefer als die Gegenwart. Was Wunder, daß er auch gerne zurückschaute in jene Zeit, wo seine Wurzeln lagen, die auch dem alten Stamme noch immer seine Nahrung zuführten. Für meinen Vater war alles ein theures

---

*) An demselben Tage noch, wo ich dieses niederschrieb, fiel mir ein „Zur vergleichenden Religionsforschung“ überschriebener Aufsatz in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 24. Juli 1877 in die Hand, in welchem ich folgende Stelle las: „Das schöne Wort des seligen Nägelsbach, des Verfassers der homerischen Theologie: „Bewahret die classischen Studien; sonst bricht die Barbarei über uns herein! Aber haltet auch fest am Evangelium, sonst bleibt das Alterthum unverstanden und bringt uns unheilvolles Heidenthum!“ hat seinen Widerhall unter den Schulmännern und Kirchendienern noch nicht verloren. Aber die Kirche würde nicht so in Conflict mit dem Staate, mit der Schule und mit sich selbst gerathen sein, wenn dieser Rath besser befolgt worden wäre.“ — So möge denn dieses mir unvermuthet aufstoßende Urtheil eines mir Unbekannten als ein Zeugniß für diesen „wieder heraufbeschworenen“ Geist hier eine Stelle finden.

Gut, was aus jener Vergangenheit ihm noch übrig war; und das war nicht wenig; denn nicht in den engen Schranken des Schullebens allein waltete jener Geist, sondern draußen im Leben, auf verschiedenen Gebieten des Berufes, hatten gleichgesinnte Jugendfreunde ihn ebenso bethätigt. Und es ist meinem Vater vergönnt gewesen, einige von ihnen sich im Alter noch einmal recht nahe gerückt zu sehen. Es hat ihm dies seine letzten Lebensjahre verschönert; denn mit jenen hat er so innig fortgelebt, wie in der Knaben- und Jünglingszeit. Ein Freund aus der Erlanger Burschenschaft, der damals vom Judenthum zum Christenthum übergetreten war, dann als Pfarrer lange in Segen gewirkt hat, hatte sich aus Gesundheitsrücksichten von seiner Pfarrei zurückgezogen und war nach Augsburg übergesiedelt. Ich glaube nicht, daß ihn mein Vater seit ihrem Abschied in Erlangen wieder gesehen hatte; aber von dem Augenblick an, wo sie wieder beisammen waren, war auch ihr Verhältniß wieder ein so brüderliches, wie einst in der Burschenzeit. Für den Freund hatte er immer ein offenes Ohr, auch in den sorgenvollsten Stunden, und Pfarrer Mayer's freundliche Zurede, die sich auch durch eine anfängliche barsche Abweisung nicht irre machen ließ, vermochte ihn manchmal, zur Schonung seiner Gesundheit etwas zu thun, wozu ihn seine Kinder nicht bringen konnten. Kam dann etwa einmal ein anderer alter Freund, was öfter geschah, nach Augsburg zu Besuch, so holte man noch Dr. Hertel, und dann lebten die Erlanger Erinnerungen auf, als lägen sie erst wenige Tage hinter ihnen. Groß war die Freude, als zwei der genauesten Freunde aus der Burschenschaft in ihren alten Tagen ihren Wirkungskreis in der Nähe von Wassertrüdingen bekamen, Dekan Koch in Gunzenhausen und Pfarrer Wild in Schwaningen. Wenn nun mein Vater nach seinen jährlichen Schulvisitationen in Nördlingen und Oettingen seinen Geburtsort wieder aufsuchte, wo er freilich fast nur mehr die Gräber der Eltern und die stummen Zeugen der Vergangenheit, einst lieb gewesene Plätze und

Häuser, aufzusuchen hatte, so harrte seiner in der Nähe die freundlichste Bewillkommnung, und man bestellte sich zusammen; denn auch Redenbacher war nur eine Stunde von Gunzenhausen entfernt. Ein anderer Freund aus noch älterer Zeit und durch unauslöschliche Erinnerungen mit ihm verwachsen, Bocke, der Gefährte seiner Schreiberzeit auf dem Rentamt, lebte ihm in München. Wie freute er sich, als er ihn bis zum Staatscassier befördert, als er ihn dann bei seinem Scheiden aus dem Staatsdienst mit den wohlverdienten Ehren ausgezeichnet sah! So oft er nach München kam, that es ihm wohl, die wenige freie Zeit, die ihm das philologische Examen übrig ließ, dem Jugendgenossen, der auch treuer Freund im Alter blieb, widmen zu können. Noch als Greise haben sie mit einander auch das Wassertrüdinger Rentamt aufgesucht und sich vor den Akten, die von ihren Händen geschrieben waren, das Einst und Jetzt ihrer Lebensführung vergegenwärtigt.

Unter denen, die er immer um sich hatte, blieb ihm aber stets der Nächste Bomhard. Ihrer Freundschaft hat er noch in seiner Gratulationsschrift ein schönes Denkmal gesetzt, als im Jahre 1865 Bomhard sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte. In weiten Kreisen nahm man Antheil an dem Ehrentage des um die protestantische Kirche Bayerns hochverdienten Mannes, der wohl der begabteste Kanzelredner gewesen ist, den sie gehabt hat. Auch die theologische Facultät in Erlangen fühlte die Pflicht, ihm ihre Hochachtung durch eine Adresse zu beweisen, — das Doctordiplom hatte sie ihm schon sechzehn Jahre früher überschickt, — und ersuchte meinen Vater, sie ihm in ihrem Namen zu überreichen. Es freute ihn innigst, so in doppelter Weise dem geliebten Freunde ehrende Freude bereiten zu dürfen. Bomhard's Beredsamkeit hatte sich an diesem Tage selbst übertroffen. Allen Deputationen antwortete er in einer Weise, die alle wohl vorbereiteten Reden, welche an ihn gerichtet wurden, in den Schatten stellte. Als nun am Abend beim Festmahl, zu dem man den Jubilar geladen hatte, in mancher schönen

Antwort dem Greise wieder süßer als Honig die Rede vom Munde floß, erhob sich mein Vater, um auf die Quelle hinzudeuten, aus der ihm diese Meisterschaft stammte, und brachte einen Toast aus auf den beredten Zögling der alten Classiker. Denn die waren es wirklich gewesen, an denen er sich gebildet hatte. Ursprünglich war er selbst von seinem Vater zum Philologen, sein Bruder, der spätere Ansbacher Schulrath, zum Theologen bestimmt gewesen. Eine nicht vorhergesehene Fügung hatte dann die Rollen vertauscht und diesen in die Schule, ihn selbst in das Pfarramt geführt, und beide sind sie Zierden ihres Standes gewesen. Die Jubiläumsfeier war der letzte helle Sonnentag in Bomhard's Leben. Bald fieng die Kraft des hochbejahrten Mannes an zu verfallen, und wenn auch die kräftige Natur noch längere Zeit dem Tode trotzte, er konnte jenen Tag doch als den Schluß seines segensreichen Wirkens ansehen. Als er starb, sank für meinen Vater mehr als nur ein Freund in's Grab.

Quis desiderio sit pudor aut modus
tam cari capitis?

Kurze Zeit nach Bomhard's Jubiläum kam auch für ihn selbst ein Tag, den man sonst als einen festlichen zu begehen pflegt: es gieng das fünfundzwanzigste Jahr zu Ende, seit er das Rectorat führte. Er wünschte ihn in aller Stille zu begehen; denn sich öffentlich feiern zu lassen, war ohnedies seine Sache nicht; und jetzt legte er auf Ehrenbezeigungen immer weniger Werth; nur dann war er empfindlich, wenn er in ihrer Unterlassung Absicht vermuthen mußte. Die ein Jahr zuvor geschehene Verleihung des Schulrathstitels, die ihn überraschte, weil eine besondere Veranlassung dazu nicht vorlag, hatte ihn ziemlich kalt gelassen. Bomhard's Fest hatte ihm überdies erst jüngst gezeigt, wie aufregend für das höhere Alter solche Tage sind, und er hatte deshalb seine Collegen besonders gebeten, von jeder Feier abzusehen. Sie sind diesem Wunsche nachgekommen, haben es sich aber doch nicht nehmen lassen, ihm eine Festschrift zu überreichen, die sein ältester College, Professor Oppenrieder,

verfaßt hatte. Ein anderer College, Professor Cron, jetzt sein Nachfolger im Rectorate, hatte ihm dazu noch die eben erschienene neue Auflage seiner Plato-Ausgabe gewidmet; ein dankbarer Schüler, Pfarrer Prinzing in Memmingen, that dasselbe mit seinem Gebetbuch für Mittelschulen. Auch eine Gratulationsschrift der protestantischen Geistlichkeit aus Bomhard's Feder, sowie eine solche der Lateinschulen in Memmingen, Nördlingen, Oettingen und Lindau fehlten nicht. Trotz der gewünschten Nichtbeachtung kam dann von Nah und Fern noch manches Zeichen der Liebe und Hochachtung von Freunden und Schülern, das dem Herzen meines Vaters wohl that, weil er nun gewiß wußte, daß es auch aus dem Herzen kam. Es war aber noch ein anderer Grund, der ihn von jeder lauten Feier zurückhielt, ein Grund, den er gegen andere nicht aussprach, obwohl er ihm der schwerstwiegende war, und den auch von uns keines aussprechen wollte, obwohl wir ihn alle fühlten. Aber als wir beim Frühstück saßen, öffnete das ihn überwältigende Gefühl des Herzens auch die Lippen, und er sprach es aus, was ihm fehlte, unsere Mutter. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat unvermuthet ein alter Freund, Oberbaurath Voit von München. Er war in dem Hause meiner Großeltern in Wassertrüdingen, in dem seine Eltern zur Miethe wohnten, geboren, ganz gleichalterig mit meinem Vater, der Genosse seiner Kindheit. Dann waren ihre Wege aus einander gegangen, bei dem einen durch das Gymnasium, bei dem andern in das Handwerk und auf die Schreibstube. Aber in der Oberclasse in Augsburg hatten sie sich wieder gefunden, und mit einander hatten sie ihr Maturitätszeugniß erhalten, um dann wieder ganz verschiedene Wege im Leben zu gehen. Ein Zufall hatte Voit jetzt gerade nach Augsburg geführt, wo er im Hause seiner Schwester erfuhr, welche Bedeutung der Tag für den alten Freund hatte. Wie freudig war mein Vater überrascht, als er so plötzlich in's Zimmer trat; vor dem alten Wassertrüdinger Gefährten brauchte er nicht zu verhehlen, was ihn drückte; der verstand es.

Der Wunsch der Seinigen wäre gewesen, daß er selbst nun auch an einen Abschluß seiner amtlichen Thätigkeit gedacht hätte; der durch die Ueberanstrengung einer so langen Reihe von Jahren hart mitgenommene Körper schien es gebieterisch zu fordern. Er wollte nie etwas davon hören. Das Einzige, was erreicht werden konnte, war, daß er im folgenden Jahre die Einberufung zur philologischen Prüfung ablehnte. Aber die Leitung der Anstalt, seinen Unterricht, die Vorstandschaft des Collegiums gab er nicht aus der Hand. Es war sein Begriff von Pflicht, der ihn auf dem Posten hielt; so lange man wirken konnte, mußte man nach seiner Ueberzeugung. Und es war staunenswerth, was er für eine Gewalt über seinen Körper hatte. Wer ihn im Garten gehen sah, konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Greisenalter, das jetzt auch seine lange dunkel gebliebenen Haare zu bleichen, seinen elastischen Körper zu beugen anfieng und seinen raschen Schritt langsamer machte, sichtbar heranzog, ahnte aber ebenso wenig davon, wie das alte Feuer in diesen Körper strömte, sowie er vor die Schüler trat oder die Bücher aufschlug oder die Feder in die Hand nahm. Nur die Hast, mit der die letztere geführt wurde, zeugte von der außerordentlichen Reizbarkeit, welche sich der Nerven allmählich bemächtigt hatte. Seine früher so schöne und gefällige Handschrift wurde dadurch allmählich für fremde Augen fast unleserlich, obwohl sie, wenn er es über sich gewann, einmal langsamer zu schreiben, immer noch davon Zeugniß gab, daß er einst nicht ohne Grund auf die Schreibstube geholt worden war. Ebenso wuchs seine Heftigkeit im Reden. Es meldeten sich immer mehr Boten des Alters. Manche erschreckenden Erfahrungen legten die Befürchtung eines Schlaganfalles immer näher. Ein schwerer Sturz von einer steilen Treppe im Collegium, den er im Jahre 1869 erlitt, scheint schon eine derartige Veranlassung gehabt zu haben. Ruhe wäre dringend geboten gewesen, und die konnte er nur bekommen, wenn er sich ganz vom Amte loslöste. Aber davon sprach man ihm vergebens; er hoffte vielmehr, darin

solle ihn der Tod einmal finden. Denn es beherrschte ihn das Gefühl, daß die Alten dem nachwachsenden Geschlecht auch ein Zeugniß schuldig seien, daß sie ihren Beruf höher, begeisterter und selbstloser aufgefaßt hätten, als die eigennützigere und weniger ideale Gegenwart. Je mehr die Reihen dieser Alten gelichtet wurden, um so mehr wollte er ausharren. Aber Labung war es ihm, auf die hinzusehen, die er als Gesinnungsgenossen aus seiner Zeit noch wirken sah. Als im Jahre 1869 Schulrath Elsperger in Ansbach sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, hat er es sich nicht nehmen lassen, die Gratulationsschrift des Sct. Anna-Gymnasinms selbst zu verfassen. So fügte es sich, daß die letzte Schrift, die er drucken ließ, an den nämlichen Ort und zu dem nämlichen Zweck und wieder an einen Rector des dortigen Gymnasiums sich richtete, wie seine erste, die Gratulationsschrift für Rector Schäfer. Es will mir dieses zufällige Zusammentreffen wie ein Sinnbild vorkommen von der Einheit eines Geisteslebens, dessen Ziel mit dem Ausgangspunkte sich wieder zusammenschloß, um ein harmonisches Bild darzustellen.

Es war ihm Stärkung und hohe Freude, daß er auch außerhalb des Berufs am Abend seines Lebens noch die Hoffnungen seiner Jugend sich erfüllen sehen durfte. Mit Dank gegen Gott hat er die große Zeit unserer nationalen Wiedergeburt durchlebt. Die Jahre 1866 und 1870 haben zwar in allen Kreisen eine durchschlagende Wirkung geübt; das Nationalbewußtsein ist in erfreulichster Weise erwacht; es ist seitdem der Patriotismus sogar etwas so Wohlfeiles geworden, daß einem wohl bangen kann, ob die künftige Generation noch genug erkennen und schätzen wird, was für ein theures Gut ein Vaterland ist. Für diejenigen, welche einst den tiefen Fall erlebt, allzu freudig das Morgenroth begrüßt haben, schwer enttäuscht worden sind, lange Jahre geharrt und gehofft haben, hatten sie mehr zu bedeuten. Obwohl mein Vater sich seit 1848 von jeder politischen Thätigkeit fern gehalten hat, fand doch, was

draußen vorgieng, in seinem Herzen den lautesten Widerhall. Er gehörte unter diejenigen, in Süddeutschland damals nicht allzu zahlreichen, Patrioten, welche aus dem Kanonendonner von Königsgrätz das Glockengeläute einer neuen und großen Zeit heraushörten, weil sie rechtzeitig erkannten, daß Preußen zum Heile Deutschlands das Schwert zog, so schmerzlich für ihn auch der Gedanke war, daß der Staat, dem er sein Leben lang treu gedient hatte, damals die Waffen gegen Preußen trug. Für ihn wachten alle Erinnerungen der Jugendzeit mit erneuter Lebendigkeit auf; seine Wiege war ja in einem Städtchen des damaligen Königreichs Preußen gestanden. Die Katastrophe von Jena hatte schon in seiner Kindheit dieser Periode auch für die Markgrafschaft Ansbach ihren traurigen Abschluß gegeben. Aber die Erwachsenen lebten noch lange fort in diesen Traditionen, und mit ihren Gedanken war in den Freiheitskriegen auch der Blick des Knaben hinübergeschweift auf die Schaaren, die Blücher's Heldengestalt bei Leipzig und Waterloo führte, und bewundernd hieng er immer an Scharnhorst, Gneisenau, York und dem herrlichen Freiherrn von Stein. Zwar hatte ihn selbst die Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse in den Dienst eines anderen Staatswesens gestellt, und mit der Treue und Gewissenhaftigkeit, welche der Grundzug seines Charakters war, hat er die Pflichten gegen sein neues Vaterland Bayern stets erfüllt und ist ihm in aufrichtiger Anhänglichkeit zugethan gewesen. Aber daß die nationale Erneuerung Deutschlands von Preußen kommen müsse, das war ihm sein Leben lang unwandelbare Ueberzeugung gewesen. Was Wunder, daß sein Herz freudig schlug, als der Heldengreis, der als jüngster Prinz noch im letzten Ansbacher Staatshandbuch, das erschienen ist, steht, die Namen Gravelotte, Sedan, Paris mit lorbeerumkränzter Schrift in die Tafeln der Geschichte einschrieb, und von Versailles her die Freudenbotschaft kam: das Haus Hohenzollern gab Deutschland einen Kaiser; wir haben wieder ein deutsches Reich.

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse hat er auch seine Heimat zum letzten Mal wieder gesehen. Es war im Sommer 1871, nach der letzten Visitation, die er an der Oettinger Lateinschule vorgenommen hat. Von dem Hause, wo er geboren war, hat er meine Schwester und mich noch einmal hingeführt vor das ärmliche Häuschen, das seine Großmutter bewohnt hatte, — sein „Fraale“, wie man in Wassertrüdingen sagt, — der er immer ein besonderes Andenken bewahrt hat. Dann gieng es zu den Gräbern der Großeltern zum letzten Abschied. Als wir dann draußen auf dem Bahnhof die Ankunft des Eisenbahnzugs erwarteten, befanden wir uns unter Soldaten, die eben vom Feldzug heimkehrten. Es waren keine Preußen, wie die, mit welchen soeben die Erinnerung an seine Kinderjahre die Straßen des Städtchens belebt hatte, sondern bayrische; aber eine höhere Einheit hatte die Unterschiede bereits verwischt und ausgeglichen: es waren deutsche Kämpfer aus dem glorreichen deutschen Krieg. So klang auch in die Wehmuth des letzten Besuchs etwas von der Erfüllungsfreude der Gegenwart und der stolzen Hoffnung der Zukunft hinein.

Als ich damals mit ihm durch Wassertrüdingen gieng, konnte ich mir nicht verhehlen, daß diese schwanken Schritte, die mir an dem heißen Sommertag die Befürchtung eines Schlaganfalles sehr nahe legten, seine letzten in der Vaterstadt sein würden. Er fühlte es wohl selbst, obwohl er sich nicht darüber aussprach. Immer zahlreicher wurden die Mahnungen, daß seine Zeit zur Neige gieng. Seinen treuen Jugendfreund Mayer hatte er zu Grabe geleitet; nun war mitten in dem allgemeinen Siegesjubel während des Krieges ein anderer, noch viel schmerzlicherer Schlag auf sein Haupt gefallen, der um so weher that, als man ihn schon lange kommen sah. Mein ältester Bruder, der nach fast fünfzehnjähriger Dienstzeit als Studienlehrer bei Sct. Anna endlich im Jahre 1867 die längst verdiente Beförderung zum Gymnasialprofessor erhalten hatte, begann bald darauf an einem unheilbaren Herzleiden hinzusiechen. Er war des Vaters

Stütze in manchen Dingen gewesen, der gerechte Freude haben durfte an der Achtung, die sein ältester Sohn in weiteren Kreisen genoß. Schon schwer leidend hatte er sich noch in der letzten Zeit durch seine aufopferungsvolle Thätigkeit als Vorstand des Kreishilfsvereins von Schwaben und Neuburg ausgezeichnet und sogar noch wenige Wochen vor seinem Ende einen Hilfszug nach Frankreich begleitet. Bald nach seiner Rückkehr entblätterte der Todeshauch des November den jungen Stamm. Noch blutete die frische Wunde; da raubte der Tod auch einen treuen Freund unserer Familie, dem der Vater einst bei dem Hingang unserer Mutter die Vormundschaft über die noch minderjährigen seiner Kinder in die Hand gelegt hatte. Das Hinscheiden des biedern Collegen Greiff ergriff ihn tief und war wieder eine starke Mahnung, sich selbst fertig zu machen. Stärker noch pochte der Allbezwinger an, indem er ihn selber die Vergänglichkeit des Körpers fühlen ließ. Mühsam sich hinschleppend kam er an heißem Sommertage aus dem Garten herauf und erzählte meinen erschrockenen Schwestern, er sei lange auf einem Stuhle gesessen und wisse nicht, wie ihm zu Muthe gewesen sei: „mir war immer, als müßte mich ein Schlag treffen", — und es scheint das wirklich der Fall gewesen zu sein. Und doch konnte er sich nicht von seiner Thätigkeit losmachen, sah es sogar ungern, wenn man ihm etwa in den Garten nachgieng, um ihn im Falle der Noth nicht hilflos zu lassen; man mußte die Absicht verhüllen, um ihn nicht unwillig zu machen. Immer häufiger stellten sich Leidenstage ein, wie sie das Alter im Gefolge hat, oft von der bedenklichsten Art; aber sein Wille ließ sich nicht beugen; er überwand sie. Als die Absolutorialprüfung im Jahre 1872 gehalten wurde, fand man ihn Morgens auf dem Bette sitzen, auf das er beim Ankleiden zurückgesunken war, halb gelähmt; mit Schrecken erkannten die Seinigen, was vorgegangen war; aber er ließ sich durch keine Bitten abhalten, seiner Pflicht auch da noch nachzugehen; auch der gebrochene Körper mußte ihm gehorchen. Mit Bewunderung hat mir einer seiner Col-

legen erzählt, mit welcher Frische und Sicherheit er den ganzen Vormittag examiniert habe, obwohl er nur mit fremder Unterstützung das Zimmer hatte erreichen können. Dann freilich brach die Kraft zusammen; der Arzt staunte, daß der Wille vermocht hatte, was ärztliche Kunst nicht zu leisten im Stande ist. Nach der Erholung der Ferien glaubte er sein Amt wieder beginnen zu können; da gebot ihm eine höhere Hand Halt. Kaum hatte er seinen Unterricht wieder begonnen, so warf ihn ein schmerzhafter und langwieriger Gürtelausschlag auf das Krankenlager. Eine Zeitlang versuchte er noch vom Bette aus den Unterricht fortzusetzen; dann erkannte er die Unmöglichkeit und gab den Bitten der Seinigen nach, um den Ruhestand nachzusuchen, auf den er längst gesetzlichen Anspruch hatte. Zwar wurde ihm die Hoffnung damit zu nichte, daß ihn der Tod in seinem Berufe finden sollte; aber sein Pflichtgefühl sagte ihm andererseits auch, daß es nicht recht sei, ein Amt länger zu behalten, als man es führen könne. Mit schwerem Herzen hat er sein Enthebungsgesuch geschrieben, nicht ohne Vorschläge zu machen wegen der Neubesetzung; denn das Werk, das seine Sorge Tag und Nacht gewesen war, blieb es auch noch über den Abschied hinaus; als er die Bitte abgesendet hatte, wurde er ruhiger; denn er hatte seine Pflicht gethan. Sein körperlicher Zustand hätte ihn eine rasche Erledigung doppelt wohlthuend empfinden lassen; denn nicht nur die Schmerzen wuchsen, sondern die Krankheit wurde auch immer mehr zum Nervenleiden. Ueber vier Monate giengen hin, ehe er einen Bescheid bekam. In der trübsten Stimmung schrieb er an zwei Mitglieder des eben erst in's Leben gerufenen obersten Schulraths, unter dessen erste Geschäfte seine Quiescierung gehörte. Nun erst erfolgte eine Antwort. Was weiter geschah, davon will ich lieber schweigen.

Er war tief bewegt, als er die Wohnung verließ, in der er so lange gelebt hatte, und besonders fiel es ihm schwer, von dem Raume Abschied zu nehmen, in dem unsere Mutter den letzten Athemzug gethan hat. Da er mitten im Jahre seine

Amtswohnung verlassen mußte, wo ein passendes Unterkommen nicht zu finden war, sah er sich genöthigt, sich mit den Ersparnissen, die er unter manchen Entbehrungen für einen andern Zweck zurückgelegt hatte, ein Haus zu kaufen. Als er die freundlich gelegene Gartenwohnung vor der Stadt bezog, hoffte er wohl, daß die frischere Luft ihm Stärkung seiner Gesundheit bringen würde. Aber, wie sich voraussehen ließ, schwanden die Kräfte mit der Entbehrung der gewohnten Thätigkeit rasch. Nur drei Vierteljahre noch genoß er die Ruhe. Von Genießen darf ich eigentlich nicht reden; denn es war ein wehmüthiger Anblick, wenn man den einst so rüstigen Mann nun gebrochen in seinem Lehnsessel, den er bis in die hohen Jahre gemieden hatte, sitzen sah. Hier las er, und es waren bis an sein Ende die Classiker, die er in den Händen hatte, Homer, Sophocles und zuletzt Lucan. Ermüdete sein Auge, so sah er schweigend hinüber nach der seinem Fenster gegenüber liegenden Forster'schen Fabrik, in der er seine Hofmeisterzeit zugebracht hatte. Hie und da zog dann ein freundliches Lächeln über sein Gesicht und kündete, woran er dachte. Die ungeschwächte Klarheit des Geistes behielt er bis in die letzten Lebenstage. In der Osterwoche 1874 habe ich ihn zum letzten Male im Leben gesehen und ihm mit dem Bewußtsein die Hand gedrückt, daß es der Abschied für dieses Leben war. Die besondere Innigkeit seines Händedrucks sagte mir, daß er das Nämliche fühlte. Wenige Tage später erhielt ich die Todeskunde; es war der 19. April, als er sanft in das bessere Leben hinüberschlummerte. Zwei Tage später haben wir ihn in das Grab unserer lieben Mutter und unseres ältesten Bruders gesenkt. Wohl selten hat der Augsburger Gottesacker eine größere Leichenbegleitung gesehen, als die, welche seinen von dankbaren Händen mit Blumenkränzen überschütteten Sarg zum Grabe geleitete. Eine befreundete, und in der Stille auch eine uns unbekannte Hand hatten ihn auch mit dem verdienten Lorbeer geschmückt.

Am Pfingstsonntag jenes Jahres stand ich vor dem Lutherdenkmal zu Worms. Wer kann anders als mit Andacht diese eherne Geschichte einer großen Zeit ansehen? Man steht hier auf dem Grundstein unseres heutigen Lebens. Da erklangen die Glocken von dem nahen Dom, und es wurde mir immer festlicher zu Muthe, und ich dachte daran, was mir meine Geschwister erzählten, — denn mich selbst hat eine unerwünschte Versetzung in weite Ferne der Anwesenheit am Sterbebette meines Vaters beraubt, — wie in dem Augenblick, wo er verschieden war, die Glocken der ganzen Stadt zu läuten begannen, um zum Gottesdienst zu laden; denn es war ein Sonntagsmorgen; und wie das so feierlich gewesen sei. Und ich schritt hinüber in den majestätischen Dom, und der stolze Bau schien mir noch schöner als vorhin; meine Gedanken verbanden das Wort des bekenntnißfreudigen Mönches draußen mit dem Gefühle der Ehrfurcht, mit welcher ich die hohen Hallen betrat. Ein Prediger stand auf der Kanzel und declamierte und gesticulierte, und eine sogenannte andächtige Zuhörerschaft sah hinauf oder plauderte, und es strömten Menschen ab und zu. Da überlief es mich kalt, und ich flüchtete mich wieder hinaus in den hellen Sonnenschein zu dem ehernen Manne, der mir schon von weitem zurief: „Das Wort sie sollen lassen stan und kein Dank dazu haben." Und ich schritt wieder herum bei den hehren Gestalten; jede hatte etwas Erhebendes; und doch zog es mich vornehmlich und immer wieder von neuem hin zu dem milden Magister, der uns Lehrern vor allem die Bahn geöffnet hat, in der wir wirken. Ich gedachte des 19. April 1860, wo mich eine besondere Fügung der Umstände auf die Kanzel eines mittelfränkischen Städtchens geführt hat, ihm die Gedächtnißrede bei der dritten Säcularfeier seines Todes zu halten. Und wieder war es ein 19. April, — er lag noch so nahe hinter mir! — da schlief ein anderer ein, der mir der Nächste im Leben war. Was siehst du mich so freundlich an, ehrwürdiger Praeceptor Germaniae? „Das war mein echter Jünger", hörte ich ihn

sagen, und die Siegesfreude, mit der das eherne Bild, die Repräsentantin meiner Vaterstadt, zu Melanchthon herüberblickt, kam mir vor wie das Zeugniß eines guten Gewissens, daß man dort das Vermächtniß der Reformatoren wohl gewahrt habe, und ihre Palme, wie wenn sie ihr Melanchthon jetzt eben gegeben hätte in einem höhern Auftrage. Da habe ich den Gedanken gefaßt: ich will das Bild meines Vaters zu entwerfen versuchen. Ob es getroffen ist, mögen die entscheiden, die ihn gekannt haben; ich hoffe es. —

Als einst Hieronymus Wolf's dankbare Schüler ihren Lehrer in die Gruft senkten, schrieben sie auf seinen Stein die Worte Theocrit's: τοῖς παισὶν εἶπε χρήσιμα· μεγάλη χάρις αὐτῷ. Sie sind mir oft eingefallen, während ich das Vorstehende niederschrieb. So mögen sie denn auch auf diesem Blatt zu deinem Gedächtniß stehen, lieber Vater; schlafe wohl!

14/11

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen.

Aus dem Verlag

der

C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

J. von Döllinger: **Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient.** 2 Bde. 1876. M. 20.

A. von Eye: **Leben und Wirken Albrecht Dürer's.** Zweite Ausgabe. 1869. M. 4. 20 ₰.

Karl Theodor Heigel: **Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII.** 1877. M. 8.

Aug. Kluckhohn: **Friedrich der Fromme Churfürst von der Pfalz.** Der Schützer der reformirten Kirche 1559—1576. 1878. M. 7.

Franz von Löher: **Jakobäa von Bayern und ihre Zeit.** Acht Bücher niederländischer Geschichte. 2 Bde. 1869. M. 15.

Ludwig Müller (Straßburg): **Die Reichsstadt Nördlingen im schmalkaldischen Kriege.** Mit Karte. 1876. M. 3.

Friedrich Pecht: **Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts.** Erste Reihe. 1877. Eleg. geh. M. 4. Gebdn. M. 4. 80 ₰. (Enthält die Biographien von Cornelius, L. Richter, Rietschel, Knaus, Semper, Schwind, Feuerbach, Preller.)

Hermann Reuchlin: **Lebensbilder zur neueren Geschichte Italiens.** 1863. M. 3.

J. Sepp: **Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848.** (Ein werthvoller Beitrag zur Literatur der Geschichte der Romantik in Deutschland. Neue Streiflichter fallen auch auf Görres' Freunde: Brentano, Achim von Arnim, Boisserée, Baader, Steffens ꝛc.) Mit Porträt nach Kaulbach. 1877. M. 9.

Heinrich Thiersch: **Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Bayern.** Biographische Skizzen. 1869. M. 2. 80 ₰.

Fr. X. Wegele: **Friedrich der Freidige,** Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und die Wettiner seiner Zeit. (1247—1325.) Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches und der wettinischen Länder. 1870. M. 8.

Adolf Wilbrandt: **Heinrich von Kleist.** 1863. M. 6.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

